P.o. germ. 1797 3 Beaulieu

...age beträgt:

...Jahr	gegen	13 M. 50 Pf
...Jahr	Voraus=	7 M. — Pf
...teljahr	bezahlung	4 M. — Pf
einen Monat		1 M. 50 Pf
,weise für einen Band		— M. 6 Pf

französischen und englischen Bücher besteht deres Abonnement und zwar zu folgenden n:

ein ganzes Jahr	gegen	16 M. — Pf
...r ein halbes Jahr	Voraus=	9 M. — Pf
Für ein Vierteljahr	bezahlung	5 M. — Pf
Für einen Monat		2 M. — Pf
Tagweise für einen Band		— M. 10 Pf

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16. Maximiliansplatz 16.

Zur Ausführung von buchhändlerischen Aufträgen empfiehlt sich die

J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping).

29. Kaufingerstraße 29.

35436.

Langes Haar, krauſer Sinn.

Bibliothek Maximilianeum

Langes Haar, krauser Sinn.

Novellen

von

[ertrent]

G. v. Beaulieu.

J. Lindauersche Lehrbibliothek München Maximilianeum

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.
1887.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Motto:

Krauſer Sinn wohnt unter langem Schopfe
In manch' blondem, braunem Mädchenkopfe.

Inhalt.

Ein Traum auf Capri 9
Die kluge Else 131
La Berlinese 237

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Vor dem Kai von Santa Lucia in Neapel lag das kleine Dampfschiff, welches im Sommer täglich nach Capri fährt. Es war ¾ auf 9 Uhr Morgens, schon läutete die Glocke zur Abfahrt. In einem der Kähne, die im Begriff waren vom Lande abzustoßen, um die Passagiere noch rechtzeitig zum Schiffe zu bringen, saß zwischen zwei braunen halbnackten Ruderern ein Mädchen. Ihr schien die Umgebung neu zu sein, denn sie schaute mit Augen, die wie schönheitsdurstig in's Weite blickten, um sich, ohne auf die Barkenführer zu achten, welche in südlicher Lebhaftigkeit zu ihr sprachen. Erst als der Klang italienischer Laute mit nicht zu verkennendem deutschen Tonfall an ihr Ohr schlug, kehrten ihre wandernden Sinne zur Gegenwart zurück.

„Signora, erlauben Sie, daß ich auch in die Barke steige? Es ist die einzige, welche an der Marina steht und ich möchte noch das Schiff erreichen."

Sie wandte sich schnell um und sah einen jungen Mann vor sich. Er hatte eine schlanke Gestalt; aus einem bleichen, mit blondem Vollbart umrahmten Gesicht

blickten sie zwei braune Augen bittend an. In der rechten Hand hielt er einen kleinen Koffer, während er erwartungsvoll vor dem Brette stand, das die Barcajuoli an den Kahn gelegt hatten. Da der erhöhte Verdienst die geldgierigen, zungenfertigen Neapolitaner lockte, redeten sie der Signora lebhaft zu, den Gast aufzunehmen. Das Mädchen warf einen schnellen Blick umher, die anderen Barken waren in der That schon zum Schiffe gefahren. Wenn der Fremde es noch erreichen sollte, mußte sie ihn mitnehmen.

Sie erwiderte mit ruhiger Sicherheit in fließendem Deutsch: „Steigen Sie ein, mein Herr, es ist Platz für uns beide da.“

Er machte von der Erlaubniß Gebrauch, setzte seinen Koffer in den Bug des Kahnes und nahm auf dem Brett ihr gegenüber Platz.

„O!“ rief er erfreut, „Sie sprechen deutsch, Sie haben gewiß gleich gehört, daß ich ein Deutscher bin?“

Um ihre willensstrengen Lippen huschte ein leises Lächeln, doch sie antwortete nur zögernd: „Ja.“ Sie war von klein auf gewöhnt, Reisebekanntschaften mit einem gewissen Mißtrauen und kühler Abwehr zu betrachten.

„Wie angenehm,“ fuhr der Fremde fort, „ich bin zwar schon einige Zeit in Italien, allein ich vermag der Bastardsprache des klassischen Latein immer noch nicht Geschmack abzugewinnen.“

„Italienisch ist eine schöne Sprache und es ist ein unberechtigter Hochmuth unserer studirten Landsleute, sie weichlich und corrumpirt zu schelten,“ sagte sie energisch.

„Aber ich bin ja gar nicht ein Studirter . . . .“ be-

gann er treuherzig ehrlich, da rief ihm einer der Barcajuoli ein warnendes: „Signore, siamo arrivati!“ zu.

Der Kahn ſtieß an das Schiff, auf welchem man ſchon die Leiter ausgelegt hatte. Das Mädchen ſtieg ſicheren Schrittes die Treppe hinan, der Herr folgte ihr; die Neapolitaner brachten das Gepäck der Dame an Bord, welches aus einer Plaidrolle und einem ſchwarzen Leder-koffer beſtand, der nicht viel größer als der Handkoffer des jungen Mannes war.

Die Barkenführer erhielten ihre Bezahlung und ver-abſchiedeten ſich mit vielen Kratzfüßen und wiederholtem „mille grazie, Signora, buon divertimento“ von der Dame.

Dieſe ſetzte ſich auf die Bank, welche das Verdeck um-zog, und ſchaute wieder auf ihre Umgebung. Die Schiffs-glocke läutete nun zum dritten Male, die Schaufeln des Dampfers begannen ſich zu bewegen und das am Rande noch grünlich ſchimmernde Waſſer aufzuwühlen. Ein ganzes Heer nackter neapolitaniſcher Buben umſchwamm den Dampfer und tauchte nach den Kupfermünzen, welche die Reiſenden ihnen in das Meer warfen.

Triefend wie apportirende Pudel kamen die Knaben aus dem Waſſer hervor. Das ſchwarze Haar klebte ihnen eng am Kopfe, in den braunen naſſen Geſichtern blitzten die weißen Zähne. Dieſe hielten die Kupfermünzen, welche ſie aus dem Meere heraufgeholt hatten. Doch die uner-ſättlichen kleinen Lazzaroni nahmen die Geldſtücke bald in die Backentaſchen, die ſie einem Portemonnaie gleich benutzten, und riefen, indem ſie die klägliche Bitte mit freundlichen

schwarzen Augen unterstützten: „Per carità, Signora, un' altra moneta, un' altra moneta!“

Bald jedoch vertrieb sie die Bewegung des Schiffes, und ein anderes Schauspiel nahm des Mädchens Aufmerksamkeit in Anspruch.

Ein blinder Troubadour hatte sich in der Mitte des Verdeckes niedergelassen, neben ihm stand eine mit werthlosem buntem Tand aufgeputzte junge Neapolitanerin. Sie hielt eine Mandoline in der Hand und begann dem Instrumente schrille Töne zu entlocken; der Mann sang dazu „O bella Napoli“ mit einer Stimme, die dem Klirren einer zerrissenen Saite glich.

Die Beobachterin wandte unmuthig den Kopf ab; wie konnte das Paar die Schönheit um sie her durch so ohrenzerreißende Musik verderben? Der Fremde, welcher in der Nähe stand, mußte die Bewegung gesehen haben, denn er sagte nun schnell zu ihr: „Nicht wahr, das stört auch Ihnen die Stimmung?“

Sie nickte, und er bemerkte nachdenklich: „Es ist seltsam, wie viele Neapolitaner augenkrank sind. Haben Sie es schon beachtet?“

Die Dame verneinte und fügte hinzu: „Sie haben besonderes Interesse daran. Sind Sie Mediciner?“

„Nein,“ sagte er mit eigenthümlicher Hast. „Ich habe Ihnen vorhin nicht für Ihre Freundlichkeit danken können, mein — Fräulein.“

Er sprach das letzte Wort zögernd, als wisse er nicht, ob es auf seine Gefährtin passe. Ihrem Alter und der Sicherheit ihres Benehmens nach konnte sie verheirathet sein, doch wäre sie dann so allein gewesen?

„Ich bin nicht verheirathet," entgegnete sie in ihrer festen Weise und mit der geraden Einfachheit, welche ihr eigen war.

„Sind Sie eine Deutsche?"

Sie liebte es nicht, einem Verhör unterworfen zu werden, und seine Beharrlichkeit war ihr unangenehm.

„Verzeihen Sie," ein tiefes Roth färbte seine bleichen Wangen, „ich würde mich sehr freuen, eine Landsmännin zu sehen. Ich fühle mich hier sehr einsam."

Er sprach es mit so kindlicher Zutraulichkeit, daß sich der beschützende mütterliche Instinct der Frau in ihr regte und ihr Interesse erweckt wurde. Was konnte es im Grunde auch schaden, wenn sie ein wenig mit ihm plauderte? Er war so jung, er schien krank, und er sehnte sich danach, in seiner Muttersprache reden zu können.

„Ja, ich bin eine Deutsche".

„Ach wie hübsch! es ist mir, als würde mir ein Schloß vom Munde genommen, wenn ich nicht mehr italienisch zu sprechen brauche. Jetzt geht es schon. Aber früher machte ich Alles mit Verben in Infinitiven ab. Es ist ein probates Mittel, wenn man nicht conjugiren kann."

Als siie lachte, fuhr er, dadurch ermuthigt, fort: „Auch mit dem Participium half ich mir. Aber bei den Finessen da wurde mir immer Angst und bange."

Sie unterbrach ihn mit der Bemerkung: „Sehen Sie wie schön!"

Sie deutete mit der Hand auf das Festland, welchem das Schiff immer ferner rückte.

In schön geschwungenem Bogen umgiebt es das Meer.

Ueber der weißen Villenreihe des Posilipp breitet sich der grüne Hügelrücken hin, auf dem der Sage nach das Grab Virgils steht. Aus der bunten Häusermasse Neapels ragt Capo di Monte mit seinem Schlosse hervor, und zur Rechten erhebt sich bläulich, von einer leichten Rauchwolke bedeckt, der mächtige Monte Vesuvio aus dem Häuserkranze von Portici und Resina.

„Ja, herrlich!“ sagte er bewundernd, „ich sehe sie zum ersten Mal, die Bella Partenope. Und Sie?“

„Auch ich mache die Fahrt nach Capri zum ersten Male.“

„Wie hübsch!“ rief er entzückt. „Da sind wir ja Schicksalsgenossen. Auch Sie sind eine Deutsche, auch Sie sehen die Künstlerinsel zum ersten Mal; da werden wir gemeinsam recht tüchtig darauf umherklettern.“

Sie sah ihn an, als wisse sie nicht recht, was sie davon zu halten habe, aber sie erblickte nur einen unbefangen kindlichen Zug in seinem jungen Antlitz.

„Werden Sie lange auf Capri bleiben?“ fragte sie statt einer Antwort.

„Einen Monat, ich soll mich erholen, ich war krank, ich habe zu viel gearbeitet, eine mir unsympathische Arbeit.“

Er erröthete wieder und es kam ihr vor, als sei es ihm peinlich, weiter zu sprechen. Ihre Theilnahme für den Fremden erwachte von Neuem und es klang wie mütterliches Wohlwollen in ihrer Stimme, als sie — um ihn seiner Verlegenheit zu entreißen — ganz ihrem sonstigen zurückhaltenden Wesen zuwider — von sich selbst zu reden begann: „Auch ich soll mich auf Capri zwar nicht erholen, aber doch zerstreuen. Ich habe mein einziges Schwesterchen

nach Deutschland schicken müssen, und da fühlte ich mich in Rom so einsam."

„Sie haben eine Schwester, Fräulein, Fräulein —"

„Ich heiße Hildegard Erbach."

„Welch ein sympathischer Name! Und Sie leben in Rom wie ich? Merkwürdig, daß ich Sie noch nie gesehen habe! Ich bin schon seit einigen Jahren da."

„O! Rom ist dazu zu groß, und ich gehe wenig aus. Ich bin eine Geschäftsfrau," sagte sie mit heiterem Lächeln.

„Eine Geschäftsfrau?" wiederholte er erstaunt. „Aber Sie sagten doch selbst, daß Sie nicht —"

„Ich bin eine Frau ohne Mann, ich habe das Geschäft von meinem Vater geerbt und setze es auf seinen Wunsch fort."

„Ah!" Er betrachtete sie prüfend: von dem einfachen Hute mit grauem Schleier dem schmucklosen grauen Kleide bis zu den Spitzen ihrer Füße, die wohlgeformt, aber nicht klein, in praktischen festen Lederschuhen steckten. Letztere hatten, abweichend von der Liebhaberei der Italienerinnen, die gern auf französischen eingebogenen Hacken einherstelzen, niedrige gerade Absätze. Dann schweifte sein Blick von dem Fuß wieder zu dem Gesicht seiner Gefährtin empor. Er fragte sich, ob es hübsch sei? Hübsch? N—nein. Warum zögerte er, als er das verneinte? Er liebte sonst die Frauen nicht, welche etwas unpoetisch Verständiges in ihrer Erscheinung haben, die sicher und selbständig auftreten. Aber besaß sie nicht diese Eigenschaften und hatte sie ihn nicht dennoch angezogen? Hatte er nicht, ganz seiner Gewohnheit zuwider, heiterer

gesprochen, als es ihm seit langer Zeit möglich gewesen? War das allein die Wirkung der Reise, die Befreiung von der verhaßten Tretmühle seines Berufes?

Auch das Mädchen hatte ihn währenddessen forschend fest angesehen, als wollte es in seinen Gedanken lesen: „Sie wundern sich? Mir erscheint nichts natürlicher.“

„Natürlich? Wie kann man aus freien Stücken Kaufmann sein! Sich in Zahlen und Rechnungsbüchern vergraben,“ antwortete er lebhaft. „Wie kann man dabei so zufrieden und froh sein!“

Er blickte sie noch einmal darauf an. Ja, ihr sonnengebräuntes Antlitz mit den frischen rothen Wangen, den klaren Augen und dem festen Munde, den ein Zug wohlwollender Güte verschönte, sah wie ein Bild der Zufriedenheit aus. Doch jetzt, da er so täppisch fragte, huschte ein Schatten darüber hin.

„So ganz aus freien Stücken that ich es nicht. Es wurde mir anfangs schwer. Aber ich hatte Ännchen, meine Schwester, zu erziehen und zu versorgen und es war der letzte Wunsch meines Vaters.“

„Verzeihen Sie,“ sagte er herzlich mit jener kindlichen Treuherzigkeit, die sie zuerst veranlaßt hatte, das Gespräch weiter zu führen. „Ich war ungeschickt, Sie haben keinen Vater mehr.“

„Ich bin eine Waise.“

Seine braunen Augen blickten sie theilnehmend an, aber er wagte nichts zu sagen. Nach einiger Zeit bemerkte er zögernd, indem ein heißes Roth seine hübschen

Züge färbte: „Auch ich bin ein Kaufmann! Doch ich fühle mich dabei nicht glücklich, denn ich“ — er seufzte und fügte hinzu: „Wir sprechen vielleicht noch auf Capri davon, warum soll ich mir jetzt die schöne Ueberfahrt verderben? Hören Sie nur, da spielt der Alte die Santa Lucia!“

Der blinde Troubadour begann jetzt mit seiner scharfen Stimme: O mare placido, lastro d'argento zu singen. Es klang ohrenzerreißend genug, aber es schien doch ein junges Mädchen, fast ein Kind noch, zu erfreuen, das in einiger Entfernung von Hildegard gesessen und diese wie ihren Gefährten bisher aufmerksam betrachtetet hatte. Sie war sehr blond und Alles in ihrem kindlichen Gesichte glich einem Pünktchen: das kleine, ein wenig aufgestülpte Stumpfnäschen, der winzige rothe Mund, die runden Augen. Sie sprang bei den Refrain des Liedes Santa Lucia, Santa Lucia auf und sagte mit einem Blick auf Hildegard: „Ach wie reizend, nicht wahr?“

Diese erwiderte den Blick und die Worte mit einem Lächeln, und das ermuthigte die Kleine, näher zu kommen. „Ich hörte Sie deutsch reden. Wir sind auch Deutsche, aus Potsdam. Papa hat ein Gut gehabt, das haben wir verkauft und nun wohnen wir in Potsdam, nicht wahr, Papa?“ Und sie erfaßte dabei einen älteren Herrn mit rothem gutmüthigem Gesicht am Aermel seines hell rehfarbenen Ueberziehers.

Der Herr hatte mit einer Dame gesprochen, welche ein wenig größer war als er und sehr hager. Sie trug eine elegante Reisetoilette, und sah unter dem weißen Strohhute verdrießlich mißtrauisch um sich. „Was willst

Du, Lieschen?“ sagte der kleine dicke Herr zu dem jungen Mädchen.

„Nicht wahr, wir sind aus Potsdam. Ich erzähle es eben der Dame hier, sie ist auch eine Deutsche.“ — Lieschen wies mit der Hand auf ihre neue Bekannte, ihr Vater nahm ehrerbietig den Hut ab und Hildegard erwiderte den Gruß.

„Aeußerst angenehm,“ sagte er verbindlich, „mein Name ist Amtmann Nehrlich.“

„Ich heiße Hildegard Erbach,“ entgegnete sie.

„Verzeihen Sie, meine geschätzte Dame,“ begann Nehrlich höflich, „aber da Sie eine Deutsche sind, können Sie uns vielleicht gütigst wegen Capri Rath ertheilen.“

„Ich fahre zum ersten Mal hin, allein ich habe eine Empfehlung an Pagano.“

„Ach, Pagano!“ rief Lieschen eifrig. „Den kenne ich schon von der reizenden Geschichte in einem illustrirten Journal. Von wem war sie doch gleich, von der Bauer oder von der Marlitt, Papa?“

„Wie kann ich alle Deine Geschichten kennen, Kind,“ sagte der Amtmann gutmüthig und fügte dann erklärend zu Hildegard hinzu: „Lieschen schwärmt nämlich für Italien! Wir hatten sie nach Berlin geschickt und da hat sie in der Pension italienisch gelernt. Sie weiß ziemlich viel, sie ist immer unser Dolmetscher.“

„Ach, Papa, ich kann nur ein wenig Italienisch: Quanto costa? Molto troppo — und so etwas,“ wehrte Lieschen bescheiden ab, aber ihr rundliches Gesicht strahlte vor Vergnügen bei dem Lobe. „Nicht wahr, Mama?“

wandte sie sich an die hagere Dame, mit welcher der Amtmann zuvor gesprochen.

„Es geht," sagte diese zerstreut und zupfte dann ihren Mann an dem Saume seines rehfarbenen Ueberziehers. „Rehrlich," tuschelte sie ihm zu, „die graue Dame sieht nett und solide aus, frage sie doch einmal nach den Gasthäusern, damit wir nicht betrogen werden."

„Ich that es schon," flüsterte der Amtmann, „sie ist auch fremd, vielleicht weiß der Herr —" dann sagte er laut mit höflicher Stimme: „Erlauben Sie, meine geschätzte Dame, daß ich Ihnen meine Gemahlin, Frau Amtmann Rehrlich, vorstelle."

Die Angeredete verbeugte sich wieder und der kleine Herr fragte nun mit einem vielsagenden Blick auf Hildegards Gefährten: „Vielleicht weiß Ihr Herr Bruder," — — — Hildegard sah erstaunt aus, dann begannen sich ihre Wangen leise zu färben. Ihr Bruder? Hatte sie so vertraulich mit dem Fremden geplaudert oder war der Amtmann nur so naiv? Der junge Mann bemerkte ihre Verlegenheit und sagte hastig: „Ich habe nicht das Glück, der Bruder des Fräuleins zu sein, wir trafen uns nur zufällig. Mein Name ist Felix Wenden."

„Aber Sie kamen doch in einem Kahne mit Fräulein Hildegard an?" fiel Lieschen neugierig ein.

Rehrlich warf ihr einen strafenden Blick zu, sagte mit unerschütterlicher Höflichkeit: „Aeußerst angenehm," und fing mit Felix ein Gespräch über die Vorzüge der verschiedenen Hotels auf Capri an. Jeder der Herren holte seinen Gsell-Fels hervor und es wurde lebhaft das Für und Wider der Anweisungen besprochen. Obwohl Felix

dem Amtmann nicht aus Erfahrung rathen konnte, so ermöglichte ihm doch sein Aufenthalt in Italien, der Familie einige Winke zu geben. Nehrlich schied endlich von dem jungen Manne, nachdem er sich für das Hotel Pagano bestimmt hatte. Er ging nur ungern von dem deutschen Landsmann fort, aber er that es, da ihm seine Frau die deutlichsten Winke mit Hand und Augen machte. Nun trat er auf sie zu, die sich in einiger Entfernung auf einem Feldstuhl des Decks niedergelassen hatte.

„Endlich!“ rief sie. „Nehrlich, nimm Dich in Acht, es ist gewiß ein Commissionär, der Leute einfängt.“

„Aber Philippine, solch ein hübscher anständiger junger Mann.“

„La la la, was thue ich mit dem Hübschen? Gerade die Gauner sind oft sehr fein. Geld wollen sie Alle hier in Italien verdienen.“

„Er ist ja ein Deutscher!“

„Wer verbürgt uns das!“ flüsterte sie mißtrauisch. „Er sagt es natürlich, da er uns deutsch reden hört, um uns sicher zu machen.“

„Wir sind doch nicht in den Abruzzen, Philippinchen.“

„Aber bei Neapel, Nehrlich, da ist Alles möglich. Gsell-Fels sagt: Sie dürften wie die Stechmücke nach einem Aderlaß des Fremden. Sie machen stets Nachforderungen auf Trinkgeld und in Parenthese schreibt er (meist unverschämte).“

„Wenn Du nur nicht so mißtrauisch wärst, Du verdirbst Dir dadurch die ganze Reise.“

„Mißtrauisch!“ entgegnete sie entrüstet, „vorsichtig willst Du sagen. Da Niemand es ist, muß ich es sein,

Du bist es natürlich nicht, Dir könnte jeder das Geld aus der Tasche locken und ein X für ein U machen."

„Aber er wollte ja gar keins —"

„Das kommt noch," sagte sie siegesgewiß und citirte: ‚Die Bettelei ist in Italien im Wachsen begriffen. Almosen sollte man nie verabreichen außer bei schwerem Leiden und hohem Alter, sonst hat man die Bettler wie die Stechmücken an sich. Eine bestimmte Kopfneigung hilft oft mehr als Worte.' Was nun diesen einen betrifft — schon das mit der Dame ist verdächtig."

„Schon wieder die Stechmücke," seufzte der Amtmann leise und laut sprach er: „Philippinchen, Du sagtest doch selbst, daß sie solide aussähe!"

„Ja, das glaubte ich anfangs. Aber ich bitte Dich, Du hörst ja, er ist nicht ihr Bruder, vielleicht gar ihr Geliebter — warum wurde sie denn roth? — und sie fahren allein in einem Kahne zusammen."

„Ich finde dabei nichts. Auf Reisen kann das schon vorkommen."

„Und ich finde, Nehrlich, daß Deine Ansichten sich hier sehr zu lockern beginnen, das macht der Aufenthalt in diesem leichtsinnigen Lande. Allein in einem Kahne!" grollte sie entrüstet.

„Aber es waren ja noch die beiden Ruderer —" entschuldigte Nehrlich.

Seine Frau warf ihm nur einen Blick zu, sie würdigte die Entgegnung keiner Antwort. Sie hätte aber auch keine Zeit dazu gefunden, denn jetzt nahte das Boot der großen Marina. Zackig und zerklüftet stiegen die Felsen der

Künstlerinsel aus dem blauen Meere empor und auf dem Rücken des kleinen sattelförmigen Eilandes winkten die weißen Häuser des Fleckens Capri mit ihrer eigenthümlichen rothen Kuppelkirche zu den Fremden nieder.

II.

Es war in der Frühe des nächsten Morgens. In einem der einfachen Zimmer des Albergo Pagano hatte Hildegard ein Unterkommen gefunden.

Der erste Strahl der Sonne drängte sich durch die hölzernen Fensterläden, welche nicht ganz schlossen, wie Alles in dem kleinen Gemache nicht ganz so war, wie es sein sollte oder ursprünglich gewesen war. Hildegard lag noch in dem hohen eisernen Bette, dem größten und reinlichsten Möbel des ganzen Zimmers, und schlummerte. Der goldene Strahl fiel auf ihr dunkelblondes volles langes Haar, das an den Spitzen golden glänzte, ihre einzige Schönheit, aber eine solche, die Niemand sah, da sie es am Tage in dichte Flechten drängte, die sie auf dem Hinterkopfe aufgesteckt trug. Der Sonnenstrahl glitt von dem Haar auf die braunen Wimpern und auf die geschlossenen Augenlider des Mädchens. Die Sonne küßte sie wach. Sie schlug langsam die Lider auf und schaute sich erstaunt um. Wo war sie eigentlich? Eben hatte sie noch auf dem Bahnhofe in Rom Annchen Lebewohl gesagt, ihre Schwester mit tausend Ermahnungen und Wünschen in die frühere Heimat des Vaters, zu der in Deutschland lebenden Tante, gesandt. Annchen hatte sich endlich weinend von ihr losgerissen und war der Dame gefolgt, deren Schutze Hildegard sie auf der Reise anver=

traut. Dann hatte die allein Zurückbleibende lange auf die verschlossene Thüre gestarrt, durch die ihr Kleinod, ihr Kind, das sie erzogen, verschwunden und es war ihr heiß in die Augen gestiegen wie von verhaltenen Thränen. Oder war das der Sonnenstrahl, der ihr heiß auf die Lider schien?

Hildegard schaute sich wieder um. Das golden flimmernde Licht, welches durch die Ritzen der Fensterläden drang, erhellte ein Zimmer, das eigentlich kein Zimmer war, sondern nur ein Winkel von einem solchen. Es hatte einfache weißgetünchte Wände, der Fußboden bestand aus blau und gelb glasirten Kacheln, an dem kleinen Fenster hingen bunte Gardinen; ein alter Tisch, eine wackelige große Nußbaumcommode, zwei Schilfstühle und ein in die Wand gelassenes Regal, dessen Bretter ebenfalls geweißt waren, machten das Ameublement aus. Auf den Brettern lagen einige vertrocknete Blumen und ein Blendrahmen, dessen bespannte Seite nach der Wand gedreht war. Gewiß hatte ein Landschafter dort eine Skizze vergessen, oder eine Malerin die Blumen verdorren lassen, deren Abbild sie auf die Leinwand gebannt hatte.

Nein, Hildegard war nicht in Rom, sie hatte nur von der Abschiedsscene geträumt. Sie war auf Capri, sie machte zum ersten Male in ihrem Leben einen Ferienausflug, eine Vergnügungsreise. Anfangs hatte sie es natürlich nicht gewollt, aber Doctor Franz Werner, der Freund ihres verstorbenen Vaters, hatte darauf bestanden.

„Sie müssen einmal etwas für sich thun, Fräulein Hildegard," sagte er, „wenn Sie nicht anders wollen, so befehle ich es kraft meiner ärztlichen Autorität."

„Aber ich bin ja nicht krank.“

„Das allerdings nicht, aber Fräulein Anna fehlt Ihnen, ich merke es, so sehr Sie sich beherrschen. Sie bedürfen neuer Eindrücke, reisen Sie.“

„Aber mein Geschäft —“

„Das wird nicht zu Grunde gehen. Ihr Buchhalter ist ein braver zuverlässiger Mann und Ihnen ergeben. Außerdem werde ich zuweilen nach dem Rechten sehen.“

„Wie kann ich Ihnen für Ihre Güte danken, mein lieber Freund? Sie sind so beschäftigt, Sie wollen auch das noch thun.“

„O, das ist nur ein Vergnügen, Sie kennen meine Leidenschaft für Bilder und Kupferstiche.“

„Sie Guter,“ sagte sie, ihm mit kameradschaftlicher Freimüthigkeit die Hand reichend. „Wie soll ich Ihnen danken?“

Er warf einen schnellen Blick auf sie. „Vielleicht,“ begann er zögernd, dann sah er noch einmal in ihre hellen Augen, die ihn verständig freundlich, doch ohne jede Spur von Verlegenheit anschauten. Er erwiderte den unbefangen herzlichen Druck ihrer Hand nicht, löste seine Rechte schnell aus der ihren und wandte sich ab.

Es war Hildegard, als ob er seufze, aber das konnte ja nicht möglich sein. Ihn, den Festen, Ruhigen, bedrückte nie etwas. Sie hatte sich seit Jahren gewöhnt, zu ihm aufzusehen, von ihm Rath anzunehmen und zu erbitten. Was hätte sie wohl ohne ihn thun sollen, als vor neun Jahren ihr Vater der früh vorausgegangenen Mutter folgte und sie allein mit dem achtjährigen Annchen und der alten Sabina in Rom zurückblieb? Sie zählte damals erst

1872°

zwanzig Jahre und sollte doch die Kunsthandlung, welche ihr Vater in's Leben gerufen, weiterführen. Sie hatte sich tapfer an die Arbeit gemacht, sie hatte es unter Werners Führung gelernt, die technischen Schwierigkeiten zu überwinden, und sie hatte bald die Freude der Arbeit, des Sorgens für Andere kennen gelernt. Freilich war ihr nie dabei zur Liebe, zu der Liebe für einen Mann Zeit geblieben und als einmal einer der Nachbarn, auch ein Kaufmann, sich um sie bewarb, wies sie ihn ab, da sie ihre Schwester nicht verlassen wollte. Sie hatte dabei kein besonderes Bedauern empfunden, und auch nicht gemeint, daß die Verhältnisse sie eines großen Glückes beraubten. Nein, sie war froh und heiter bei der Arbeit gewesen, sie hatte sich gern in Zahlen und Rechnungsbüchern vergraben. Warum fielen ihr nur jetzt die Worte des Fremden ein? Er fühlte sich nicht glücklich in seinem Berufe, der arme hübsche junge Mann!

Hildegard richtete sich hastig im Bette auf. So lange hatte sie noch nie müßig wach gelegen.

Aber nun, wo sie zum ersten Male frei, ohne die gewohnte Beschäftigung war, trat sie ihrem eigenen Leben gleichsam als eine Fremde gegenüber und sie hatte es unwillkürlich rückerinnernd betrachtet, wie man die Schicksale eines Andern überschaut — doch das durfte nicht so weiter gehen.

Hastig sprang sie auf, badete Gesicht und Körper, wie sie es gewöhnt war, in kaltem Wasser, legte ihre Kleider an und öffnete die Fensterläden.

Welch' ein köstlicher Duft strömte ihr da entgegen! Vor ihrem Fenster, so nahe, daß sie die Zweige mit der Hand zu erreichen vermochte, stand ein Orangenbaum, an

dem Blüthen und Früchte zugleich hingen, und über ihr wölbte sich hoch und klar ein blauer Himmel, wie sie ihn in Rom noch nie gesehen. Oder hatte sie früher nicht darauf geachtet?

„Wie schade, daß Annchen nicht hier ist!“ war Hildegards erster Gedanke. „Was sie wohl jetzt thun mag? Die Tante ahnt nicht, wie schwer es mir wird, das einst gegebene Versprechen meines Vaters zu erfüllen und ihr Annchen nach Deutschland zu schicken, sobald sie siebzehn Jahre alt geworden ist.“

In diesem Augenblicke klopfte es an die Thür, welche von innen nur durch einen, auf einem Nagel befestigten Holzpflock verschließbar war. „Signora, il café!“

„Si, vengo subito!“ rief Hildegard.

Auch in Kleinigkeiten war sie stets pünktlich, wie sie das in ihrem kaufmännischen Berufe gelernt hatte, und sie wollte nicht warten lassen.

Sie ging die Treppe hinunter in den Eßsaal zu ebener Erde. An der langen, zum Frühstück gedeckten Tafel saßen nur einige Personen, die sie als Mitpensionärin grüßten.

Manfredo Pagano, einer der Brüder, welche den Gasthof führen, stellte Kaffee und einige gesottene Eier vor sie auf den Speisetisch. Da Hildegard mit der Familie Nehrlich zugleich angekommen war, hatte sie neben dieser ihren Platz erhalten und zwar neben Lieschen, auf Letztere folgte der Amtmann und dann kam dessen Frau. Zur Rechten neben Hildegard saß ein großer hagerer Mann mit langem, struppig blondem Schnurrbarte und einem Gesichte, dessen Alter man nicht zu bestimmen vermochte — es konnte fünfundvierzig, auch fünfundfünfzig Jahre zählen —

die Haut desselben war dick, lederartig, farblos und ein paar unruhige wasserblaue Augen belebten die pergament=ähnliche Fläche.

Der Herr war eben im Begriff das dritte Ei zu essen und that es hastig schnell, wie Jemand, der außer=ordentlich hungrig ist. Er begrüßte Hildegard mit kauenden Backen und wischte dann den langen Schnurrbart, dessen Zipfel bis über das Kinn herabhingen, sorgfältig trocken.

„Fräulein Hildegard, ist es nicht reizend, daß ich neben Ihnen sitze? Ich habe Signor Manfredo darum gebeten. Erst sollte Papa dahin kommen, aber ich wollte so gerne gerade hier sitzen. Haben Sie schon den La Mancha neben Ihnen gesehen?“ fragte Lieschen flüsternd, indem ihre runden Augen schelmisch zwinkerten und dann fuhr sie, ohne Hildegards Antwort abzuwarten, fort: „Anna Wunder=lich nannte immer einen Lehrer in der Schule so. Und dieser ist auch so groß und dürr. Hat er nicht einen Bart Couleur de Borstwisch?

Papa Nehrlich mußte die Bemerkung wohl verstanden haben, denn er zupfte Lieschen unter dem Tisch mahnend am Kleide.

„Warum zupfst Du mich, Papa?“ sagte die Kleine.

Nehrlichs rothes Gesicht nahm einen noch dunkleren Ton an. „Ich — ich — möchte die Butter haben, Lieschen.“

Der Fremde mit dem Schnurrbart hatte bisher, auf Hildegard schauend, mehrmals mit dem großen Munde ge=schnappt, als wolle er ein Gespräch beginnen. Wie Lieschen sich nun zu ihrem Papa wandte, schien dem Langen der Zeitpunkt günstig, seine Absicht auszuführen.

„Sehr schöner Morgen heut',“ wandte er sich an seine Nachbarin.

„J — ja,“ sagte Hildegard zögernd. Nicht weil sie an der Schönheit des Morgens zweifelte, sondern weil sie nicht Lust hatte, mit dem Unbekannten zu sprechen.

„Sind Sie zum ersten Male auf Capri?“ fuhr er unbekümmert fort.

„J — ja.“

„Da haben Sie viel zu sehen. Die blaue Grotte, die grüne Grotte, die Grotte del matrimonio. Denken Sie, ich war noch nicht in der blauen! . . . Immer kein Grotten=wetter. Sie wissen, wenn Scirocco ist, kann man nicht hineinfahren; das Eingangsloch ist zu eng, man muß günstigen Tramontanawind dazu haben. Waren Sie auf dem Herwege vom Dampfschiff aus vielleicht schon in der blauen Grotte?“

„Nein.“

„Nun sehen Sie, so machen die Kerls es immer. Bezahlen muß man das. Aber dann heißt es auf dem Dampfschiff: wir kommen nicht hinein, der Wind steht nicht so. Es giebt keine Ehrlichkeit in Italien.“

„Nehrlich,“ sagte hier die Frau Amtmann, welche aufmerksam zugehört hatte, und stieß ihren Mann an, „das scheint ein sehr vernünftiger Herr zu sein — sehr verständig.“

Sie richtete dabei den Blick auf den, welchen ihr Töchterchen la Mancha genannt.

Derselbe war durch den frostigen Empfang seiner Mittheilungen bei Hildegard etwas abgekühlt und nahm den Blick dankbar auf.

„Sie sind auch zum ersten Male hier, gnädige Frau?“ fragte er ehrerbietig.

„Allerdings,“ entgegnete sie huldvoll.

„Dann gestatten die Herrschaften vielleicht, daß ich Ihnen ein wenig helfe, sich hier zu orientiren.“

„Sie sind sehr gütig.“

„Mein Name ist Mölle,“ erklärte er, sich gegen sie und ihren Mann verbeugend.

Frau Philippine erfaßte ihren Gemahl beim Arme; dieser stand, der Aufforderung gehorchend, auf und sagte: „Nehrlich, Amtmann aus Potsdam.“

Herr Mölle grüßte nochmals ehrerbietig und widmete sich dann wieder der Vertilgung der Eier. Es herrschte einige Minuten ein Schweigen, welches nur durch das Klappern der Kaffeetassen unterbrochen wurde.

Da that sich die Thür auf und der blonde junge Mann, den Hildegard auf dem Dampfschiffe kennen gelernt hatte, trat ein. Er begrüßte die Anwesenden und setzte sich Nehrlichs und Hildegard gegenüber. Letztere fühlte, wie er sie mehrmals während der Mahlzeit ansah, endlich bemerkte er zu ihr gewandt: „Sind Sie heute schon ausgegangen?“

„Nein,“ entgegnete sie lächelnd, „ich habe heute merkwürdig lange geschlafen.“

„Haben Sie nicht Lust zu einem Spaziergange nach Anacapri?“

„Ich — wollte dorthin gehen.“

„Erlauben Sie, daß ich Sie begleite?“

Bevor Hildegard zu antworten vermochte, fiel Lieschen lebhaft ein: „Ach lassen Sie mich mitgehen, liebes Fräulein Hildegard.“

„Sehr gern," sagte diese bereitwillig, aber Frau Nehrlich erhob lebhaften Widerspruch: „Du bleibst bei uns!" befahl sie mit Betonung. Lieschen warf den kleinen rothen Mund schmollend auf, allein sie wagte keinen Einwand.

Hildegard stand bald vom Tische auf und ging nach einiger Zeit am Hange des Felsensattels den schönen Weg entlang, welcher nach Anacapri führt. Als sie einmal stehen blieb, um die wundervolle Aussicht auf die geschwungene Linie des Golfes von Neapel, auf den Vesuv und die Inseln Procida und Ischia zu betrachten, hörte sie hinter sich Schritte. Sie sah sich um. Da kam Felix eilig den Weg entlang. Er erröthete, als sie sich umwandte und sagte athemlos: „Warum liefen Sie mir so schnell davon, Fräulein Hildegard?"

Sie blickte ihn an. Wie er da vor ihr stand, nach Athem ringend, so daß die Flügel seiner feingeschnittenen Nase sich bewegten und sein geöffneter Mund zwei Reihen weißer Zähne sehen ließ, wie seine bleichen Lippen sich rosig färbten und seine braunen Augen sie treuherzig anschauten, da überkam sie wieder jenes Gefühl mütterlichen Wohlwollens, welches sie zuerst zu ihm hingezogen hatte. Es war unmöglich, diesem Kinde böse zu sein. Warum hatte vorhin Frau Nehrlichs kurzes Verbot sie so verletzt, warum hatte sie gemeint einen Vorwurf darin zu finden? Er war ja noch ein Kind, trotz seines großen blonden Bartes und es war thöricht, sich von fremdem Urtheil beeinflussen zu lassen. Es war nicht allein thöricht, es war des selbständigen, gerade handelnden und gerade denkenden Mädchens unwürdig, welches sie bisher gewesen.

Hildegards Gedanken formten sich nicht in solche Worte. Sie war tapfer, gut, ehrlich, aber sie wußte es nicht, oder es erschien ihr so selbstverständlich, daß sie es nicht einmal im Geiste der Beachtung werth hielt. Sie empfand nur instinctiv, daß sie sich einen Augenblick untreu geworden, und sie schämte sich der schwachherzigen Nachgiebigkeit und des Gefühls, das sie mit viel zu herbem Worte Feigheit nannte. Sie suchte es nun gut zu machen und sagte muthig und aufrichtig: „Es war mir unangenehm, daß Frau Nehrlich Lieschen nicht erlaubte uns zu begleiten."

„So fürchten Sie sich, allein mit mir zu gehen?" rief er mit kindlichem Lachen.

Seine Unbefangenheit gab ihr die frühere Sicherheit wieder. „O nein!" entgegnete sie, nun ebenfalls lachend, „dazu bin ich zu alt."

„Zu alt!" wiederholte er ungläubig, indem er ihr frisches sonnengebräuntes Gesicht betrachtete, welches ihm trotz der Unregelmäßigkeit und Unschönheit der Züge anziehend erschien.

„Gewiß, ich wette, daß ich älter bin als Sie, rathen Sie!"

„Vierundzwanzig," sagte er schnell.

„Fünf Jahre mehr."

„Ich bewundere Ihre Aufrichtigkeit. In der Regel haben Frauen nicht den Muth dazu."

„Also geben Sie zu, daß Muth dazu gehört, die hohe Ziffer zu nennen," neckte sie lustig.

„O, Sie treiben mich in die Enge. Bei Anderen ist es vielleicht nicht wenig, bei Ihnen scheinen solche Neben-

dinge überhaupt gleichgiltig, Sie sind so ganz anders als alle Mädchen, die ich bisher kennen lernte.“

„Ich erscheine Ihnen vielleicht nicht wie ein Mädchen,“ scherzte sie.

„Sie haben Recht,“ entgegnete er ehrlich, „ich könnte Sie wie einen Freund, wie einen Bruder betrachten. Sie sind mehr als ein Mädchen. Wollen Sie mein Freund sein?“

„Mein junger Schwärmer, das geht nicht so schnell.“

„Wollen Sie es mit mir versuchen?“

Er sah sie so treuherzig mit den braunen Augen an, daß sie in seine ausgestreckte rechte Hand einschlug. „Ich will es.“

Während die beiden so lebhaft sprachen, war ein kleines Mädchen neben ihnen hergelaufen und hatte mit kläglicher Stimme „un bajacco, Signora, una piccola moneta per la povera Filomena!“ gerufen. Die Stimme wurde immer lauter und dringender und unterbrach endlich die Unterhaltung des Paares.

Hildegard beugte sich zu dem Mädchen nieder, das ihr etwas in der Hand entgegenstreckte. „Was hast Du da, Kind?“ fragte sie in italienischer Sprache.

„Einen Vogel, Signora.“

„Wie kannst Du das Thier so quälen und in der Hand drücken, Filomena?“

Die Kleine schloß die braunen schmutzigen Finger noch fester um das Thierchen und sagte, indem sie schlau und schelmisch zu der Dame aufsah: „Wenn Sie mir zwei Soldi geben, lasse ich es fliegen, Signora.“

„Pfui, Du weißt wohl nicht, was Du thust? Wenn

man Dich nun anpackte und festhielte und nur um Geld wieder laufen ließe?“

Das Kind richtete die schwarzen Augen so verwundert auf die Fragerin, daß sie ganz rund und groß wurden. Dann lüftete es ein wenig die kleinen Finger. Zum ersten Male war ihm der Gedanke gekommen, daß ein Thier auch etwas empfinden und daß der Vogel nun nicht mehr von Zweig zu Zweig hüpfen könne. Filomena fühlte sein Herz ängstlich pochen. Zum ersten Male fühlte sie es. Bisher hatte sie den Vogelfang den andern Kindern nachgemacht, die damit Geld verdienen wollen, und die das Fliegenlassen wie ein Schauspiel für die Fremden betrachten. Wie das Herzchen klopfte . . . Schnell öffnete die Kleine ihre Hand und lachte hell auf, als der Vogel die Flügel auseinanderfaltete und in die blaue Luft flog.

Sie sah ihm nach und dachte: der geht nun zum Brüderchen und erzählt's ihm, da fühlte sie einen Kuß auf ihrer Wange. Die fremde Dame hatte sich über sie gebeugt und sah sie freundlich an.

„So ist's recht, Piccina,“ hörte sie.

Und nun kam auch der blonde Herr neben der Dame und sagte: „Was hast Du da?“ und wies auf ihren Fuß, welcher mit einem schmutzigen Lappen verbunden war und der das Kind zum Hinken veranlaßte. Es erzählte, daß es sich vor einiger Zeit an einem spitzen Felsen verletzt habe und daß die Wunde immer noch nicht geheilt wäre. Felix erkundigte sich nach den näheren Umständen ließ sich die Wohnung Filomenas sagen, welche auf dem Wege nach Anacapri gelegen war, und versprach, am Nachmittag mit Verband und Salbe zu ihr zu kommen. Dann

beschenkten beide die Kleine und sie humpelte seelenvergnügt von dannen. Wenn es so viel mehr einbrachte ein braves Kind zu sein, warum sollte sie das nicht immer sein? Und ihr war heute so wohl zu Muthe, wenn sie an den kleinen Vogel dachte und wie lustig er geflattert hatte.

Felix und Hildegard gingen eine Zeit lang schweigend weiter, endlich bemerkte sie: „Ich sehe, Sie sind in der Medicin erfahren."

„Ja," antwortete Felix erröthend, „es ist meine Liebhaberei, mein Steckenpferd, mein Trost!"

„Warum haben Sie nicht Medicin studirt?"

Es that ihr leid, die Frage gestellt zu haben, denn sie erblickte einen Zug peinlicher Verlegenheit auf seinem Gesichte.

Doch er faßte sich bald und sagte herzlich: „Sie sind so gut, Fräulein Hildegard, ich habe es wieder erkannt, wie Sie mit dem Kinde redeten, und Sie haben versprochen, mein Freund zu sein — so darf ich Ihnen auch vertrauen?"

„Das dürfen Sie," antwortete sie mit einem Händedrucke.

„Ich würde mich gern dem ärztlichen Berufe widmen, es ist mein sehnlichster Wunsch. Allein ich habe einen Stiefvater, der es für einen kindischen Ehrgeiz hält und mich zum Kaufmannsstande gezwungen hat. Meine Mutter ist gut, aber sie hat ihrem herrischen Manne gegenüber keine Stimme. Ich grämte mich und wurde krank. Man meinte, es sei ein Nahen des Brustübels, an dem mein Vater gestorben ist und schickte mich nach dem Süden. Ich erhielt eine Stelle im Bankgeschäft von Schmidt-Nast und bin dort jetzt Buchhalter."

Er sprach es sehr traurig und der Ton seiner Stimme zerschnitt Hildegard das Herz.

„Haben Sie Ihren Plan ganz aufgegeben?“ fragte sie leise.

„Ich fing auch schon an, mein Verlangen für einen unberechtigten Ehrgeiz zu halten.“

„Man muß das thun, wozu man die Bestimmung in sich fühlt!“ sagte sie entschieden.

Er sah mit aufleuchtenden Augen in ihr energisches, von frischem Lebensmuth strahlendes Antlitz. Sein Plan erschien ihm plötzlich in anderem Lichte; derselbe war nicht mehr das verhätschelte Kind seiner Träume, mit dem er spielte, das er liebkoste, wenn das Einerlei der Wirklichkeit, wenn eine ihm aufgezwungene Beschäftigung ihn verstimmten. Das Ziel erschien ihm nun greifbar vor Augen, in das Bereich der Möglichkeit versetzt. Warum sollte er sich nicht aufraffen, warum nicht handeln? Hildegard unterbrach seinen Gedankengang durch eine Frage, welche ihrem praktischen Sinne angemessen war.

„Sind Sie mündig?“

„Ja und ich erhielt bei Beginn meiner Mündigkeit ein kleines Capital, das Erbtheil meines verstorbenen Vaters, ausgezahlt.“

„Und Sie sitzen ruhig da und grämen sich nur!“ rief sie ungeduldig. Sie konnte das bei ihrer eigenen Energie und Thatkraft nicht begreifen, aber sie hatte ein zu gutes warmes Herz, um ihren schnellen Vorwurf nicht zu bereuen.

Er erröthete und fragte: „Meinen Sie, daß ich jetzt noch im Stande bin, meinen Beruf zu wechseln?“

„Warum nicht? Wie alt sind Sie?“

„Vierundzwanzig Jahre.“

„Dann sind Sie noch jung genug.“ Sie sagte das in ihrer sicheren Art und diese schien auch ihm Sicherheit einzuflößen, denn er sprach, indem er aus tiefster Brust aufathmete: „Sie machen mich zu einem neuen Menschen. Ich mochte Niemand danach fragen. Es war mir zu schmerzlich. Ich bin lange nicht so heiter wie ich scheine, und über Dinge, die mich tief berühren, kann ich oft gar nicht sprechen.“

Sie nickte, aber die praktische Geschäftsfrau kam auch in diesem Augenblicke bei ihr zum Vorschein, denn sie sagte:

„Und werden Ihre Mittel dazu ausreichen?“

Es mischte sich eine seltsame Verlegenheit in ihre Stimme, wie wenn sie mit einem Entschluß ringe und ihn doch nicht zu äußern wage.

„O ja und wenn nicht — ich kann nebenbei arbeiten.“

„Sie sind nicht kräftig,“ sagte sie nachdenklich, und fügte dann leise hinzu: „Sollten Sie der Hilfe bedürfen, so würde es mir eine Freude —“

Er unterbrach sie hastig und erbleichte.

„O nein, das nicht, nicht von einer Frau . . .“

Sie schwieg gekränkt, er sah, wie sich ihr Mund strenge schloß. Es that ihm wehe, sie gekränkt zu haben, und er sprach weich und bittend:

„Verzeihen Sie, Fräulein Hildegard, aber Sie wissen nicht, was eine Frau einem Manne damit anthut.“

„Aber ich bin ja in Ihren Augen keine Frau,“ zwang

sie sich zu scherzen. „Wollten Sie mich nicht wie einen Freund, wie einen Bruder betrachten?“

„Sie haben Recht, aber in diesem einen Punkte nicht. Lassen Sie uns Frieden schließen.“ Er ergriff leise ihren herabhängenden Arm und legte ihn in den seinen. Sie ließ es willenlos geschehen und so gingen sie, die sich gestern noch fremd gewesen waren, Arm in Arm dem lieblichen Anacapri zu.

III.

Die Abende werden im August schon lang, und so versammelte sich in dem gemeinsamen Conversationszimmer des Hotel Pagano von acht Uhr ab beim Scheine zweier bescheidener Petroleumlampen eine Gesellschaft, die bunt genug war. An einer Ecke des großen Tisches saßen zwei französische Maler, die mit Niemand sonst verkehrten. Sie spielten Abend für Abend Schach. Neben ihnen schrieb ein langer, englischer Landschafter in gelbem Nankingrock und mit gelben Hausschuhen unermüdlich Briefe nach Hause. An seiner Seite saß ein schweigsamer Däne, der vor einigen Tagen erst angekommen war. Er schien kein Wort deutsch zu verstehen, denn er hatte sich bei Tische mit keinem der Gäste unterhalten und war selbst bei Herrn Mölles Grotten-attacken hiebfest geblieben. Als dieser unermüdliche Redner ihm die Vorzüge der verschiedenen Grotten, der blauen, der grünen, der del matrimonio aus einander zu setzen begann, sah ihn der Däne mit einem so verständnißlosen Blicke an, daß Mölle die Achseln zuckte und zu Frau Nehrlich zwischen der süßen Speise und dem Dessert be-

merkte: „Stockdäne. Unmöglich Unterhaltung zu machen. Ist ihm Alles räthselhaft — schade.“

Auch jetzt unterhielt sich Mölle wieder mit der Amtmannsfrau. Beide saßen auf dem einzigen kleinen Sopha des Zimmers, einem harten vorsündfluthlichen Dinge, das an Unbequemlichkeit seinesgleichen suchte. Mölle erklärte der gnädigen Frau, welche berühmten Leute schon in diesen Räumen geweilt, und welche Maler die Wände und Thüren des kleinen Zimmers aus dankbarer Anhänglichkeit mit Bildern geschmückt hätten.

„Sehen Sie dort den Kater, meine gnädige Frau? Es ist der philosophische Hidigeigei aus Scheffels Trompeter von Säckingen. Scheffel schrieb sein Gedicht hier bei Pagano. Sie kennen doch das: Warum küssen sich die Menschen?“

Frau Rehrlich wußte nicht recht, ob es passend sei, „Ja“ zu sagen, so begnügte sie sich damit, die Augen niederzuschlagen und sich zu räuspern.

Mölle mußte es für Zustimmung halten, denn er fuhr unbehindert fort: „Auch der Dichter und Maler Kopisch war lange bei Pagano. Er entdeckte eigentlich die blaue Grotte.“

„Ah! das ist interessant,“ sagte die Amtmännin, indem sie versuchte, ein wissenschaftlich angehauchtes Gesicht zu machen. „Wie geschah das?“

„Beim Baden, meine gnädige Frau,“ entgegnete Mölle. Da er bei der Grotte, seinem Lieblingsthema, angelangt war, plätscherte er wohlgemuth im richtigen Fahrwasser. Er beachtete Frau Philippinens erneuten Augenniederschlag nicht, sondern fuhr begeistert fort: „Er schwamm

hinein, durch das kleine Loch und sah, welch' ein Wunder sie ist. Oben blau, unten blau, und wenn ein Mensch nackt in das Wasser steigt, glänzt er wie massives Silber. Morgens zwischen zehn und zwölf Uhr ist die Beleuchtung am besten. Ich war leider noch nicht drin. Dieser lästige Scirocco. Wenn man nun nach Hause kommt und sie nicht gesehen hat?"

„Das wäre allerdings schrecklich," gab Frau Nehrlich zu.

Der gewitzigte Mölle wußte aber einen Ausweg. „Meine Gnädige," meinte er mit Entdeckermiene, „es bleibt dann nichts übrig, als zu sagen, man sei dagewesen. Die Beschreibung kennt man ja, und das Uebrige kann man im Bädeker nachlesen. Freilich — es wäre viel hübscher, wenn man sie gesehen hätte. Nicht einmal die grüne kenne ich. Es ist haarsträubend — dieser Scirocco."

Am Tische saß auch Herr Nehrlich. Er hatte ein Pince-nez auf seine kleine runde Nase geklemmt und las eifrig in der „Münchener Allgemeinen". Auf Berliner Zeitungen mußte er hier verzichten.

Ihm gegenüber beugte sich Felixens hübsches blasses Gesicht über ein dickes Buch. Er hatte sich entschlossen, Hildegards Rath zu folgen, er wollte seine Stelle in Rom aufgeben und sich medicinischen Studien widmen. Seine schwache Gesundheit erlaubte ihm nicht, nach Deutschland zurückzukehren, so mußte er eine der italienischen Universitäten besuchen und seine tüchtige Kenntniß des Italienischen ermöglichte ihm das. Obwohl er über seine Unwissenheit zu scherzen liebte, beherrschte er doch die Bastardsprache des klassischen Latein, nur an dem deutschen Accent konnte

man ihn als Ausländer erkennen. Der erzwungene Aufenthalt im Süden verstimmte ihn auch nicht. Im Gegentheil, seine Kränklichkeit gab ihm einen willkommenen Anlaß in Hildegards Nähe zu bleiben, denn er hatte schon gelernt, sie als seinen Berather, seinen Freund, seinen Bruder zu betrachten.

Zu ihr kam er, um sich Muth und Trost zu holen, wenn sein Leiden ihn verstimmte, wenn in solcher Stimmung die vor ihm liegende Aufgabe ihm zu groß und unüberwindlich erschien. An Hildegards frischer Energie erquickte er sich, in ihrer praktischen freudigen Lebensauffassung fand er Kraft und Stütze.

Nie wieder hatte das Mädchen jenes Anerbieten wiederholt, welches die beiden im Beginn ihrer Freundschaft fast entzweit hatte. Und der Gedanke, daß sie es gethan, war ihr jetzt unsagbar peinlich. Sie hatte sich damals so vollständig in die Illusion hineingedacht, ein Freund und Bruder des jungen Kranken zu sein, der sich so unglücklich fühlte, daß sie die Worte sprach, ohne zu bedenken, welche Bedeutung denselben beigelegt werden konnte. Obgleich sie jetzt viel vertrauter mit Felix war, wagte sie nicht mehr auf den Gegenstand zurückzukommen. Allein sie sorgte auf andere Weise für ihren jungen Freund. Sie war so gewöhnt, für ein hilfsbedürftiges Wesen zu sorgen, sie vermißte Annchen nicht so sehr, wenn sie einem Anderen, der ihrer bedurfte, nützlich sein konnte. Sie hatte durch Werner aus Rom einige medicinische Schriften kommen lassen und Felix begann diese eifrig zu studiren. Er war jetzt ganz vertieft in eins der Bücher, nur zuweilen runzelte er die Stirn, wenn der Gesang am verstimmten Clavier hinter

den schachspielenden französischen Malern zu arg und zu laut wurde. Da saß Mr. Browns englische Landsmännin und erquickte sich nach dem sketching und Motivsuchen des Tages mit ihrem Leib- und Magenliede Long, long ago.

In der That mußte es lange her sein. Es? Nun, die Zeit, in der sie vielleicht an Glück und Liebe gedacht und sich noch nicht mit dem Pinsel getröstet hatte.

Long, long! — schrillte es lauter.

Felix machte eine ungeduldige Bewegung, klappte das Buch heftig zu, der Amtmann sah über das Pince-nez hinweg zu ihm hinüber und nickte theilnehmend. Auch er las die neue Gesetzvorlage schon zum dritten Male durch, ohne etwas davon zu verstehen. Er wandte sich nun seufzend den Bemerkungen über Viehzucht und Ackerbau zu und hoffte bei diesem vertrauten Thema den Kampf gegen die Störung erfolgreicher aufnehmen zu können.

Felix ging mit langen Schritten zur offenen Thür und trat auf den großen Balcon. Hier flüsterten zwei Frauenstimmen.

Unter den überhängenden Zweigen eines blühenden Limonenbaumes bot sich ihm ein hübsches Bild. Auf einem Gartenstuhle saß Hildegard, sie trug heute statt des dunklen Stoffes ein hellgraues Kleid, in dem ihre kräftige wohlgebildete Gestalt vortheilhaft hervortrat und dessen zarte Farbe einen angenehmen Gegensatz zu dem gesunden Roth ihrer Wangen und dem dunklen Blond ihrer reichen Flechten bildete.

Auf einem Bänkchen zu ihren Füßen saß Lieschen Nehrlich. Ein rosa Gewand umhüllte ihre kindlichen Glieder, sie stützte die Ellbogen auf Hildegards Schoß, legte das

Gesicht auf die erhobenen Hände und der runde rothe Mund sagte eben: „Bitte, bitte, liebes Hildegardchen.“

„Sie sind ein Kind, Lieschen,“ erwiderte diese lächelnd und den Kopf schüttelnd.

„Ich möchte doch so gern!“

„Ich will Ihnen Alles gern zu Liebe thun, aber ich kann Ihnen zu Gefallen doch nicht eine Närrin aus mir machen.“

Da hörte Lieschen die Schritte des Kommenden und sprang schnell auf: „Sie sollen mir Recht geben, Herr Wenden. Nicht wahr, ich habe doch Recht? Ich bitte nämlich Fräulein Hildegard —“

Letztere legte der kleinen Schwätzerin hastig die Hand auf den Mund: „Still, Kind, das schickt sich nicht.“

„Warum denn nicht?“ rief Lieschen schmollend. „Hat doch Ophelia im Hamlet —“

„Aber erst, als sie wahnsinnig war,“ fiel ihr Hildegard in's Wort. „Machen Sie mich nicht böse.“

Lieschen schwieg, indessen sah sie nicht aus, als ob sie ihren Plan aufgäbe, wie es überhaupt nicht ihre Art war, einen einmal gefaßten Vorsatz fallen zu lassen. Sie wußte, daß sie doch mit der Zeit ihren Willen durchsetzte, selbst gegen Mama, obgleich das ein wenig schwer war.

„Wovon sprechen die Damen?“ fragte Felix.

„O, es ist eine Kinderei,“ antwortete Hildegard „Sie unterbrechen Ihre Lectüre?“

„Ja, es war nicht mehr auszuhalten. Und Sie bleiben ja nur noch wenige Abende. Sie reisen schon übermorgen.“

In Hildegards Augen stahl sich ein nachdenklicher

Zug. „Ja, der Monat meiner Ferienzeit ist schnell wie ein Traum verstrichen. Waren Sie heute schon bei Ihrer kleinen Patientin?“ fragte sie ablenkend.

„Ja, der Fuß ist fast ganz geheilt und Filomena ist mir dankbar wie ein Hündchen, dem man einen Dorn ausgezogen hat.“

„Ist das die Filomena, mit der ich immer italienisch spreche?“ fragte Lieschen.

„Dieselbe. Was machen denn Ihre Studien? Sind Sie noch auf dem Bellostandpunkte?“ neckte sie Felix.

„Wie meinen Sie das?“ entgegnete Lieschen, den Kopf zurückwerfend.

„Nun, wenn der Wortschatz ein kleiner ist, findet man Alles ohne Unterschied des Geschlechts und der Zahl ‚bello‘.

„Wieso?“

„Ich will Ihnen ein Beispiel anführen. Sie stehen an einem Aussichtspunkte. Ein junger Italiener tritt an Sie heran —“

„O, es tritt sich nicht so leicht. Das müßte ich doch immer erst erlauben,“ unterbrach ihn Lieschen entrüstet.

„Nun — angenommen, Sie duldeten es. Er sagt: ‚Bella!‘ Sie wissen nicht, ob er Sie oder die Aussicht meint, antworten aber mit der diplomatischen Heuchelei einer Frau: ‚Bello!‘ womit Sie die Aussicht meinen. Er denkt jedoch, Sie bewundern ihn, dreht sich den schwarzen Schnurrbart und —“

„Fräulein Hildegard, sagen Sie ihm, daß er aufhört, er ist unausstehlich. Nun lachen Sie noch. Ihr seid beide schlecht, ich werde es Euch schon heimbringen.

Und so dumm bin ich auch nicht. Ich weiß etwas, was Ihr Alle beide mit Eurer Gelehrsamkeit nicht wißt."

„Nun?" fragte ihre Gefährtin.

„Was geben Sie mir dafür?" entgegnete Lieschen pfiffig. „Werden Sie morgen Ihre Zöpfe — sie sind nämlich furchtbar lang, Herr Wenden —"

„Lieschen!" ermahnte Hildegard.

„Nun, nun, seien Sie nur nicht böse. Ich will es Ihnen auch so ohne allen Lohn sagen. Nämlich" — die Kleine machte eine Pause, um die Spannung zu erhöhen — „der Däne kann sprechen."

Die beiden Anderen lachten.

„Das ist etwas überaus Neues!" rief Felix neckend.

„O nein, Sie glauben dänisch? Fehlgeschossen. Er spricht deutsch."

„Aber er hat ja auf Herrn Mölles Reden nie geantwortet!"

„Das ist es eben!" rief Lieschen triumphirend. „Heute stehe ich im Garten unter der Wäscheleine. Da schiebt einer die Handtücher bei Seite, guckt durch die Lücke und sagt: ‚Fräulein wissen, wo Weg ist nach Telegrapho?' Ich mache den Mund weit auf, so erstaunt bin ich, und ich sage: ‚Aber Sie können ja gar nicht deutsch!' Darauf sagt er: ‚Für Molle nicht Deutsch können, für kleine Fräulein viel Deutsch, gutes Deutsch!'"

„Das sagte ich, das sagte er und was sagt die Welt dazu? Das ist ja wie ein Zettelschreibespiel daheim, Fräulein Lieschen," scherzte Felix. „Da haben Sie ein regelrechtes Abenteuer gehabt. Sie können sich etwas darauf einbilden, den Brummbären zu bezwingen."

„Ein Abenteuer!“ jubelte Lieschen. „O wie reizend! Meinen Sie, daß es ein wirkliches ist? Ich habe mir immer schon gewünscht, eins zu erleben.“

Und dabei erfaßte sie in ihrer Freude Hildegards Hand und küßte diese zärtlich.

„Morgen also,“ sagte sie trotz des abweisenden Kopfschüttelns der so Bestürmten, „und nun muß ich schnell den Papa holen und ihm mein Abenteuer erzählen.“

Dann trippelte sie eilig in das Zimmer.

Die beiden Zurückbleibenden schwiegen einige Zeit. Das Mädchen blickte zu dem Abendhimmel empor, an dem Milliarden von Sternen gleich klaren glänzenden Leuchten schimmerten; es schaute zu der einsamen Palme an dem unregelmäßigen Gebäudecomplex des Hotel Pagano hinüber — eine Palme, welche schon unzählige Künstler zu Capribildern benutzt haben.

Felix folgte Hildegards wanderndem Blicke und blieb dann auf dem Antlitz des Mädchens haften. Forschend und doch sinnend sah er seinen Bruder und Freund an, wie er sie mit einem Scherze genannt, der indessen in gewisser Weise der Wahrheit entsprach. Sie war ihm nie wie ein anderes Mädchen erschienen. Nie war ihm der Gedanke gekommen, ihr eine Schmeichelei zu sagen; nie der, man könne sie lieben wie ein anderes Weib. Ihre Selbständigkeit, ihre ruhige Sicherheit bedurften so wenig eines Anlehnens, sie machten sie so unnahbar, so — da war es heraus — so männlich. Schon daß sie den ihm verhaßten Beruf mit Freudigkeit und Liebe betrachtete, erschien ihm unbegreiflich.

Aber dennoch . . . jetzt, wo er von ihr scheiden sollte,

war es Felix, als könne er nicht mehr von ihr lassen. Er bedurfte ihrer frischen Zuversicht, ihres Trostes, er bedurfte der klaren Augen, die so verständig in das Leben blickten und stets das Rechte trafen.

Felix konnte sich nicht vorstellen, wie er die wenigen Wochen, welche ihm noch auf Capri blieben, ohne Hildegard fertig werden, wie er später ohne sie leben sollte. Er hatte sich auf ihren Rath entschlossen, in Neapel zu studiren statt in Rom. Sie hielt es für richtiger, daß er sofort ganz aus der alten Umgebung in eine vollständig neue hineinträte. In Neapel war die medicinische Facultät überdies besonders gut besetzt und Hildegard hatte mit einem der dortigen Professoren Verbindungen. Durch des Letzteren Vermittelung konnte vielleicht die übliche Studienzeit zu Gunsten des Strebenden abgekürzt werden.

Felix mußte zugeben, daß Hildegard in all ihren Plänen und Vorschlägen recht habe. Aber es geschah ungern, denn er hatte sich auf ein Zusammensein mit ihr in Rom schon herzlich gefreut.

Sie war ihm in dem Monat ihres gemeinsamen Aufenthaltes wie zur Lebensluft geworden. Ihre Gegenwart regte ihn nicht auf wie die eines schönen, reizenden Mädchens, aber sie war ihm unentbehrlich wie die Luft, welche wir athmen, die wir nicht schätzen, wenn wir sie besitzen, deren Entbehrung uns aber unmöglich ist. Wir achten ihrer nicht, wir fühlen nur ihren wohlthätigen Einfluß, ohne uns Rechenschaft davon zu geben. Und wenn man uns diese Lebensluft nimmt?

Felix hatte vorhin so übermüthig mit Lieschen

gescherzt. Es giebt Augenblicke, in denen wir lachen müssen, um nicht die Trauer unseres Inneren zu zeigen.

Ob wohl Hildegard auch ein wenig Bedauern empfand? O nein, sie war über dergleichen Schwächen erhaben. Sie hatte so fest auf dem Aufenthalte in Neapel bestanden. Sie kam aus ihrer verständigen nüchternen Ruhe nicht heraus.

Nüchtern! Es war ein bitteres Wort und er bat es ihr in Gedanken ab. Aber mußte es ihn nicht reizen, daß sie stets so kühl und verständig blieb, auch heute, wo sie sehen mußte, wie schwer das Herannahen des Abschiedes auf ihm lastete. Diese Stimmung hatte ihn schon im Conversationszimmer nervös und reizbar gemacht und ihn deshalb der Gesang der Engländerin mehr belästigt, als es sonst der Fall gewesen wäre.

Er schaute hinein. Da saßen noch Alle in denselben Stellungen, bei denselben Beschäftigungen, nur Lieschen hatte ihren Papa in eine Ecke gezogen und tuschelte ihm eifrig etwas zu. Der Schein der beiden Lampen fiel durch die offene Thür auf den Balkon, jetzt schob der schriftstellernde Engländer die eine derselben bei Seite, sodaß Hildegard, welche bisher im Schatten gesessen, nun in den Bereich des Lichtes gelangte.

Felix blickte sie an. Sie hielt jetzt den Kopf gesenkt und er konnte deutlich die kräftigen Linien ihres Gesichts erkennen.

War sie in Wahrheit so nüchtern verständig? Ihre Augen hatten ja einen träumerischen Ausdruck, als sähen sie leer in's Weite, einen Ausdruck, den er noch nie an ihr

bemerkt, und die festen Linien ihres Mundes waren heute viel weicher, frauenhafter.

Sie fühlte, daß er den Blick beobachtend auf ihr ruhen ließ, sie raffte sich mit einem Ruck aus ihrem Sinnen auf und sagte mit einem Blick in das Zimmer und mit einem Lächeln, das nicht ganz natürlich war: „Lieschen ist ein herziges, kleines Ding."

Er antwortete nur mit einer Frage: „Was wollte sie von Ihnen? Ich unterbrach eine Bitte."

„O, es ist eine Kinderei," sagte sie erröthend.

„Sie verweigerten mir doch sonst nicht die Wahrheit."

Hildegard vernahm den Ton des Vorwurfs in seiner Stimme und entgegnete: „Nein. Es ist nur eine thörichte Laune von ihr. Sie wollte meine Zöpfe sehen und auflösen, wie es scheint eine Art Ophelia aus mir machen. Und ich bin doch zu solchen Kindereien zu alt."

Es war unmöglich, ihr gegenüber eine nichtssagende, schmeichelhafte Redensart zu machen, es erschien ihm ihrer unwürdig. Und so sagte er: „Wie kommen Sie nur dazu, an Alt- oder Nichtaltsein zu denken? Das ist doch ganz gleichgiltig."

„Ich weiß es nicht. Zu Hause in meiner Thätigkeit erschien es mir auch so, aber hier werde ich oft daran erinnert, daß ich bald in ein Decennium trete, in das die Frauen schwer hineinzubringen sind und aus dem man sie nie herauslocken kann, wie man scherzhaft sagt. Solche Gedanken erzeugt der Müßiggang. Ich freue mich schon auf meine Arbeit."

„Sie freuen sich fortzugehen, uns — mich zu verlassen!" rief er bitter.

„Nicht ganz so, mein junger Freund."

Irrte er sich oder betonte sie „mein junger Freund" mit einem gewissen Spotte?

„Es ist nicht meine Schuld, daß ich jung bin, wenn es auch meine Schuld ist, daß ich noch nichts geleistet habe," sagte er gereizt.

Hildegard blickte ihn verwundert an, doch sie antwortete mit einer Ruhe, die ihn verletzender dünkte als Heftigkeit und die ihm aus einem, von ihr angemaßten Gefühl der Ueberlegenheit hervorzugehen schien: „Ich freue mich auf meine Arbeit, und ich höre auch, daß dieselbe nöthig ist."

„So?" sagte er und es zwang ihn eine unbegreifliche Regung in ihm, seiner Rede einen spöttischen, verächtlichen Klang zu geben. „Wer theilte Ihnen diese interessante Nachricht mit?"

Sie sah ihn groß an. Es kam ihm vor, als blicke sie mitleidig zu ihm hinüber, als behandele sie ihn mit der Sanftmuth, welche man Kindern zeigt, indem sie ruhig antwortete: „Mein alter Freund Dr. Werner. Habe ich Ihnen noch nicht von ihm erzählt?"

„Nein. Ich habe nicht die Ehre, alle Ihre Freunde zu kennen."

Er sagte es mit bitterem Hohne, und sie erbleichte. „Ich lasse nie meine Freunde beleidigen, am allerwenigsten Dr. Werner," entgegnete sie mit Würde. „Es scheint mir als müßte ich Sie heute vor sich selbst schützen; es ist besser, ich gehe. Gute Nacht."

Sie stand auf, ging festen Schrittes in das Zimmer, durch dasselbe hindurch und verschwand in der Thür.

Felix starrte ihr nach. Was hatte er gethan? Er hatte sie verletzt, sie, die er so hoch schätzte wie kein Weib. Und warum? War es Eifersucht auf den Anderen, war es Groll?

Warum behandelte sie ihn wie ein Kind, warum betonte sie fortdauernd den Unterschied des Alters zwischen ihnen? Warum nannte sie ihn jung, sich alt — warum?

Und wer war dieser Werner? Gewiß ein liebenswerther, ernster, tüchtiger Mann. Ein wirklicher Mann, kein schwankender Knabe, der nicht weiß, was er will, der nichts ist und nichts erreicht hat.

Unendliche Bitterkeit erfüllte ihn bei dem Gedanken, als er so hart von sich dachte. Er fühlte, daß er der Wahrheit nur zu nahe kam, daß er in den Augen einer Frau nichts sein konnte — nichts. Und dagegen dieser Werner. Ihm gegenüber war sie nicht gleichgiltig, nicht das ruhige kühle verständige Wesen. Wie brauste sie gleich bei den gegen den Freund gerichteten spöttischen Worten auf! Gewiß, sie liebte ihn und auch er liebte sie, denn mußte man sie nicht — lieben? Es war zum ersten Male, daß er das Wort Liebe in Gedanken mit Hildegard in Verbindung brachte. Bisher hatte er geglaubt, sie wie einen Bruder, einen Freund betrachten zu müssen, den man ohne Beimischung eines wärmeren zärtlicheren Gefühles, ohne höheren Herzschlag schätzt. Und nun erschien sie ihm plötzlich wie ein Weib, ein liebenswerthes Weib. Hatte ihn allein die Vorstellung, daß Hildegard einem Anderen möglicherweise begehrenswerth dünkte, dazu veranlaßt oder bestimmte ihn der Ton ruhiger Ueberlegenheit, den

sie statt des früheren herzlichen annahm, dazu, daß sie ihm reizend, der Eroberung werth erschien?

Wie Blitz auf Blitz folgten sich diese Gedanken in seinem Kopfe, doch es kam keine Klarheit in dieselben. Bald wollte Felix Hildegard nacheilen und sie um Verzeihung bitten, bald erschien es ihm unter seiner Würde sich vor ihr zu demüthigen. Während er noch so mit sich kämpfte, traten Nehrlichs mit Mölle an ihn heran und nahmen ihn in Beschlag.

* * *

Unterdessen war Hildegard schnellen Schrittes den Weg entlang gegangen, welcher zur kleinen Marina führt. Er zog sich an dem baufälligen Hause vorbei, in dem Filomenas Eltern wohnten und das inmitten eines Rebenhanges lag. In der Weinlaube, dort, wo die blauen Trauben in üppiger Fülle herabhingen, hatte sie oft mit der Kleinen geplaudert, sich an ihren klugen Antworten, ihrer Wißbegierde erfreut. Filomena war eben Aller Schützling und Liebling, Lieschens, Hildegards und Herrn Wendens. Wendens! Wieder endete ihr Sinnen bei ihm. Fort mit dem Gedanken! Sie mußte in körperlicher Bewegung Ruhe vor ihm finden. Hildegard schaute nicht einmal zu den Fenstern des Hauses hinüber, in dem ihr kleiner Schützling nun schon schlummerte, sie ging den steilen Abhang hinab und sie mußte sorgfältig auf den Weg achten, damit sie nicht fehltrete.

Unten rauschte und brauste das Meer an die Felsen der Marina. Es war windig geworden, und bei dem hellen Sternenschimmer sah Hildegard deutlich, wie die

weißen Schaumkämme gleich flüchtigen Rossen an das Ufer schnellten, so daß der Gischt zischend zurückspritzte, wie eine Welle der anderen folgte und sich bäumend zerbrach.

Das Mädchen ging furchtlos den Abhang hinab, kletterte behutsam über die Netze, welche die Schiffer dort unten zum Trocknen ausgebreitet hatten, und erstieg einen Felsen, der weit hinein in das brausende Wasser ragt.

Hier, wo die Elemente sie umtosten, wo sie allein war unter dem Sternenhimmel, mußte sie sich selbst und ihren Halt wiederfinden. Es war ja unmöglich, undenkbar, was sich ihr immer wieder von Neuem mit schmeichelnder Stimme aufdrängte. Sie wurde bald dreißig Jahre alt, sie war ein altes Mädchen, das nicht mehr zur Liebe taugte, das nie zu ihr getaugt hatte. Zum ersten Male dachte sie mit Schmerz daran, daß sie häßlich war, sonst hatte sie das nie gekümmert.

Und er! So jung, so schön, so hilfsbedürftig! Sie hatte sich so gewöhnt, für ihn zu sorgen, an ihn zu denken, er hatte die Stelle ihres Schwesterchens eingenommen, doch in die Sorge für ihn mischte sich eine zärtlichere Empfindung, die ihr Herz mit wohlthuender Wärme und doch zugleich mit herbem Weh erfüllte. Hildegard fragte sich, ob sie ihn in der Weise liebe, wie sie das von den Leuten um sie her gehört hatte. Sie selbst hatte nie einen Mann geliebt, sie schätzte ihren alten Freund Werner von ganzem Herzen, aber von dem, was die Menschen Liebe nannten, hatte sie nie etwas empfunden. Auch aus Romanen kannte sie die Empfindung nicht. Sie war in ihrem Leben wenig zum Romanlesen gekommen, es gab immer so viel Wichtigeres zu thun. Sollte das, was sie

nun quälte und entzückte zugleich, die vielgenannte, vielverleumdete Liebe sein?

Gegen das, was sich in ihr regte, hatte sie nur einen Schutz gefunden. Sie sagte sich stets: Du bist alt, Du bist zu alt. Sie sagte es sich und ihm. Ihm so oft und eindringlich, daß sie ihn beleidigte. Sie hatte nicht vermuthet, daß der Schutzwall, den sie zwischen sich und ihrem thörichten Gefühl aufrichten wollte, ihren jungen Freund verletzen mußte. Indem sie Felix (um sich selbst zu zwingen, ihn so zu betrachten) wie einen Knaben behandelte, auf dessen Launen man kein Gewicht legt, hatte sie ihn tief gekränkt. Nun war Alles zwischen ihnen zu Ende — auch die Freundschaft, welche sie so beglückte, auch die Sorge für ihn, welche ihr so theuer und unentbehrlich geworden. War das die Liebe, die Liebe zu einem Manne?

Hildegard fühlte, daß alle Fasern ihres Herzens in dem Gedanken an ihn wurzelten, daß er fast die Schwester, für welche sie bisher gelebt, aus ihrem Sinnen und Sorgen verdrängte. In seiner Zukunft lebte sie, für ihn ersehnte sie, daß er Tüchtiges in dem Berufe leiste, den er jetzt ergreifen wollte, für den ihn seine Neigung bestimmte. An sich selbst hatte sie nie gedacht. Es war ihr genug gewesen, sein Wohl zu planen. Sie dachte auch nicht daran, in welchem Lichte den Anderen ihre mütterliche Fürsorge für Felix erscheinen müsse. Nur neulich, als sie Frau Nehrlich zu dem langen Mölle spitz bemerken hörte: „Das Fräulein scheint ja sehr intim mit dem jungen, hübschen Menschen zu sein, sie bemüht sich außerordentlich um ihn. Mich wundert nur, daß sie in ihrem Alter nicht vernünftiger ist“ — da hatten die häßlichen scharfen Worte

wie ein schneidender Wind die Wolken zertheilt, die sie in einen Traum bei wachen Sinnen gegaukelt hatten.

Hildegard war nicht gewöhnt, auf das Urtheil der Menge zu hören, sich von dem Gerede der Leute bestimmen zu lassen, aber dies fand einen Wiederhall in ihrer eigenen Seele und darum gewann es Macht über sie.

Sie wurde nun kühl, ja zuweilen herrisch gegen Felix, sie bestand darauf, daß er in Neapel studire statt in Rom, obwohl er ihr in seiner Unbefangenheit deutlich zeigte, daß es ihm nicht leicht wurde, sich von ihr zu trennen.

Doch sie mußte das thun. Es wurde ihr bitter schwer, allein sie konnte sich selbst nicht anders schützen. Sie durfte sich nicht lächerlich machen, und was noch schlimmer war, nicht ihn. Er sah sie auch nur wie einen Freund, wie einen Bruder an. Er hätte sie bemitleidet, wenn er gewußt, welch ein Streit der Gefühle jetzt ihr Herz zerriß, das sonst so stark und muthig gewesen war.

Die Wogen brausten an den Felsen, auf dem Hildegard saß; der Schaum spritzte hoch in die Luft, einzelne salzige Tropfen sprühten zu ihr hinüber und benetzten kühlend ihre heiße Stirn. Wie ein Wiegenlied tönte ihr das Brausen und Tosen, und in ihm hörte sie nur eins — ein süßes, schmeichelndes Wort: „Und wenn er Dich nun liebte?“

„Es ist nicht möglich,“ raunte der Verstand ihr mahnend zu, „nicht möglich!“

„Und wenn —“ schmeichelte es süß.

„Es ist Alles aus,“ sagte die herbe, klare Stimme — „Alles. Und daß die Liebe keimte, bringt der Freundschaft den Tod.“

„Bringt der Freundschaft den Tod," sangen die Wellen einem Echo gleich nach.

So saß das Mädchen noch lange, lange da. Ihre Gedanken hielten sie wie in einem Banne gefangen, in ihrem Herzen war es Nacht, kein Stern erhellte das Dunkel. Der Nachtthau fiel feucht auf sie nieder, er drang durch ihr sommerliches Gewand. Sie erschauerte und sah wie abwesend um sich, als befremde sie ihre Umgebung. Dann erhob sie sich. Die Glieder waren ihr wie gelähmt von dem langen Kauern auf dem harten, feuchten Felsen, aber sie raffte sich auf und schritt von dannen.

IV.

Felix erschien am anderen Morgen früher als sonst beim Kaffeetische. Es drängte ihn Hildegard wiederzusehen, sie um Verzeihung zu bitten. Allein so sehr er auch wartete, sie kam nicht. Endlich erfuhr er von Manfredo, daß die Signora Erbach heute auf ihrem Zimmer den Kaffee genommen habe und zum zweiten Frühstück nicht erscheinen werde. Er glaube, sie habe eine Partie vor, sagte Manfredo.

Felix durfte nun erst hoffen, sie bei dem abendlichen Mittagsmahle, welches zwischen sechs und sieben Uhr stattfand, wiederzusehen. Was sollte er den ganzen Tag ohne sie beginnen?

Nehrlichs waren flüchtig bei der Frühmahlzeit erschienen. Madame hatte sich wieder eifrig mit Herrn Mölle unterhalten. Felix hörte der Conversation unwillkürlich zu, er vernahm aber nur einige Worte davon, unter denen

„blau, grün, herrlich“ hervorstachen. Als Felix Lieschen im Vorübergehen nach Hildegard fragte, sagte die Kleine: „Ich glaube, sie schläft noch. Denken Sie,“ tuschelte sie ihm dann lebhaft zu, „La Mancha ist in der blauen Grotte gewesen. Papa und ich —“ sie reckte sich hierbei gravitätisch in die Höhe — „athmeten auf und riefen: Gott sei Dank! Nun wird das Grottengerede endlich ein Ende haben. Und was geschieht? Jetzt fängt dieselbe Geschichte von der grünen Grotte an. „Wenn ich doch die grüne sehen könnte! Ich versichere Sie, gnädige Frau, es soll der herrlichste Anblick von der Welt sein.“ Dabei ißt er in der Aufregung ein Ei nach dem anderen, als ob er eine Wette eingegangen wäre, eine Mandel zu vertilgen.“

„Werden Sie heute Vormittag mit Fräulein Hildegard spazieren gehen?“ unterbrach Felix den Bericht.

„Das ist ein Amtsgeheimniß,“ sagte sie mit wichtiger Miene.

„Aber Fräulein Lieschen,“ bat Felix, doch in dem Augenblicke rief Frau Nehrlichs scharfe Stimme: „Lieschen, was machst Du da, komm einmal her!“

„Gleich Mama,“ antwortete die Kleine und fügte dann listig hinzu: „Das Schönste erfahren Sie doch nicht. Warum haben Sie mich gestern so geärgert?“

Sie trippelte davon. Es wäre vergebens gewesen sie zurückzurufen, die Mama hatte sie schon in Beschlag genommen. Man schien eine Partie zu verabreden, Lieschen stand schmollend da und warf den runden rothen Mund unmuthig auf. Sie mußte eigene Pläne haben, die dadurch durchkreuzt wurden.

Doch was kümmerte ihn das?

Felix wollte es nun versuchen, in seinen Studien Zerstreuung zu finden. Er holte das Buch, in dessen Lectüre er gestern unterbrochen worden war und setzte sich auf die offene Loggia. Aber er fand heute nicht die rechte Stimmung zum Lernen.

Es schwebte ihm immer wieder Hildegards Bild vor, wie sie hochaufgerichtet dastand und sagte: „Ich muß Sie vor sich selbst schützen. Es ist besser, ich gehe. Gute Nacht!“

Und dann wieder klang es: „Ich lasse meine Freunde nicht beleidigen. Am allerwenigsten Dr. Werner.“ Warum den am allerwenigsten?

Felix klappte ärgerlich das Buch zu.

„Es ist hier zu heiß, davon kommt's,“ murmelte er verdrießlich.

In der That war es eine schwüle drückende Hitze. Die Sonne stand hoch am Himmel und wo sie stand, erschien die Luft fast weiß, während sie nach dem Horizonte zu eine schöne blaue Farbe hatte. Die Malerpalme, welche zwischen dem Albergo Pagano und dem Hotel Quisisana steht, regte sich nicht. Scharf hoben sich ihre fächergleichen Blätter in der sonnendurchglühten durchsichtigen Luft ab. Das Meer, welches gestern Abend so bewegt gewesen, breitete sich nun regungslos wie ein glatter blauer Spiegel aus.

„Ich will fortgehen, mit dem Lesen wird es doch nichts,“ entschloß sich Felix.

Er holte seinen Strohhut und einen großen Touristenschirm aus seinem Zimmer und ging durch die Straßen des kleinen Ortes. Auf dem Marktplatze, an dem die alte Kirche mit ihrer an den Orient erinnernden Kuppel sich

erhebt, war Alles still und menschenleer. Die Hitze hatte die Leute in ihre Häuser gescheucht.

Felix schlenderte zur Brustwehr, wo man nach dem Festlande und dem Golf von Neapel schaut. Nur ein alter wettergebräunter Marinaio stand da und blickte nach dem Dampfschiffe aus, das eben an der Felsenküste von Sorrent landete.

„Fa un gran caldo (es ist große Hitze), Signore," sagte er zu Felix, indem er sich mit einem roth und gelben Baumwollentuche den Schweiß von der Stirn wischte.

„Eh già!" antwortete dieser beistimmend. „Werden wir ein Gewitter bekommen?" fragte er dann.

Der Seemann blickte nach Westen, sah nach der Küste und meinte, während er sich mit der schwieligen Hand den Kopf kratzte, in vorsichtiger Wetterprophetenweise: „Chi lo sa? (Wer weiß es?)"

Felix lüftete den Hut und ging weiter. Er verfolgte die Chaussee nach Anacapri und bog dann links ab. Was wollte er eigentlich?

Ja . . . er wollte Filomena besuchen.

Er schritt den schmalen steinigen Pfad entlang, welcher zu dem inmitten der Vigna gelegenen Häuschen führte. Felix trat in das Haus. In dem Flur war Niemand und so ging er in die zur Rechten befindliche Küche, wo sich Filomenas Mutter aufzuhalten pflegte. Er wollte sie nach seiner kleinen Patientin fragen.

Die Thüre hatte keine Klinke, nur ein Loch statt derselben. In dieses Loch mußte man den Finger stecken, um die Thür zu öffnen, Felix that es. In dem kleinen Zimmer

war Niemand, das Sonnenlicht strahlte durch die grünen Reben, welche das Haus bezogen und über das offene Fenster hinweghingen, goldig herein; es fiel auf das Heiligenbild in der Ecke, vor welchem die frommen Vignenbesitzer ein kleines rothes Flämmchen angezündet hatten; es fiel auf die bunten glasirten Kacheln des Herdes. In den Vertiefungen des Herdes lag trockenes Reisig, welches leise glimmte und über diesem Feuer hing von dem Rauchfang herab ein Kessel, in dem etwas still brodelte.

Felix ging in das andere Gemach des Hauses. Hier standen ein paar große eiserne Bettstellen mit bunten Decken belegt, und auch hier befand sich Niemand.

Vielleicht waren die Hausbewohner in einer Laube in der Nähe, er wollte sich dorthin begeben und sie aufsuchen. Er ging zwischen den Rebenstöcken der Vigna hin. Die blauen Trauben hingen voll und schwer an ihnen, es schien als siedete der Rebensaft während der Mittagshitze in den Beeren und als riefen sie: „Pflücke mich, trinke mich!“

Der Mann, den sie so lockten, wischte sich die Schweißperlen von der Stirn. Ja, es war heute sehr heiß. Das Sonnenlicht flimmerte förmlich in der stillen schweren Luft.

Felix freute sich, bald im Schatten der Laube zu sein. Auf dem weichen Sande verhallte sein Schritt lautlos, auch ging er wegen der Wärme sehr langsam. Als er in die Laube trat, sah er anfangs nichts, da sein Auge noch von den grellen Sonnenstrahlen draußen geblendet war. Dann unterschied er allmälig ein grüngoldiges Dämmerlicht, das durch die Weinblätter und

Reben hindurch einfiel. Und als sein Auge sich noch mehr an das Halbdunkel gewöhnte, sah er die Bank, wo er oft mit Filomena gesessen. Doch die schwarzäugige Kleine war nicht da; auf der grobgeschnitzten Holzbank saß eine weibliche Gestalt, sie hatte das Haupt im Schlummer zurückgebogen und an die Stäbe der Laube gestützt, die Hände hielt sie im Schoß gefaltet.

Aber was das Wunderbarste war und dem Beschauer das ganze Bild wie ein Märchen erscheinen ließ, war das Haar des Mädchens, welches wie ein weiter Mantel über seine Schultern bis zu den Knieen herniedersank. Es glänzte goldig an den Spitzen und das Antlitz der Schläferin schaute weiß aus dem lichtbraunen, glänzenden Rahmen hervor, den die Sonnenstrahlen liebkosend umspielten.

Felix trat leise ein, er hielt den Athem an, um das hübsche Bild nicht zu stören, und sein Herz pochte, während er näherschritt.

Als er dicht vor der Schläferin stand, erkannte er sie. Es war Hildegard; aber sie erschien ihm ganz anders als sonst. Nicht im Traume wäre ihm heute der Gedanke gekommen sie für männlich zu halten, sie seinen Bruder zu nennen. War es die grüngoldige Beleuchtung in der dichtumwachsenen Laube, die sie ihm heute so bleich, so hilfsbedürftig, so kindlich erscheinen ließ? Es war ihm, als ob Thränen an ihren Wimpern hingen, als ob sie im Traume geweint habe, und der sonst so feste Mund hatte einen rührenden Zug von Weichheit und verhaltenem Schmerze. Der Zug des Leidens, welcher sich in der ganzen müden Haltung ihrer Glieder aussprach, machte sie so anziehend, wie er sie noch nie gesehen. Das

gesunde Roth ihrer Wangen war ihm nie so schön erschienen wie die Bläße, die ihm heute davon erzählte, daß auch sie leiden, auch sie einmal nicht nur nüchtern, vernünftig sein könne.

Als Freund stand sie ihm dadurch nicht so hoch, aber sie erschien ihm mit einem Male wie ein Mädchen, ein liebens=, begehrenswerthes Mädchen.

Und warum hatte sie geweint? Um wen? Alles was gestern unklar auf ihn eingestürmt, es fluthete nun wie mit warmen Wellen über ihn hin. Er vermochte sich nicht zu bezwingen, schnell beugte er sich über sie und küßte die Thränen von den langen braunen Wimpern. Hastig trat er dann einen Schritt zurück, als schäme er sich seiner ungestümen knabenhaften Regung.

Der leise Druck seiner heißen Lippen mußte sie geweckt haben, denn sie öffnete die Lider und schaute sich verwundert um. Und wie sie sich noch halb im Traume erstaunten Blickes umsah und es schien, als wisse sie nicht, wo sie sei und was sie geweckt, trat Felix vor sie hin und sagte mit leiser, inniger Stimme: „Hildegard, warum haben Sie geweint?“

Sie zuckte zusammen — er hatte sie noch nie nervös oder erschrocken gesehen — ihre bleichen Wangen färbten sich hochroth und sie sprach flehend: „Bitte, fragen Sie mich nicht.“

Sie streckte dabei abwehrend die Hand aus. Er erfaßte ihre Hand und fühlte, daß die heißen Finger sich ihm zu entwinden suchten. Er blickte ihr fragend in die Augen und sie senkte die Lider.

Da ging es ihm wie eine Offenbarung auf. Des

Räthsels holde Lösung — hier war sie. Was sie und ihn zugleich bedrückte — nun hatte er es gefunden. Sie konnten nicht mehr Freunde sein, denn sie liebten sich.

„Hilda, mein holdes Mädchen, Du hast mich ein wenig lieb," jubelte er. „Und ich — ich kann nicht sein ohne Dich, ich fühlte es schon lange. Du wirst Deinen armen Felix nicht verlassen, Du mußt meine kleine Frau werden. Meine holde Hilda, mein herzliebes Mädchen, darf ihren armen Felix nie mehr verlassen, sie darf ihren Felix nicht unglücklich machen, sie darf nicht grausam sein."

Welch' eine Sprache war das! Das Mädchen hatte noch nie etwas so Süßes, so Berauschendes vernommen. Da stand er vor ihr mit seinem bleichen hübschen Gesichte, Mund und Augen baten gleich flehend, Mund und Augen schmeichelten sich gleich lockend in ihr wundes Herz.

„Nicht wahr, Du liebst mich, mein holdes Lieb," bat er noch einmal mit inniger Stimme.

Ehrlich und wahr war sie in ihrem ganzen Leben gewesen, ehrlich und wahr, wenn es ihr auch geschadet hatte und sie es mit tiefem schmerzlichem Verluste erkämpfen mußte. Und so sagte sie auch jetzt: „Ja, ich liebe Dich von ganzem Herzen."

Er stieß einen Ruf des Entzückens aus, umfaßte sie zärtlich und küßte stürmisch ihr wallendes Haar.

Die Berührung ließ sie darauf hinschauen. In ihrer Aufregung, in der halben Traumstimmung, in der sie sich befand, hatte sie es bisher nicht gethan.

„Um Gotteswillen, was ist mit mir geschehen?" rief sie, blutroth werdend. „Wer hat mir das gethan?"

Felix streichelte zärtlich die langen Haarsträhnen: „Warum willst Du Deinen Reichthum verbergen, mein holder Schatz? Ich fand Dich hier in der Laube eingeschlummert, von goldbraunem Haarmantel umwallt wie eine Märchenprinzessin.

„Ich kam mit Lieschen hierher," entschuldigte sie sich. „Sie bat so darum; sie bat auch wieder, ich möge ihr erlauben, meine Zöpfe aufzulösen. Allein ich wollte es nicht. Mir war so traurig zu Muthe, gar nicht zum Scherze aufgelegt. Sie ließ mich später allein hier. Es war so drückend heiß und still. Ich schlief sehr fest ein, sehr fest, denn —"

Während der Erzählung hatte sie hastig und schüchtern wie ein schuldbewußtes Kind die weichen Wogen emporzogen und versucht, sie auf dem Hinterkopfe festzunesteln.

„Bitte, Felix, nein ich muß es," sagte sie nun zu ihm der nur zögernd seine Hand fortnahm. Er drückte noch einen Kuß auf die goldigen Spitzen, ehe sie ihm dieselben entwand und scherzte: „Weißt Du, wer es gethan hat? Lieschen. Der Streich sieht dem kleinen Schelme sehr ähnlich. Aber ich bin ihr jedenfalls dafür dankbar, wenn Du ihr auch ewig zürnen wirst, nicht wahr?"

Er sah sie übermüthig mit strahlenden Augen an. „Aber Du schlossest mit einem ‚denn'. Du schliefest sehr fest ein, denn —?"

Sie antwortete nicht sogleich und er sagte: „Soll ich es verrathen? . . . Denn Du hattest die ganze Nacht nicht geschlafen, wie ich. Ist es nicht so, meine Hilda?"

Seine braunen Augen leuchteten, Hildegard nickte.

Er fuhr fort: „Warum haben wir uns nur beide so

grausam gequält, warum haben wir uns so bittere Worte gesagt? Es ist mir wie ein Traum."

Als er so sprach, trat ihr die Scene des gestrigen Abends wieder vor die Seele, sie hatte ja eins ganz vergessen — eins, das sie trennte.

„Felix," sagte sie mit bleichen, zitternden Lippen — es mußte sein, so schwer es ihr auch wurde — „Du hast ganz vergessen, daß wir nicht zu einander passen —"

„Warum nicht, meine Hilda," versetzte er unbefangen, ohne auf ihren traurigen Ton einzugehen.

„Ich — ich —" begann sie stockend und jedes Wort rang sich schwer von ihren Lippen, „ich bin zu alt, zu alt für Dich."

Statt aller Antwort fühlte sie zum ersten Male seine Lippen auf den ihren . . . warm, herzlich, vertrauenerweckend, vertrauengebend.

„Du bist ein Kind," flüsterte er ihr in's Ohr, „ein Kind, trotz all' Deiner Vernunft. Habe ich Dich nicht lieb? Hast Du mich nicht lieb? Was soll uns da trennen?"

„Mir ist's noch immer wie ein Traum," sagte sie schüchtern, zögernd.

„Wie ein Traum — doch wie ein glücklicher Traum. Sei mein tapferes Mädchen, Hilda. Hast Du das Herz, mich zu verlassen? Hast Du nicht den Muth, es mit mir zu wagen?"

Ihre treuen Augen sahen ihn fest und zuversichtlich an und sie sprach mit klarer, leiser Stimme: „Ich habe den Muth, weil ich es für Dich thue und weil Du mich liebst."

* * *

In der Pension des Albergo Pagano erregte die Verlobung der Freunde, wie man Hildegard und Felix genannt hatte, begreiflicherweise Aufsehen, doch nicht so großes wie man hätte glauben sollen. Im Süden werden oft ungleichere Verbindungen geschlossen, auch waren die beiden zu beliebt, als daß ihnen Jemand ein hämisches oder spöttisches Wort gesagt hätte. Nur Frau Nehrlich konnte, wenn auch nicht vor Hildegard, einige spitze Redensarten nicht unterdrücken. Da zeigte sich aber der kleine höfliche Amtmann als ein echter Mann; in wichtigen Fällen verstand er stets seine Autorität geltend zu machen. Gewöhnlich war er zu friedliebend und phlegmatisch, ja auch zu gutherzig, um den Mißtrauensäußerungen seiner Frau gegen alles Italienische und ihren kleinen Scharmützeln fest entgegenzutreten, bei dieser Gelegenheit aber wies er Philippine tüchtig zurecht, und seine kleine corpulente Gestalt reckte sich ordentlich, als er sprach: „Fräulein Hildegard ist eine sehr verständige Dame, und weiß sicher, was sie thut. Von Angeln kann nicht die Rede sein. Ich freue mich von Herzen, daß sie glücklich ist."

„Papa ist zum Küssen," dachte Lieschen unehrerbietig genug, als sie diese kleine eheliche Scene belauschte. Sie freute sich herzlich über das Glück ihrer Hildegard, die sie so verehrte, wie sie bisher nur ihren Prediger in der Confirmationsstunde verehrt hatte. Und wer war im Grunde die Veranlassung zur Verlobung gewesen? Sie — Lieschen, — nur sie. Hätte sie Hildegard nicht allein in der Laube gelassen, dann wäre das nicht so gekommen. In allen Geschichten, die Lieschen gelesen, war das immer so.

Sie war mit Hildegard zu Filomena gegangen. Ob-

wohl erstere sehr müde und blaß von der Hitze gewesen, hatte sie es gethan, die Gute. Und dann als Hildegard so einsilbig wurde, schlüpfte Lieschen mit Filomena davon. Filomena wollte ihrer Gönnerin die Kaninchen oben in der Berggrube zeigen. Wie sie so mit den Kaninchen spielten, meinte Lieschen plötzlich mit diplomatischer Schlauheit: „Es fehlt uns ein Strick."

„Ein Strick?" fragte das Kind.

„Ja, ja!" sagte Lieschen bestimmt, und fügte um weitere Einwendungen abzuschneiden hinzu, „ich gehe, ihn zu holen."

Filomena hatte gerade mit dem großen weißen Kaninchen zu thun, das ihr davonlaufen wollte, und so ging sie nicht mit.

Lieschen dagegen schlich leise zur Laube zurück; da schlief Hildegard fest, ganz fest. Die schweren Flechten hingen heute tief herab, da die Hitze sie gelockert hatte. Lieschen nahm sie vorsichtig auf und löste sie mit behenden Fingern, ganz leise, damit die Schläferin nicht erwache. So hatte sie doch ihren Willen durchgesetzt. Als das Werk vollendet war, lachte sie über das ganze runde Gesicht und schlich leise davon. Filomena meinte, es habe lange gedauert, bis sie den Strick geholt, er sei wohl schwer zu finden gewesen. In einer Ecke der Küche pflege immer dergleichen zu liegen. Ja, da hätte sie ihn auch gefunden, sagte Lieschen lachend. Nun banden die beiden das große weiße Kaninchen an den Strick und spielten ausfahren. Hans war das Pferd und sie ließen sich ziehen. Das wurde zu spaßhaft. Filomena war noch nie

in einer Carrozza gefahren. „Ach! das müßte so schön sein!“

„Noch nie?“ antwortete Lieschen mitleidig. „Wie merkwürdig! Denke Dir, wir haben in Berlin allein vier=tausend Droschken. Wir nennen die Wagen nämlich Droschken,“ erklärte sie herablassend.

Die Augen der kleinen Capresin wurden ganz rund vor Staunen.

„Viertausend Carrozzelle in Berlin. Berlin? Was ist das? Ein Schloß?“

„Aber Filomena,“ belehrte sie Lieschen, „Berlin ist eine große Stadt, es ist die Hauptstadt von Preußen. Von der Prussia, weißt Du.“

„Ach die Prussia, wo die Leute — wie sagt doch gleich Ehrwürden der Cappellano, wo sie die prostanteti=schen —“

„Protestantisch vielleicht?“ fragte Lieschen weise.

„Ja, die protestantischen Bücher lesen.“

„Lieber Himmel, wer hat Dir denn solche Sachen in den Kopf gesetzt,“ meinte Lieschen überlegen. „Wir lesen natürlich auch Anderes, wir lesen sehr viel, ich zum Bei=spiel lese alle möglichen Romane, ich weiß ganz genau, wie es ist, wenn man sich verlobt, und wenn man sich zuerst mit dem Bräutigam ‚Du‘ nennt. Manchmal vor dem ersten Kusse und manchmal hinterher. Aber da herum immer — in allen Geschichten. Doch wenn sie sich nicht kriegen, lese ich es nicht. Wozu denn? Erst sehe ich hinten nach, ob sie sich kriegen, und dann fange ich an.“

So hatten die beiden die Zeit vertrödelt und Lieschen hatte Hildegard ganz vergessen. „Komm einmal,“ sagte sie

dann zu ihrem Schützling, „komm einmal in die Laube, da will ich Dir etwas zeigen."

Beide schlichen auf den Zehenspitzen zur Laube. Als sie um die Ecke guckten, da — Herrgott, das war ja ganz wie in einer Geschichte, dachte Lieschen, nur schöner, viel schöner. Da saß Fräulein Hildegard und Herr Felix saß neben ihr und gab ihr einen Kuß, einen wirklichen Kuß. Es wurde Lieschen ganz eigenthümlich dabei zu Muthe, ihr Herz fing laut an zu pochen; das war ganz anders, als wenn sie so etwas las. Da war es schon hübsch genug, aber dies war ein wirkliches Brautpaar und ein wirklicher Kuß.

Jubelnd eilte Lieschen auf Hildegard und Felix zu, und diese waren gar nicht böse, sie lachten und freuten sich und Hildegard küßte sie und bedankte sich bei ihr, bei Lieschen, ja bei ihr. Denn war es nicht im Grunde ihr Verdienst?

Ach, das Alles war vorgestern gewesen und heute Morgen war Fräulein Hildegard abgereist. Es war einmal so bestimmt gewesen, sie konnte nicht bleiben. Aber in Rom wollte Lieschen sie besuchen. Das nahm sie sich vor, „bombenfest vor", wie sie sagte. Rom ist ja schließlich doch die Hauptsache in Italien, das hatte Anna Wunderlich schon immer in der Pension gesagt. Der gute Papa that es gewiß, der gute Papa, der zum Küssen war, und auch die Mama, denn in Rom giebt es mehr Deutsche, als sonst wo in Italien. „Ich werde der Mama sagen, daß wir dort nicht so betrogen werden, wie in Neapel," schloß Lieschen. „Herr Felix geht zwar nach Neapel, aber Fräu-

lein Hildegard ist mir doch lieber. Der arme Herr Felix, daß er nun in Neapel bleiben muß, wo doch seine Braut in Rom ist. Nach drei Jahren, sagte sie, werden sie sich heirathen. Das hat sie nur mir anvertraut, sie weiß, daß ich sehr verschwiegen sein kann. Wie fürchterlich lange! Ich hielte das nicht aus. Ich sehe gar nicht ein, warum Herr Felix erst Doctor werden muß. Wenn ich nur nicht einmal drei Jahre warten soll. Da würde ich ja uralt! Ach Gott! Vielleicht über einundzwanzig Jahre! Lieschen seufzte bei dem schrecklichen Gedanken und wurde ganz traurig gestimmt. Bei den Geschichten interessirte sie sich für die Heldinnen, welche sechzehn Jahre alt waren, am meisten; die über zwanzig, ach! die waren so alt! Daß ihre vergötterte Hildegard zu diesen Letzteren gehörte, daran dachte sie nicht, sie hatte vor Liebe zu ihr keine Zeit dazu.

V.

In einem Coupee des Bahnzuges, welcher der italienischen Hauptstadt zudampfte, saß, in eine Ecke der schwarzen Lederpolster gelehnt, Hildegard. Sie war allein und das freute sie. So konnte sie ungestört den Gedanken nachhängen, die sie bestürmten. Sie war aus dem Bereiche des Volskergebirges gelangt und näherte sich nun Rom mehr und mehr. Ihr Blick schweifte über die Campagna welche die Augustsonne gelb gebrannt. Sie betrachtete die Ruinen, die als Zeugen von dem Thun und Leben eines untergegangenen Volkes in der Oede emporragen, und als sie der Heimat immer näher kam, grüßten sie die zerfallenden Steintrümmer des römischen Aquaeductes, winkte ihr in erhabener Schönheit die Kuppel St. Peters zu.

Wie anders sah Hildegard diese wieder! Ruhig und zufrieden war sie von Rom geschieden; wenn auch die Trennung von Anna eine Lücke in ihr Leben gerissen, dieselbe hatte ihr doch nicht den sicheren Gleichmuth, die ruhige Freudigkeit geraubt. Und nun — nach einem kurzen Monat kehrte Hildegard als eine ganz Andere heim. Sie war Braut! Früher hatte das Wort für sie nur einen leeren Schall gehabt; nun kannte sie die Seligkeit desselben, kannte sie das jubelnde Entzücken und das herbe Weh der Liebe, die Kämpfe, mit denen die Herrscherin in jedes Mädchenherz zieht, und die Allmacht, mit der sie es gefangen hält. Vermochte sich Hildegard denn ihrem Zauber zu entziehen?

Vergebens sagte sie sich, du gehst keiner leichten Zukunft entgegen. Wenn ein junger Mann auch noch so ehrenhaft denkt, derjenige, welcher eine ältere Frau heirathet, ist mehr als Andere der Versuchung ausgesetzt. Um wie viel mehr noch, wenn er schön und die Frau häßlich, reizlos ist. Hildegard war sich nicht über sich im Unklaren. Selbst die Liebe verdunkelte nicht ganz ihren klaren verständigen Blick, doch wäre sie noch einmal in der Lage gewesen, sie hätte noch einmal ebenso gehandelt, denn hatte Felix sich nicht an ihren hochherzigen Muth gewandt, wäre es nicht unrecht gewesen, ihm nicht Vertrauen zu schenken? Liebte er sie nicht? Und wie süß war es sich lieben zu lassen, welche Wonne, ganz wie andere Mädchen zu sein!

Der gellende Pfiff der Locomotive unterbrach Hildegards Träumereien. Sie raffte hastig ihr Gepäck zusammen, während der Zug in die Bahnhofshalle fuhr. Als derselbe hielt, stieg Hildegard aus dem Coupée, und

ging mit dem Strome der sich drängenden, stoßenden, mit Handkoffern beladenen Menschen zu dem Portale. Sie gab dem hier stehenden Beamten ihr Billet und schritt, ohne sich umzusehen, zwischen den beiden Reihen der auf die Ankunft der Passagiere Wartenden hin.

Da hörte sie eine wohlbekannte Stimme „Fräulein Hildegard!“ rufen. Sie fühlte, wie ihr eine kräftige Hand ruhig die Plaidrolle und die Tasche entwand und die andere freie Hand ihre rechte herzlich drückte.

Sie sah auf, sie fühlte, wer allein das sein konnte.

Ein hochgewachsener starker Mann mit klugen festen Zügen und tiefschwarzem Haar und Bart beugte sich über sie. Die Schwärze seines Haares erschien durch einige weiße Fäden, die sich hier und da, besonders an den Schläfen, in dasselbe mischten, nur noch intensiver und über sein männlich-ernstes Gesicht hatte sich nun die Freude wie Sonnenglanz gebreitet.

„Werner!“ sagte Hildegard herzlich.

„Willkommen in Rom,“ erwiderte er einfach, mit tiefer Stimme. „Wo haben Sie Ihren Koffer?“ fragte er dann fürsorglich.

„Ich sandte ihn voraus.“

„Schön. Ich habe schon einen Wagen genommen.“

„Sie denken an Alles,“ sprach sie gerührt. „Wie erfuhren Sie nur, daß ich mit diesem Zuge ankommen würde?“

„Ich war bei Sabina, sie sagte es mir. Die gute Alte freut sich schon sehr auf Ihre Rückkehr.“

Während des Gesprächs waren beide aus der Halle hinaus und die Stufen hinab auf den freien Platz geschritten, in dem die malerischen Trümmer der Diocletians-

thermen den Fremden sogleich mit einem Stück römischer Vergangenheit begrüßen. Das Paar setzte sich in einen der haltenden Wagen. Hildegard blickte sich während der Fahrt still um; es erschien ihr Alles so fremd, so neu. Sie sah die Via Quattro Fontane entlang, welche, sich senkend und ansteigend, von dem Esquilin zur Piazza Barberini führt. Der Palazzo Barberini in derselben Straße erschien Hildegard heute so großartig und neu, die Fontaine auf der Piazza hatte noch nie so mächtig gerauscht. Und als sie von dem Platze bergab die lärmende Via dell' Angelo Custode durchfuhren, um von dort zum Babuino, der Kunsthandelsstraße Roms, einzubiegen, wo Hildegards Heim gelegen war, beängstigten sie förmlich das lebhafte Treiben, die verschiedenartigen Geräusche, das Geschrei der Händler, das Drängen der Omnibus und der Wagen.

„Mir kommt Alles so fremd vor, als wäre ich Jahre fern gewesen," sagte sie.

Werner hatte sie stumm und forschend betrachtet, nun entgegnete er: „Es ist auch eine Ewigkeit vergangen, seit Sie fort sind, und es war hohe Zeit, daß Sie wieder kamen."

Sie bemerkte die tiefe Zärtlichkeit nicht, die sich in den Klang seiner Stimme mischte, denn sie lachte unbefangen: „Und doch war es nur ein einziger Monat."

„Ist es Ihnen gut ergangen?" fragte er besorgt. „Sie sehen ein wenig bleich aus. Die Seeluft hat nicht ihre Schuldigkeit gethan."

Hildegard erröthete. „Bitte fragen Sie mich jetzt nicht. Ich erzähle es Ihnen später zu Hause."

Er blickte sie wieder an, allein er sagte nichts.

Hildegard sah einen bekannten Laden nach dem anderen, als sie in die Via Babuino einbogen. Da war der Kunstbronzefabrikant Signor Fabiani. Im Schaufenster standen die zierlichen Lampen nach pompejanischem Geschmacke noch auf demselben Platze wie vor ihrer Reise, ebenso die Nachbildung des betenden Knaben aus den Uffizien zu Florenz. Und einige Häuser weiter befand sich das Studio des Bildhauers Perelli. Perelli stand in der Thür seines Ateliers, er trug eine hohe Mütze von Zeitungspapier und auf seinem schwarzen Haar sah man noch Marmor- oder Gipsstaub. Er riß die Mütze vom Kopfe und rief seiner Frau zu, die nähend im Atelier saß: „Francesca, die Signora Erbak ist wieder da!"

Die kleine rundliche Frau lief, so schnell sie es vermochte, ebenfalls zur Thür und nickte.

„Sieh, welch' ein hübsches Paar, Oreste," sagte sie zu ihrem Manne. „Als wenn der liebe Gott die beiden für einander geschaffen hätte. Was sie nur so lange warten?"

„Du bist ein Kind, Piccina," sprach er zärtlich, indem er ihr den Scheitel strich. „Sie werden wohl selbst am besten wissen, warum sie warten. Vielleicht geschah es wegen der Signorina Anna, die nun fort ist."

„Ich begreife nicht, wie man so dumm sein kann," meinte die kleine Frau mit überlegenem Mitleid. „Die beiden konnten schon lange so glücklich sein, sie brauchen nur die Hand auszustrecken, und sie greifen nicht zu. Das kommt, weil die Signorina nicht weiß, wie hübsch es ist, einen alten, bösen Mann zu haben."

Francesca fuhr mit der kleinen grübchengeschmückten Hand in die Höhe und gab der großen Nase ihres Mannes

einen ganz kleinen, unehrerbietigen Naſenſtüber. Doch er rügte das Vergehen nur mit einem Kuſſe und ſchlang den Arm zur Strafe ſo feſt um die nicht ſehr feine Taille ſeiner Frau, daß dieſe entrüſtet ausrief: „Dreſte, ſei nicht garſtig! Schäme Dich, ich erſticke, hörſt Du, ich erſticke. Du willſt mich wohl morden und eine Andere heirathen, vielleicht die Signora Erbak?“

Die Vermuthung war ſo ungeheuerlich, daß Dreſte zu lachen begann und ſeine Gefangene Zeit gewann, zu entſchlüpfen und bei ihrer Näharbeit Schutz zu ſuchen. Da ſaß ſie nun hinter dem Tiſche und nähte an ganz kleinen, winzigen Dingen, die indeſſen ſehr intereſſant ſein mußten, denn Dreſte ſchielte immer hinüber. Endlich nahm er die Cigarre, welche er ſich angezündet, aus dem Munde und trat näher.

„Bleib' wo Du biſt,“ ſchalt ſie. „Du willſt mich wohl einräuchern? Bei lebendigem Leibe eine Wurſt aus mir machen?“

Es gelang ihr wirklich, einmal zu nieſen, als der Rauch der Cigarre ſie traf, und ſie ſah ganz triumphirend zu ihrem Manne hinüber: „Siehſt Du, ich nieſe ſchon.“

„Nein, nein!“ rief ſie, als er darauf die Cigarre fortſchleuderte, „ſolch' eine Verſchwendung, als ob wir nicht für etwas Anderes zu ſorgen hätten und an die Zukunft denken müßten.“

„Weshalb denn?“ fragte er verſchmitzt und mit gut geſpielter Unbefangenheit.

„Du Ungeheuer,“ ſagte ſie, aber ſie ſah ihn doch zärtlich an.

* * *

Inzwischen war Hildegard zu Hause angelangt und mit großem Jubel von der alten Sabina empfangen worden. Letztere hatte schon Herrn Erbach als Haushälterin gedient, als Hildegard noch klein und die Mutter schon todt war. Sie hatte die beiden Mädchen aufwachsen sehen und wie eine zweite Mutter für sie gesorgt. Doch ihre Hildegard liebte sie am meisten, da sie sie ganz allein erzogen hatte und Anna doch mehr unter der Leitung und Fürsoge der älteren Schwester groß geworden war. Sabina hatte heute zu Ehren der Heimkehr einen Pranzo bereitet, „wie für eine Principessa," sagte sie stolz. Die alte Römerin hatte trotz ihrer fast dreißigjährigen Anwesenheit im Hause das Deutsche noch nicht gelernt, und vermischte es, besonders wenn es eilig ging und sie sich nicht auf die langen, harten Worte besinnen konnte, mit ihrer eigenen heimischen Mundart. Besonders die drei- und viersilbigen Worte machten ihr Noth, darüber stolperte sie fast immer. Die Anrede übersetzte sie stets wörtlich, so daß sie in der dritten Person zu ihren deutschen Freunden sprach, wie es in der höflichen italienischen Redeweise üblich ist.

„Der Signor Dottore muß heute zu Essen bleiben," sagte sie, „der Pranzo ist zu viel schön."

„Hören Sie, mein Freund," bat Hildegard, „Sie müssen Sabinas Kochkunst Ehre anthun. Ich habe Ihnen auch so viel zu erzählen," fügte sie leiser hinzu.

„Ich bleibe sehr gern, Fräulein Hildegard," entgegnete er.

„Bravo! Signor Dottore," lobte die Alte, dann rief sie, trotz ihrer Jahre behende zur Thüre eilend, „Beppina, portate la zuppa, prestissimo eh!"

„Du ißt natürlich mit uns," sagte Hildegard, als die

Haushälterin Miene machte, davonzulaufen. Hildegard duzte die alte Frau noch von ihrer Kinderzeit her; als sie einst das ‚Du‘ mit dem ‚Sie‘ hatte vertauschen wollen, war Sabina ernstlich böse geworden. „Du,“ hatte sie gemeint, „klingt fast so hübsch wie tu, aber ‚Sie‘ das klingt, wie wenn eine große Fliege summt. Sie sind sehr sauber — summ summ. Nein, bleibe sie bei Du, Padroncina mia!“

So hatte Hildegard das vertrauliche Du beibehalten. „Du ißt natürlich mit uns,“ wiederholte sie, als Sabina verlegen ihr Schürzenband strich.

„Das ist heute nix, wo der Signor Dottore da ist,“ sagte die Alte zögernd.

„Um so mehr, er hat Dich so lieb wie ich. Kannst Du noch nicht ‚nichts‘ sagen?“ neckte sie Hildegard.

„Glaubt die Padroncina, daß meine römische Zunge das zu Wege bringt? Nix wahr, Signor Dottore, er ist ein gelehrter, weiser Mann und weiß Alles.“

„Danke für das Compliment,“ lachte Werner, „aber sie hat recht, Fräulein Hildegard, nichts wird den Italienern so schwer, wie das Wörtchen ‚nichts‘. Und da nehmen sie gern das Surrogat an, das sie von den österreichischen Soldaten gelernt haben, so wenig sie auch sonst die Austriaci lieben.“

Die drei hatten sich unterdessen zu Tische gesetzt und versuchten, Sabinas Kochkunst Ehre anzuthun. Allein nur die Künstlerin selbst hatte einen ungestörten Genuß von den bereiteten Leckerbissen. Werner und Hildegard waren zerstreut und die sie beschäftigenden Gedanken ließen sie nicht den Augenblick genießen. Hildegard überlegte, wie sie

dem Freunde die Nachricht mittheilen solle, daß sie, die sonst stets seinem Rathe gefolgt war, eigenmächtig über ihre Zukunft entschieden, und Werner sah, daß Etwas sie quäle, und das bedrückte auch ihn. Er hatte dem Wiedersehen mit so inniger Freude entgegengesehen, so süße Hoffnungen an dasselbe geknüpft; er war, während sie fern weilte, nicht müde geworden, sich auszumalen, wie schön es sein werde, nun Hildegard ganz allein für sich zu haben, allein ohne Anna, die bisher den besten, den größten Theil ihres Herzens in Anspruch genommen.

Er hatte gehofft, sie werde jetzt lernen, der Freundschaft, die sie für ihn empfunden, einen zärtlicheren Namen zu geben. Und nun kehrte sie heim — bleich und angegriffen. Als sie ging, hatte nur eine leise Trauer über ihr geruht, die bald neuen Eindrücken weichen mußte, jetzt war auch ihr Körper leidend. Er fühlte es instinctiv, denn er kannte sie von Kindheit an, und er war es gewohnt, auf ihrem lieben Gesichte wie in einem offenen Buche zu lesen. Was quälte sie? Wie ein dumpfer Druck lastete es auf ihm, wie die Ahnung eines großen Schmerzes.

Er hatte nicht bemerkt, daß er schweigsam und still geworden war, bis ihn Sabinas Anrede aus seinem Brüten riß.

„Der Signor Dottore muß sehen die magnifica Weintraube.“ Sie war ganz stolz, als sie das lange Wort herausgebracht und sah Hildegard triumphirend bei der glänzenden Leistung an, „und er muß essen sie.“ Dabei legte sie dem Arzte das Prachtexemplar einer Traube auf den Teller. „Und nun ich muß in die cucina, Kuke ich wollte sagen, die Beppina makt sonst zuviel Unsinniges.“ Sie ging, ohne daß eines der beiden etwas zu sagen ver-

mochte, eilig fort. Draußen blitzten ihre schwarzen Augen schelmisch listig, und das frische, von eisgrauem Haar umgebene Gesicht, welches einst sehr hübsch gewesen sein mußte, sah förmlich verklärt aus durch den Widerschein eines sonnigen Kinderherzens.

„Wenn es heute nicht kommt", dachte sie schlau, „heute muß es kommen. Sie sehen beide so beklommen aus, und das ist ein gutes Zeichen, das bedeutet, daß unsere gebenedeite Madonna, Gott segne sie, mich erhört hat und daß ich nicht umsonst das Wachsherz nach Trastevere getragen, und jeden Morgen, so lange meine Padroncina weg war, sieben Paternoster gebetet habe. Nicht umsonst, der Madonna sei Ruhm und Ehre. Der kleine Bube, sie nennen ihn Amor, amore nach der Liebe und er steht aus Stein gehauen in der Villa Borghese, der hat seinen Köcher abgeschossen, und nun steckt ihnen beiden der Pfeil im Herzen. Eine süße Wunde! Ach!"

Die Alte seufzte und gedachte ihrer eigenen Jugend, ihres Mannes, den ihr der Krieg gegen die Forestieri fortgerafft, und ihres kleinen Mädchens, das ihr die böse Seuche genommen. Nun hatte sie nur noch Hildegard. Sie zog einen einfachen Rosenkranz aus der Tasche, welche ihr zur Seite hing, nahm ihn fromm zwischen die arbeitsharten Hände, und während ihre Lippen mechanisch die gewohnten Worte des Paternosters sprachen, flehte sie in Gedanken: „Madonna, Du gebenedeite Jungfrau, Madonna, Du gnadenreiche, mache sie glücklich, mache mich glücklich durch sie. Ich möchte noch ihre Kinder auf meinen alten Knien schaukeln, Madonna, Du süße, erhöre mich. Amen!"

Sie hatte kaum den Schluß gesprochen und stand

noch immer auf dem dunklen Flur — so eifrig war sie gewesen, daß sie vergessen, in die Küche zu gehen — da tönte der Klang der Thürklingel. „Ob es wohl schon geschehen ist?“ fragte sie sich und es klopfte ihr das Herz, indem sie daran dachte, daß eine Störung es aufhalten könne.

Sie öffnete die Thür, und die kleine runde Frau des Bildhauers Perelli stand vor ihr. So gern sie auch sonst die Francesca sah, heute hätte sie gewünscht, dieselbe wäre nicht gekommen. Doch sie besaß den den Römern eigenen Respect vor dem Gaste, und so sagte sie auf Francescas Frage: „Ist die Nachbarin zu Hause?“ in ihrer Muttersprache: „Bitte, tretet ein, Signora.“

Sie führte Frau Perelli in den Salon, der an das Eßzimmer stieß, aber sie ging nicht durch die Thür, welche beide Gemächer verband, sondern schritt wieder auf den Flur zurück, wartete wie zuvor vor der verschlossenen Thüre und horchte. Als sie leise reden hörte, murmelte sie befriedigt: „Es ist geschehen; wenn sie erst wieder reden, dann haben sie es hinter sich. Wenn's dem Herzen Ernst ist, sprechen nur die Augen, doch wenn die Augen es erst verrathen haben, dann findet der Mund die Sprache wieder. Die Madonna sei bedankt.“

Sie pochte nun an die Thür.

Von innen ertönte Hildegards Stimme: „Avanti!“ und als die Alte eintrat, sagte sie: „Du bist ja heute so feierlich, Sabina, warum kommst Du nicht gleich herein?“

Das hübsche Gesicht der alten Frau färbte sich roth, es war ein Glück, daß es schon dämmerig im Zimmer ge-

worden. „Die Signora Perelli von nebenbei ist da, sie wartet im Salon."

„Hildegard wandte sich zum Gehen und sagte zu Werner: „Kommen Sie nicht mit mir, unsere Nachbarin zu begrüßen?"

„Ich möchte lieber hier bleiben."

„Aber Sie gehen nicht," bat Hildegard", ich habe meine Erzählung noch nicht vollendet."

„Ich werde warten."

Während sie in den Salon schritt, ließ sie die Thüre offen.

Er blieb in dem dunklen Zimmer allein zurück, warf sich in eine Ecke des Sophas, so daß man ihn von dem Salon aus nicht zu sehen vermochte, und legte die Hand über die Augen.

Die alte Haushälterin sah ihn stumm an und ging hinaus. Sie wurde aus alledem nicht klug. War es geschehen oder nicht? Hätte Hildegard ihn sonst gebeten zu bleiben?

Durch die offene Thür drang nun der Schein einer Lampe, welche Sabina herbeigetragen, und das Geplauder zweier Stimmen. Hin und wieder vermochte Werner einen Satz zu unterscheiden, obwohl er sich schalt, daß er darauf Acht gab. Die beiden sprachen italienisch; er vernahm bald Frau Perellis entzückten Ausruf: „O welche Freude, meine theure Nachbarin, was wird Oreste dazu sagen! Wer ist es denn? Es ist doch natürlich —"

Hildegards klare Stiume antwortete leise erregt: „Ich lernte ihn auf Capri kennen."

„Ach!" sagte Frau Perelli enttäuscht, „aber bitte,

erzählen Sie doch, wie sieht er aus, was ist er? Ist er alt, ist er jung? Ist er blond, ist er schwarz? Was für Augen?“

„Er ist sehr jung,“ hörte Werner Hildegard nach einiger Zeit sagen. „Vierundzwanzig Jahre alt. Viel zu jung für mich. Aber er liebt mich, und ich hoffe zu Gott, ihn glücklich zu machen.“

Was Hildegard weiter sprach, vermochte er nicht mehr zu vernehmen. Also war es wahr, was sie ihm soeben mit stockender Stimme vertraut hatte, sie kehrte als Braut heim. Als Braut?

Ein grimmer Schmerzensschrei wollte sich von seinen Lippen ringen, doch er biß sich auf die Lippen, daß sie blutig wurden; er drängte den Schrei in sein Herz zurück. Und in dem Herzen hallte es wieder und wieder: „Ein Knabe hat mir mein Kleinod geraubt, ein Knabe!“

So saß Werner in dumpfer Betäubung da, bis er eine Hand auf seiner Schulter fühlte. Er zuckte zusammen, es war die ihre. Der Lichtschein strömte noch durch die offene Thür, doch das Zuschlagen der Flurthür belehrte ihn, daß die Nachbarin gegangen sei.

Und ehe Werner wußte, wie ihm geschah, schlang Hildegard die Arme um seinen Nacken, schmiegte sich unbefangen kindlich an ihn und sagte: „Lieber Onkel Werner, ich habe sehr eigenmächtig, vielleicht thöricht gehandelt, aber ich konnte nicht anders, ich liebe ihn.“

Unbewußt hatte sie ihm wieder den Namen gegeben, mit welchem sie als Kind den jüngeren Freund ihres Vaters anzureden pflegte. Auch dieser harte Schmerz blieb ihm nicht erspart. Was hätte er darum gegeben, wenn

sie ihn als liebende Braut so umschlungen hätte! Und nun zu wissen, daß dies einem Anderen gehörte, daß es schon Diebstahl war, es nur zu dulden. O, es war übermenschlich, das zu ertragen.

Werner sprang heftig auf, Hildegard ließ verwundert die Hände sinken. „Sind Sie mir ernstlich böse?“ fragte sie erstaunt.

„Wer könnte Ihnen böse sein?“ sagte er innig. „Aber lassen Sie mich heute — ich muß fort — ein Kranker — ich — ich wünsche Ihnen viel Glück, Kind, viel Glück. Gott segne Sie.“

VI.

Sabina hatte das Wachsherz nicht vergebens nach Trastevere gebracht, die Madonna hatte ihr Flehen erhört. Aber ach! wie anders.

Als Hildegard der alten Frau noch an demselben Abend die Geschichte ihrer Liebe zu Felix anvertraute, da seufzte Sabina aus tiefstem Herzensgrunde, doch sie konnte dem nicht gram sein, der ihren Liebling glücklich machte. Die Padroncina schien von Werners Liebe nichts zu ahnen, denn sie erzählte unbefangen: er sei ein wenig böse gewesen, daß sie so eigenmächtig gehandelt, und sie müsse zugeben, er habe recht, sie habe sich wie ein Kind, wie ein thörichtes junges Mädchen benommen; doch wer ihren Felix sähe, der würde es begreifen; ob die gute Sabina es auch begriffe, ohne ihn zu sehen?

Die ganze Welt erschien der Alten wie ausgetauscht und auf den Kopf gestellt. Sabina wurde in der folgenden

Zeit auch an Werner irre. Er war zwar ernst und still, aber sonst unverändert, und er verkehrte herzlich und freundschaftlich wie immer mit Hildegard. Ein Römer hätte das nicht fertig bekommen. Wenn er ein Mädchen liebt, will er Alles oder Nichts. War es nicht auch für einen Tedesco übermenschlich? Vielleicht irrte sich Sabina und Herr Werner hatte die Padroncina nur wie ein Vater geliebt. Die alte hübsche Frau fragte Hildegard verschämt, ob sie ihr einen Brief an den Signor Felice dictiren dürfe. Und als diese freudig bejahte, kam folgendes Schriftstück zu Tage. Es war in noch schlechterem Deutsch als sonst abgefaßt, da die Verfasserin aufgeregt war, aber Sabina bestand trotz Hildegards Protest darauf, es in deutscher Sprache zu thun. Sie betrachtete das als eine nothwendige Aufmerksamkeit gegen den Bräutigam.

„Lieber junger Signor Felice!“

„Soll ich ganz so schreiben, wie Du dictirst?“ fragte Hildegard beim Abfassen des Briefes.

„Ganz so, ich bitte,“ sagte Sabina mit großem Ernst. Sie gebrauchte auch diesmal, der Würde der Sache angemessen, das heikle „Sie“, welches sie im gewöhnlichen Leben vermied. Aber sie glaubte dem promesso sposo auch diese Anstrengung schuldig zu sein.

„Lieber junger Signor Felice!

Sie wollen gut meiner Padroncina und sie Ihnen will gut. Es ist hübsch von Ihnen, aber ja ich weiß, man kann nix anders. Ich kann auch nix anders. Denn Sie wissen, meine Padroncina ist unmeßbar brav und sie wird sein eine eccellentissima Ehefrau und eine eccellentissima Mutter. Lieber junger Signor Felice! Die Madonna

hat es gewollt, ich danke der Madonna. O, danken Sie ihr für das ganze Leben bis in das Grab. Ihre treue Sabina."

„Aber, liebe Sabina, das kann ich doch nicht so lassen, das ist zu schmeichelhaft für mich," sprach Hildegard gerührt.

„Liebe Padroncina, wenn Sie mich nix will kranken, muß sie schicken die Lettera wie sie ist."

Und so wurde sie abgeschickt.

Nach einiger Zeit kam ein Brief aus Deutschland von Anna. Es war die Antwort auf Hildegards Verlobungsanzeige.

„Mein theures Schwesterchen," schrieb Anna unter Anderem, „eigentlich müßte ich dem bösen Felix zürnen, daß er mich aus Deinem Herzen verdrängt, aber ich will versuchen, ihn nicht zu hassen. Manchmal, wenn ich mir's recht vorstelle, ist mir nämlich so zu Muthe. Aber das ist schlecht von mir und ich darf es nicht. Tante und Onkel sind sehr nett zu mir und sie sagen, sie ließen sich von den ausgemachten drei Jahren nichts abziehen, besonders jetzt, wo Du einen Ersatz für mich hättest. Einen Ersatz! ich komme mir schon ganz überflüssig vor — der böse Felix. Doch nein, er muß ja gut sein, da Du ihn liebst. Tante und Onkel wünschen Dir auch viel Glück und Segen, wie es thut

Deine Dich herzlich liebende Schwester Anna.

PS. Warum wollt Ihr denn so furchtbar lange warten?"

* * *

Hildegard trat nun wieder in das ruhige Geleise ihrer Thätigkeit und überwand die mit den Erklärungen nothwendig eintretende Aufregung. Sie fühlte sich zufrieden in dem Verkehr mit Werner, der alten Sabina und Perellis. Bei Perellis kam nach einiger Zeit ein Bube an, der die kleine Nase der Mama und die häßlichen schwarzen Augen und Haare des Papa hatte, wie Francesca sagte. Es war ein wahres Wunder von einem Kinde, wenn man der glücklichen Mutter glauben sollte. Sie wurde nicht müde, Hildegard davon zu erzählen und die Nachbarin über das zu belehren, was sie deren künftige Pflichten nannte.

Als das schwarzäugige Bübchen auf dem Standesamte des Capitols angemeldet wurde und dann die heilige Taufe empfing, erhielt es den Namen Francesco.

„Nicht meinetwegen," sagte die kleine Frau geheimnißvoll, „ich will Jemanden damit trösten, der jetzt unglücklich ist, ihm zu Ehren geschiehts."

Doch als Hildegard nicht errieth, wen sie meinte und sie näher befragte, schwieg sie wie ein Grab und ließ sich nichts entlocken.

Außer den guten Nachbarn und Freunden halfen Felixens Briefe Hildegard über die schwere Zeit des Wartens hinweg. Er schrieb oft aus Neapel und berichtete von seinen Plänen und Fortschritten. Professor Armato — derselbe, an den ihm Hildegard eine Empfehlung gegeben hatte, verwandte sich dafür, daß ihm als Ausländer ein Theil der Studienzeit erlassen werde. So hoffte Felix schon nach sieben Semestern den Doctor machen zu können. Jetzt beschäftigte ihn der Professor als seinen Famulus, und das war für den jungen strebsamen Mediciner eine

besondere Ehre, nur fesselte es ihn ganz an Neapel und ließ ihn nicht zu einer Urlaubsreise nach Rom kommen. Felix hatte zuvor an seine Braut geschrieben, ob er das Anerbieten Armatos annehmen solle, und diese hatte mit der ihr eigenen Selbstlosigkeit: sofort „Ja, wenn Du es für gut hältst, thue es," geantwortet. Der junge Mann war ein wenig ärgerlich über diese Bereitwilligkeit. Es erschien ihm wie Kälte, was von ihrer Seite doch nur vollständiges Aufgehen in seinen Interessen und große Selbstverleugnung war. Doch er machte keine Bemerkung darüber in seinen Briefen, er schrieb statt dessen: „Ich danke Dir, daß Du Dich so verständig in die Verhältnisse fügst. Es hat auch schon Früchte getragen. Professor Armato will mich sofort nach Ablegung meiner Staatsprüfung als Assistenzarzt in seiner Klinik anstellen. Dann führe ich Dich als mein liebes Weibchen heim und Du brauchst nicht Frau Student zu werden. Grüße mir auch die alte Sabina, welche ich nach ihrem lieben Briefe ganz in's Herz geschlossen habe, und sage ihr, ich sei sehr neugierig auf die nähere Bekanntschaft."

Hildegard merkte von ihres Bräutigams vorübergehender Verstimmung nichts, er schrieb stets so hoffnungsfreudig und zufrieden, daß ihr nicht ein trüber oder zweifelnder Gedanke kam.

So vergingen drei Jahre, drei lange, einsame Jahre, und die Trauben begannen wieder zu reifen. Hildegard hoffte im Stillen, daß Felix zu Weihnachten kommen werde, im Frühjahr wollte er dann sein Doctorexamen machen. Es war Anfang October, als sie einen Brief empfing, worin er sich etwas ungeduldig darüber aussprach, daß sie

sich nie sähen, doch er schloß um so zärtlicher: „Du mußt es ja besser wissen, meine holde Hilde, denn Du bist so viel vernünftiger als ich.“

Das Mädchen mußte darüber nachdenken, wie es unter den Kupferstichen und Büchern im Laden saß und den Rechnungsabschluß des Monats machte. Die Zahlen standen so sauber in Reih und Glied wie die Soldaten, aber sie tanzten heute gar wunderlich und durch sie hindurch guckte ein junges hübsches Gesicht, von blondem Bart umrahmt, und zwei rothe schöne Lippen sagten halb vorwurfsvoll, halb zärtlich: „Du mußt es besser wissen, denn Du bist so viel vernünftiger.“

Hatte sie recht daran gethan, ihm ihre Sehnsucht, ihr Verlangen nach ihm all die langen Jahre hindurch zu verbergen? War sie denn so vernünftig, wie er glaubte? Obwohl sie nicht hinfaßte, fühlte sie den Brief auf ihrem Herzen und sie konnte die lange Zahlenreihe nicht addiren.

Hildegard begann mechanisch mit der Feder zu kritzeln. Sie hatte kein Talent zum Zeichnen, aber es entstand das Profil eines Mannes und sie glaubte Felix zu sehen. Was hatte sie gethan? In dem Hauptbuche, das sie sonst in peinlicher Ordnung hielt, war das Zeichen ihrer kindischen Schwäche zu erblicken. Sie schämte sich; wahrhaftig, sie schämte sich. Sie nahm ein scharfes Federmesser zur Hand und begann eifrig zu radiren.

Indem sie noch so beschäftigt war, ging die Thür auf und zwei Personen traten ein, ein kleiner Herr mit, jovialem, rothem Gesicht und ein junges sehr hellblondes Mädchen. Das letztere lief um den Ladentisch herum auf Hildegard zu und fiel dabei fast über einen Stoß Kunst=

albums, der auf dem Boden lag. Sie umfaßte die am Pult Sitzende stürmisch und küßte sie abwechselnd auf Mund und Wangen.

„Ach wie reizend, daß ich Sie endlich sehe!“ rief sie freudestrahlend, „ich habe mich so danach gesehnt. Mamas Gesundheit erforderte damals, daß wir auf dem dummen Capri und in dem dummen Neapel blieben. Und dann mußten wir schnell abreisen und ich konnte Sie nicht mehr in Rom besuchen. Ihre Adresse wußte ich nicht, sonst hätte ich Ihnen geschrieben. Nun sind wir aber wieder in Rom und ich habe Sie ausgekundschaftet, nicht wahr, Papa?“

„Ja, Lieschen, aber Du erstickst ja Fräulein Erbach. Ich freue mich sehr, Sie wiederzusehen, meine geschätzte Dame,“ sagte er mit der ehrerbietigen Höflichkeit, die ihm eigen war.

Hildegard reichte ihm über den Ladentisch hinweg herzlich die Hand: „Willkommen in Rom!“

„Ich lasse nun die Damen allein,“ bemerkte Herr Nehrlich discret. „Sie werden sich allerlei zu erzählen haben. Und ich muß mir ein Paar Gummischuhe kaufen. Nach einer Stunde hole ich Dich wieder ab, Lieschen!“

„Ach schon!“ entgegnete diese.

„Nun dann nach anderthalb, ich werde die Gummischuhe wohl auch nicht auf dem Corso bekommen und bis zu dem Platze hinter dem Pantheon gehen müssen. Empfehle mich!“

„Nach zwei Stunden, Papa!“ rief Lieschen dem sich Entfernenden nach.

„Also hier leben Sie!“ — Das junge Mädchen ließ

mit kindlicher Neugierde die runden Augen in dem Laden umherschweifen. — „Ach die reizenden Bilder! Ist das nicht die Sixtinische Madonna? Und das ist Raffaels Porträt, nicht wahr? Und da sind die bunten pompejanischen Bilder, die wir im Museum von Neapel gesehen haben. Ach wissen Sie, Neapel gefällt mir gar nicht, ich wollte immer so gern nach Rom — zu Ihnen. Aber es ging nicht Mamas wegen. Und denken Sie, der Grottenmann, Herr Mölle, war auch in Neapel. Er sagte, nirgends bekäme ihm das Klima so gut, und die Eier seien da frischer, als in Rom. So lächerlich! Was er wohl eigentlich sein mag. Wissen Sie es?“

„Nein, ich weiß es nicht.“

„Ein Maler bei Pagano meinte: ‚Er hat sich zur Ruhe gesetzt, um ruhelos in der Welt umherzukutschiren und seine Mitmenschen zu langweilen.‘“

„Amüsant war er allerdings nicht.“

„Er war unausstehlich,“ sagte Lieschen so recht mit Ueberzeugung, „er redete immer noch von der grünen Grotte. Wie ein Leierkasten kommt er mir vor, den zieht man auf und dann spielt er immer wieder dasselbe Lied. Aber Mama meint, er wäre sehr gebildet.“

„Wie geht es Ihrer Frau Mama?“

„Ich danke, jetzt geht es etwas besser. Wir mußten damals wegen unseres Hauses in Potsdam heimreisen, aber ich habe immerzu gequält, wir sollten wieder nach Rom fahren — zu Ihnen,“ fügte Lieschen hinzu, indem sie sich zärtlich an Hildegard schmiegte. „Ich nahm deshalb Kunstgeschichtsstunden bei Fräulein Ribber — zwei Winter hindurch. Aber es wollte immer nicht werden. Da kommt

eines Tages der greuliche Mölle und sagt zu Mama, es wäre nichts besser für Nervenleiden, als ein Winter in Rom. Mama meinte, ihre Nerven wären wieder einmal schrecklich angegriffen, und Luftwechsel, das sei jetzt die neueste Erfindung und wäre besser als eine Badekur oder Medicin. Eine Badekur käme überdies nicht in Frage, da wir schon September hätten. Papa wollte erst nicht nach Rom, aber als ich sagte: ‚Ach, ich möchte es auch gern wegen Fräulein Hildegard', da that er es. Und denken Sie, wen treffen wir hier ganz unverhofft? Den greulichen Mölle. Hoffentlich reist er bald ab, denn die Eier waren doch sonst in Neapel frischer."

„Gefällt es Ihnen in meinem Laden, Lieschen?" fragte Hildegard.

„Reizend. Sitzen Sie den ganzen Tag hier?"

„Nein, sonst bin ich in dem Zimmer nebenan. Aber ich habe heute meinen Buchhalter ausgehen lassen, seine Mutter ist krank und da muß ich selbst Buchhalter spielen."

„Ah!" Lieschen that ihre Augen weit auf. „Rechnen Sie die großen Bücher hier ganz allein zusammen? Das wäre mir schrecklich. Rechnen wurde mir in der Schule — es ist ja nun schon lange her — immer am sauersten. Aber Kunstgeschichte mochte ich gern, besonders wenn zwei sich lieb hatten."

„Das kommt doch nicht darin vor," entgegnete Hildegard lächelnd.

„O doch," sagte Lieschen weise. „Da ist z. B. irgend einmal ein holländischer Maler aus Liebe aus einem Müller ein Maler geworden. Er liebte nämlich die Tochter des Meisters. Der Meister aber sagt: Nur einem Künstler

reiche ich die Hand meines Kindes. Und der Jüngling geht hin und wird ein Maler."

„Wer war denn das?"

„Ja, das weiß ich nicht mehr. Aber es war ein Maler und ein sehr großer noch dazu. Und sie lebten sehr glücklich."

Lieschen sprach das ganz feierlich mit andachtsvoller Zuversicht, dann aber rief sie: „Und was macht Herr Felix? Ich habe ihn damals in Neapel nicht gesehen."

„Das glaube ich wohl. Er ist sehr fleißig."

„Wie halten Sie es nur ohne ihn aus," forschte Lieschen. „Warum muß er eigentlich durchaus Doctor werden?"

Hildegard seufzte. „Ich will nicht, daß er sich aus Liebe zu mir zu einem verhaßten Berufe zwingt. Und er muß erst sein Ziel erreichen, ehe wir uns vereinen. Nachher geht es nicht mehr."

„Meinen Sie?" Lieschen verstand Hildegard nicht ganz, aber sie kam sich sehr wichtig und verantwortlich in ihrer Vertrautenrolle vor und machte ein möglichst tiefsinniges Gesicht: „Aber Sie fühlen sich doch ganz glücklich in Ihrem hübschen Laden unter den Bildern," bemerkte sie endlich wie Jemand, der ein schwieriges Problem gelöst hat.

Hildegard antwortete ihr halb in Gedanken, es war mehr als ob sie zu sich selbst spräche: „Ich — o ja. Aber er ist zu gut dazu. Er ist zu Besserem bestimmt."

Lieschens wahrscheinlich sehr philosophische Entgegnung wurde im Keime erstickt, denn es traten nun zwei Engländer in den Laden und fragten nach einem Stiche von

Guido Renis „Apollo und die Horen“ im Palazzo Rospigliosi.

Hildegard gab ihnen Bescheid und das junge Mädchen blieb allein hinter dem Pulte sitzen, welches die kindliche Gestalt ganz verdeckte, nur ein blonder Scheitel und zwei runde neugierige Augen blickten zuweilen zu den Engländern hinüber.

Sie hatte noch nie hinter einem Ladentische gesessen, nie. Es war ihr ganz eigen zu Muthe. Ungefähr so wie dem Studenten, der sich zum ersten Male den Scherz gestattet, auf dem Theater Statistendienste zu thun.

Doch diese Stimmung verging sehr bald und machte einer anderen Platz. Nach einiger Zeit gingen die Engländer fort und Hildegard trat wieder zu Lieschen. Da ergriff das junge Mädchen der ersteren Hand, küßte dieselbe und sagte: „Und hier sitzen Sie immer ganz allein unter den häßlichen Bildern, ganz allein. Armes Fräulein Hildegard!“

„Sie fanden vorhin ja die Bilder so hübsch, Kind! Und warum bin ich arm?“

„Ach Gott, ich weiß es auch nicht,“ seufzte Lieschen dem Weinen nahe. „Mir wurde mit einem Male so traurig zu Muthe. Ich dachte, da sitzen Sie nun, Alles ist mucksmäuschenstill und so feierlich, wie in einer Kirche. Und Sie sind doch eine Braut und müßten lachen und tanzen. Ich lachte und tanzte den ganzen Tag, wenn ich eine Braut wäre.“

„Ich werde nun bald nicht mehr allein sein. Annchen kommt nächstens zurück.“

„Wie, ist sie noch nicht hier!“ rief Lieschen ent-

rüstet. „Ich hätte das nicht ausgehalten und noch dazu jetzt.“

„Sie erfüllte damit den Wunsch unseres seligen Vaters,“ sagte Hildegard mit mildem Verweis.

Die Kleine schwieg, aber sie war nicht überzeugt.

VII.

Die Gummischuhe, welche Papa Nehrlich vor zwei Monaten in weiser Vorsicht bei dem trockensten Wetter und dem köstlichsten Sonnenscheine so gründlich stundenlang gekauft, sie wurden jetzt im November leider viel benutzt. Es war, als habe der gute Amtmann damit alle Schleußen des Himmels entfesselt. Stets wehte warmer Scirocco in Rom und brachte die Wassermassen mit, welche die Sonne auf dem mittelländischen Meere verdunsten läßt; es wollte nicht Winter werden, es wurde statt dessen eine Regenzeit, die mit der der Tropen eine verzweifelte Aehnlichkeit besaß. Die armen Touristen der italienischen Hauptstadt litten nicht wenig darunter. Besonders Frau Nehrlich sah alles Grau in Grau; sowie sie aber einmal ihr Klagelied von den Stechmücken und den Betrügereien singen wollte, wies sie der Amtmann mit den Worten zurück: „Es ist nur gut, daß ich mir nicht das Klima für die Nerven ausgesucht habe. Uebrigens kann ich auch Gsell-Fels anführen. Er sagt: ‚Uebertriebenen Forderungen begegne man nicht mit Scheltworten, sondern mit einem ruhigen: ‚Ich bin kein Engländer‘.“

„Aber man hält mich ja nicht für eine Engländerin, Nehrlich!“

„Du könntest es immerhin sein. Du siehst so aus," bemerkte er trocken.

Da sie nicht wußte, ob es eine Schmeichelei sein sollte oder sonst etwas, schwieg sie, und das war in diesem Falle gewiß das Vernünftigste

Viel humoristischer faßte Lieschen das schlechte Wetter auf.

„Wissen Sie, Hildegardchen," sagte sie eines Tages zu dieser, als sie mitsammen in dem Wohnzimmer der Via Babuino saßen, „mir ist es ganz lieb, daß es regnet und schlechte Beleuchtung für die Bildergalerien ist. Da brauche ich doch nicht immerzu die alten Heiligen in Oel anzugucken und kann statt dessen zu Ihnen gehen. Ach, wenn Sie mich nur n[illegible]vergessen werden, wenn Ihre Schwester nach Hause kon[illegible]

„Annchen tom[illegible]icht so bald." In Hildegards Augen stahl sich ein traurig[illegible] Ausdruck. „Sie schreibt, Onkel und Tante wünschen so sehr, sie noch Weihnachten dazubehalten. Ich würde sie wohl nicht vermissen, ich hätte ja Ersatz. Und der Onkel meint, es sei so gefährlich, im Winter zu reisen. Sie scheint eine Antipathie gegen Felix zu haben; sie war immer so schnell im Lieben, wie im Hassen," fügte sie leise, mehr für sich als zu Lieschen hinzu.

Letztere hörte es aber doch, sagte indessen mit dem Zartgefühl des Herzens nichts. „Wird Herr Felix zu Weihnachten kommen?" fragte sie nur.

„Ich weiß es nicht," seufzte Hildegard.

Sie war nun nicht mehr so muthig und zuversichtlich wie früher. Je näher die Zeit der Entscheidung heranrückte, desto mehr erfüllte sich ihre Seele mit Bangen.

Und Felix kam nicht. „Du bist ja so vernünftig," schrieb er ihr, „und wir sehen uns ja bald im Frühjahr für immer wieder. Professor Armato hat eine wichtige Operation vor, und möchte, daß ich sie nicht versäume."

Hildegard sagte sich, daß das nur recht und vernünftig sei, sie hatte ihn ja auch nicht besonders gebeten zu kommen, wie konnte er ahnen, daß sie sich nach ihm sehne?

Im Frühjahr hatte Lieschen viel mit dem Carneval zu thun, der sie sehr belustigte, doch sie fand immer Zeit zu Hildegard zu gehen und mit ihr zu plaudern. Werner kam jetzt wenig und er sprach davon, im Sommer einen lang gehegten Plan auszuführen und auf kurze Zeit nach seiner Heimatstadt München zu reisen. Es tat Hildegard herzlich leid, daß er nun nicht bei ihrer Hochzeit anwesend sein werde, die im Mai stattfinden sollte. Aber sie mußte ihm recht geben, er konnte die Reise nur im Sommer unternehmen, da er im Winter zu beschäftigt war.

„Im nächsten Sommer müsse er sie aber in Neapel besuchen, das müsse er versprechen," scherzte Hildegard beklommen. Werner wandte den Kopf ab und murmelte etwas Unverständliches. Sie bemerkte seine veränderte Stimmung nicht, sie war zu sehr mit sich selbst beschäftigt.

Ende März kam endlich Anna unter dem Schutze einer dem Onkel und der Tante befreundeten Familie Schröder, die sich, auf einer Frühlingsreise in Italien begriffen, einige Wochen in Rom aufhalten wollte. Anna war ein wenig stärker geworden, aber noch dasselbe zarte Geschöpf, welches der älteren Schwester oft Sorge und Angst bereitet hatte. Hildegard war deshalb auch meist

zu nachsichtig gegen die kleine Schwester gewesen, und diese war so gewöhnt worden, nach Impulsen zu handeln.

Obwohl Anna Hildegard auf ihre Weise herzlich liebte, verbarg sie doch nicht den Groll gegen Felix und das that der älteren Schwester weher, als sie es sich selbst gestehen mochte. Felix hatte nun geschrieben, daß er im Examen sei, und ihr Herz klopfte, wenn sie daran dachte, was für ihn, ja was für sie beide davon abhing.

Darüber war es April geworden, und eines Tages erhielt Hildegard ein jubelndes Telegramm aus Neapel, in dem es hieß: „Examen bestanden. Professor Armato hat mir zwei Monate Urlaub gegeben. Ich komme, und Du kehrst mit mir zurück."

Das Herz stand Hildegard fast still, als sie es las. Die Erwartung, die Sorge hatte sie ertragen, die freudige Erfüllung fand sie schwach. Sie schloß die Augen, lehnte sich im Stuhl zurück und sah ganz bleich aus, so daß Sabina, die neben ihr einen Korb Broccoli zum Mittag zurecht machte, besorgt aufsprang und zu ihr eilte: „Was ist der lieben Padroncina," sagte sie zärtlich.

„O nichts!" entgegnete Hildegard, die Hand auf's Herz pressend, „es ist nur die Freude. Er kommt, Sabina, er hat das Examen bestanden."

„Nun, die Madonna sei gelobt," rief die Alte aus der Fülle ihres treuen Herzens und beugte sich nieder, um die Hand ihrer Herrin zu küssen. Doch diese küßte sie auf den Mund. „Das nicht, Du bist ja meine zweite Mutter, Sabina."

Das hübsche Gesicht der alten Frau färbte sich vor Freude und Stolz dunkelroth: „Ich liebe die Padroncina

auch ganz wie eine Mutter," sagte sie verschämt. „Wann kommt der Signor Felice?"

„Morgen, — ach Gott, kann es denn schon morgen sein?"

„Aber da wir werden assolutemente nix 'mit Alles fertig."

Das Mädchen lächelte: „Er wird so mit uns fürlieb nehmen."

Es wurde Hildegard heute schwer, eine Geschäftsfrau zu sein und heute gerade nahm ihr Beruf sie mehr als sonst in Anspruch. Im April reisen viele Touristen von Rom ab und wollen dann noch diese und jene Erinnerung an die Zeit ihres Aufenthaltes mitnehmen. Ueberdies kam ein Photograph und bot dem Geschäft an, seine Sachen in Commission zu nehmen; es mußten mehrere wichtige Briefe an auswärtige Geschäftsfreunde geschrieben, andere beantwortet werden.

So fand Hildegard des Abends erst Zeit, ungestört an ihr Glück zu denken. Erwartung und eine gewisse Bangigkeit zugleich raubten ihr den Schlaf. Sie wußte nicht, warum ihr so schwer um das Herz war, da sie sich doch nur freuen durfte.

Wie würde das Wiedersehen sein? Sie hatten sich mehr als drei Jahre nicht gesehen, würde er sich sehr verändert haben? Und sie selbst? Wieder kam ihr jener Gedanke, der sie schon einmal in der Nacht auf Capri erfaßt, wo sie auf dem Felsen am Meer, von wogender Brandung umrauscht, allein unter dem Sternenhimmel gesessen und den Kampf mit sich selbst gekämpft hatte. Sie war häßlich, und ach! sie war mehr als drei Jahre älter

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

geworden. Der Gedanke ließ ihr keine Ruhe. Energisch und rasch wie sie war, schüttelte sie den Halbschlummer von sich und stand von ihrem Lager auf.

Sie zündete Licht an und warf ein dunkles Morgenkleid über. Sie wollte sich im Spiegel wie eine Fremde betrachten, sie wollte versuchen, sich mit seinen Augen anzusehen. Ein helles Roth flammte dabei über ihr Gesicht, sie kam sich so kindisch vor, aber diese Anwandlung wich schnell. Sie zündete noch eine Kerze an und nahm einen der Antike nachgebildeten Spiegel mit Metallgriff zur Hand, den ihr Sabina zu Weihnachten geschenkt hatte.

Ach es ist so schwer, sich selbst ohne Vorurtheil anzusehen! Doch sie versuchte es ernsthaft und ehrlich.

Sie sah ein Gesicht, dem nicht mehr Zufriedenheit und Lebensfreudigkeit trotz der Unschönheit der Formen einen eigenen Reiz gaben; ihre Züge hatten sich verschärft, Sehnsucht und Erwarturg hatten leichte Linien um den Mund gezogen, den Wangen die frische Farbe geraubt und in das reiche braune Haar auf dem Scheitel einzelne weiße Fäden gesponnen. Bisher hatte sie nie Zeit gehabt, das zu bemerken und es hätte sie sonst auch wenig gekümmert. Aber nun war das anders. Er war ein junger Mann. Fünf Jahre jünger als sie, und er hatte ein Recht auf Schönheit und Jugend. Sollte sie ihn an ein altes Mädchen ketten? Doch nein! Das Mißtrauen war seiner unwürdig. Er liebte sie ja. Er hatte gesagt: „Hast Du nicht den Muth, es mit mir zu wagen? Hast Du das Herz, mich zu verlassen?“

Und sie liebte ihn, ach! so herzlich. Nicht allein, wie

die Braut den Erwählten, sondern auch wie die Mutter ihr Kind, mit einer selbstlosen opferfreudigen Liebe. Wenn er noch das Glück in dem Bunde mit ihr fand, dann durfte sie sich nicht durch zufällige Aeußerlichkeiten bestimmen lassen, dann wollte sie der Meinung der Welt, dem Achselzucken kleinlich Denkender trotzen. Und sie wollte Felix so herzlich behüten. Nichts Häßliches und Rauhes, keine Alltagssorge sollte ihn berühren, er sollte ganz seinem edlen Berufe leben, sie wollte ihm jeden Stein aus dem Wege räumen und nie sollte Bitterkeit sein schönes junges Antlitz entstellen.

Solche Gedanken beruhigten das Mädchen, es löschte die Lichter, suchte wieder sein Lager und fand nun einen, wenn auch unruhigen Schlummer.

Der nächste Tag war ein Sonntag und als Hildegard zum Kaffee kam, fand sie Annchen schon zum Ausgehen bereit angekleidet.

„Du willst fort?“ sagte die ältere Schwester beim Eintreten.

„Ja, liebe Hilda, Du weißt, Schröders haben mich eingeladen, mit ihnen nach Frascati zu fahren.“

„Aber Felix kommt heute,“ entgegnete Hildegard vorwurfsvoll.

Anna schlang ihr die Arme um den Hals und flüsterte ihr in's Ohr: „Darum gerade. Siehst Du, ich hielte es nicht aus. Ich muß mich erst daran gewöhnen. Laß mich heute noch, gieb mir Zeit.“

Hildegard seufzte. „Aber Du kommst Abends früh wieder Kind, nicht wahr?“

„Ja, ja, dann mag es sein, es muß doch einmal überwunden werden."

Hildegard wollte etwas erwidern, aber Sabina sagte: „Es ist so ganz gut, Padroncina mia. Brautleute müssen sein zuerst allein. Die Piccina hat perfettamente ragione rekt wollte sagen."

Und so war die Sache abgemacht und Annchen fuhr mit ihren deutschen Freunden nach Frascati.

Eine seltsame Unruhe hatte sich heute Hildegards bemächtigt. Die Stunden schienen zu schleichen, doch so langsam der Zeiger vorrückte, es wurde doch endlich Nachmittag, sie hörte das Rollen eines Wagens, den Ton der Klingel. Das Herz stand ihr still, als nun ein schneller Schritt näher kam; alles Blut ging ihr aus dem Herzen in den Kopf, ihre Wangen glühten . . .

Da umschlangen sie auch schon zwei Arme, sie sah ein hübsches junges Gesicht, von blondem Haar und Bart umrahmt, und zwei braune Augen lachten sie an: „Meine Hilda." Was nun weiter geschah, wie sie die Stunden bis zum Abend verbrachte, hätte sie nicht zu sagen vermocht. Ihre Wangen glühten und ihre Augen blitzten, sie war närrisch und lustig wie ein Kind. Beide sprachen von der Zukunft, von Capri, von Felixens Studium, von dem Professor und tausend anderen Dingen — alles ungeordnet und durcheinander, aber es war alles so süß und lieb. Und dann neckte Felix die alte Sabina und freute sich und sagte: „er sei wahrhaft felice," „das ist glucklik," erklärte sie.

„Und sie wird eine eccellentissima Ehefrau und eine eccellentissima —" scherzte Felix weiter. Aber Hildegard

hielt ihm den Mund zu und er durfte nicht weiter sprechen. Das Mädchen war ganz verwandelt. Wenn sie jetzt den Spiegel gefragt, dann hätte er ihr etwas Anderes verrathen, als in der Nacht; aber sie fragte ihn nicht, sie war zu glücklich dazu.

Und dann tönte wieder die Klingel. Sabina ging hinaus, um zu öffnen.

„Felix," bat Hildegard herzlich, „es ist Annchen, sei freundlich zu ihr, wenn sie es auch nicht ist, Du weißt ja."

Er sah sie erstaunt an, doch er nickte: „Wie Du willst, mein holder Schatz."

Es machte ihn ein wenig gespannt auf Annchen, daß Hildegard sie so geheimnißvoll ankündigte, und so sah er neugierig zur Thür. Es mußte eine sonderbare Kleine sein, daß sie ihn so herzlich haßte, das arme eifersüchtige Kind.

Und in die Oeffnung der Thür trat ein Wesen, das Felix seltsam bekannt erschien, fast als habe er es in einem lebhaften Traume oder auf einem Bilde schon gesehen. Sie war wie Hildegard und doch wieder nicht wie sie, viel zarter, jünger, kindlicher. Ihr Antlitz war bleich, nur an den Wangen leise rosig angehaucht, der Mund kleiner und weicher und über den Augen wölbten sich, wie mit einer Adlerfeder gezeichnet, zwei dunkle feine Brauen. Die weiße Stirn war von demselben lichtbraunen Haar umrahmt, das ihn bei Hildegard so entzückt hatte, doch dieses Haar war nicht in feste Flechten gezwängt, es wallte frei auf die ein wenig schmalen Schultern und die junge Gestalt.

Felix ließ stumm seinen Blick auf der Erscheinung ruhen, bis das Mädchen trotzig den rothen Mund aufwarf und die feinen Brauen zusammenzog.

Das Bild war fort, allein Felix wußte nun, was es gewesen. Es war Hildegard, wie er sie von goldig grünem Lichte umwoben in der Laube von Filomenas Garten gesehen, es war Hildegard, wie er sie lieben gelernt und aufgehört hatte sie wie einen Bruder zu betrachten.

„Annchen", bat Hildegard weich, als sie die trotzige Bewegung der jungen Schwester sah. Dann wandte sie sich zu Felix, nahm seine Hand und führte ihn zu ihr: „Sei gut zu ihr, thu' es um meinetwillen."

So wie Felix Hildegard am ersten Tage gesehen, zeigte sie sich nicht mehr. Die rothen Wangen und die blitzenden Augen waren nur einmal erschienen in dem ersten Glücksgefühl, das sie, jeden Widerstand besiegend, warm überfluthet hatte. Auch gewann nun wieder die Arbeit ihr Recht; es war so viel bis zur Hochzeit zu thun, zu ordnen. Hildegards Buchhalter sollte das Geschäft mit der alten Firma selbständig übernehmen und das gleich im Mai nach der Hochzeit. In dieser unruhevollen vielbeschäftigten Zeit entbehrte Hildegard Werners Rath recht sehr, ihr alter Freund war nach Deutschland gereist und wollte erst im Herbst zurückkehren. Auf den Gedanken, Felix um seinen Rath und seine Hilfe zu bitten, kam Hildegard nicht. Er durfte nicht mit so häßlichen Dingen geplagt werden, die ihm so unsympathisch waren, sie wußte es ja.

So geschah es, daß Anna und Felix öfter zusammen kamen, besonders da jetzt auch Nehrlichs wieder nach Capri gereist waren. Lieschens dringender Wunsch, der Hochzeit beizuwohnen, fand bei der Frau Amtmann heftigen Widerstand. So hatte sich das junge Mädchen mit einem stürmischen, zärtlichen Abschiede von ihrer verehrten Hilde-

gard getrennt und diese hatte versprechen müssen, die Hochzeitsreise nach Capri zu unternehmen.

„Nicht wahr, Felix, das wollen wir. Was uns damals wie ein Traum erschien, das soll nun Wirklichkeit werden," bat Hildegard eines Tages.

„Ja, mein Liebchen," entgegnete Felix zerstreut, „ja gewiß. Wir überlegen es ein andermal. Jetzt muß ich fort, ich will mit Frau Schröder und Fräulein Anna nach der Villa Farnesina zu Raffaels Psyche gehen."

„Es freut mich so, daß Du Dich jetzt mit Annchen besser stehst," sagte Hildegard unbefangen, „und daß Ihr gemeinsam etwas von Rom seht."

Felix erröthete: „Ja, ich kannte es noch sehr wenig, Du hast ja leider nie Zeit, mein Schatz. Du greifst Dich zu sehr an, Du siehst ganz blaß aus."

„Du siehst mich so an, Felix, Du schaust so auf mein Haar. Du wunderst Dich gewiß, daß ich weiße Haare bekomme."

„Ach nein," sagte er verlegen erröthend, „und was schadet das, viele Leute bekommen sehr jung weiße Haare."

„Es wäre aber bei mir nicht zu früh."

„Laß das!" befahl er gereizt, „ich kann es nicht hören."

Warum gab ihr nur das erste rauhe Wort einen Stich durch's Herz? Er meinte es ja sicher nicht so. War es nicht auch unrecht gewesen, so viel an die Arbeit und so wenig an ihn zu denken?

Nun wandte er ihr auch schon sein liebes hübsches Gesicht zu und sagte: „Verzeihe mir, Hilda, aber ich bitte

Dich um eins: „Halte mir nicht immer Dein Alter vor. Behandle mich nicht wie ein Kind, ich kann es nicht ertragen.“

VIII.

Durch die Via Lungara in Trastevere ging ein junges Paar. Es sah so eigenthümlich hübsch und ausgesprochen deutsch aus, daß manche der schwarzäugigen Trasteverinerinnen ihm nachblickte und bewundernd sagte: „Che bel biondino, che bel paio di sposi,“ denn unwillkürlich nahmen sie an, daß die, welche äußerlich so gut zu einander paßten, auch ihre Herzen vereint hätten. Sie nahmen es an, obwohl der blonde Herr der jungen Dame nicht den Arm gab und mürrisch genug drein schaute, obwohl sie ziemlich schweigsam war und trotzig genug den kleinen rothen Mund schloß.

„Er wird mit ihr zu thun haben,“ meinte die Frau des Gemüsekrämers zu ihrer Nachbarin, welche unter den flatternden Wäschestücken saß, die sie soeben gereinigt und auf einer vor dem Fenster befestigten Schnur aufgehängt hatte. Die Wäscherin ahnte nicht, welch ein malerisches Bild sie selbst dabei gewährte und wie hübsch sie das bezeichnende Achselzucken und die Handbewegung kleidete, mit der sie statt aller Antwort die Nachbarin über den ehelichen Frieden der beiden blonden Fremden beruhigte. „Sie ist noch ein Mädchen,“ sagte sie dann mit Kennerblick, „aber das Verliebtsein brauchen die nicht mehr zu lernen, das sieht man mit einem Auge.“

„Ich dachte, es wäre schon vorüber und sie wären schon Mann und Frau,“ meinte die Andere, welche

ungern von ihrer Meinung abging. „Schaut nur die Rabbiosa, Nachbarin.“

Was der Trasteverinerin zu diesem Ausspruch Veranlassung gab, war Annas finsteres Gesicht bei den Worten: „Es wäre besser wir kehrten um; daß Frau Schröder krank geworden ist und uns nicht begleiten konnte, hat mir alles Vergnügen verdorben.“

Felix schlug ungeduldig mit dem Sonnenschirme seiner Gefährtin, welchen er in der rechten Hand trug, auf sein Knie. „Natürlich. Meine Gesellschaft allein genügt Ihnen nicht. Aber Sie werden sich doch dazu entschließen müssen. Die Villa ist heute zum letzten Mal zu sehen. Der Fürst reist im Sommer fort und dann zeigt man die Psyche nicht mehr.“

„Mag es denn sein,“ erwiderte das Mädchen trotzig.

Schweigend gingen sie nun durch das hohe eiserne Gitterthor und nahten der anmuthigsten und reizendsten aller Renaissancevillen Roms. Sie traten einige Stufen hinauf in den Gartensaal, auf dessen Decke Raffael das sinnige Märchen des Alterthums, die Mythe von Amor und Psyche hingezaubert hat.

Es waren nur einige Fremde in dem Raume und diese musterten die wunderbar anmuthigen Gestalten der Deckengemälde mit Operngucker und Lorgnetten. Kunstkenner schienen sich nicht unter ihnen zu befinden, denn die meisten gähnten, nachdem sie sich pflichtschuldigst den Hals nach allen Richtungen ausgereckt. Ein paar Engländer sagten „Wonderful indeed!“ und automatenhaft „O yes!“ als beantworteten sie sich selbst die Frage, ob das Werk des großen Raffael Gnade vor ihren Augen gefunden habe.

Doch lange währte die Umschau nicht und bald blieben Felix und Anna in dem Saale allein. Der junge Mann blickte von der Psyche öfter auf seine Begleiterin; letztere verglich die Beschreibung des Bildes in einem Buche mit der Malerei und schien in diese Beschäftigung ganz vertieft. Endlich sagte Felix: „Fräulein Anna!“

Er nannte sie immer noch „Sie“ und „Fräulein“, obgleich sie in wenigen Wochen seine Schwägerin werden sollte, und sie redete ihn nicht minder förmlich „Herr Doctor“ an, ein Verfahren, das die ältere Schwester schon oft verletzt hatte.

„Fräulein Anna!“

„Nun?“ Sie wandte ihm ihr zartes Gesicht zu, in dem der kleine rothe Mund wie eine schwellende unberührte Knospe erschien und auf dem die feingezeichneten dunklen Brauen sich scharf von der weißen Stirn abhoben.

„Wissen Sie,“ sagte er, indem er sie träumerisch betrachtete, „daß Sie der Psyche gleichen?“

„Welche Idee!“ entgegnete sie wegwerfend, aber es klang doch etwas in ihrer Stimme, das ihm verrieth, der Vergleich sei ihr nicht unangenehm.

„Habe ich Sie verletzt?“ fragte er unbesonnen. Er konnte es nicht lassen, darüber zu sinnen, was sie denke und empfinde. Gerade weil er fühlte, daß sie ihre Gedanken verberge, daß er kein Recht habe, sich mit ihren Empfindungen zu beschäftigen, zog es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt immer wieder zu ihr hin. Nichts reizte ihn so, als zu ergründen, wie tief ihr Haß gegen ihn sei, und warum sie ihn hasse.

„Sie können mich nicht verletzen, Herr Doctor. Dazu sind Sie mir viel zu gleichgiltig.“

Felix war kein Frauenkenner, sonst hätte ihn das Uebertriebene der Aeußerung über den Werth derselben belehrt: er hätte gewußt, daß Mädchen so sprechen, wenn sie gegen eine Macht kämpfen, die ihrer Herr zu werden droht. Wer das Gleichgiltigsein so betont, der sucht nicht allein den Anderen, der sucht auch sich selbst mit dem Worte zu überreden, daß dem so sei. Felix war aber kein Frauenkenner und so reizte ihn Annas Aeußerung nur. Er biß sich auf die Lippen . . . Nach einiger Zeit schlug er einen anderen Ton an. „Bin ich Ihnen wirklich so unangenehm, Fräulein Anna?“

Das Mädchen warf die braunen Locken mit einer stolzen Bewegung von den jungen Schultern zurück und entgegnete: „Sie sind mir weder angenehm, noch unangenehm, Herr Doctor, Sie sind mir nur der Bräutigam meiner Schwester.“ Ihr weicher Mund zitterte verrätherisch, als sie das sagte, allein Felix bemerkte es nicht. Das Blut stieg ihm vom Herzen heiß in die Wangen. Daran hatte er nicht mehr gedacht. Ja, er war der Bräutigam ihrer Schwester, ein gebundener Mann. Wenn sie bisher miteinander gesprochen, so war es immer nur in Gesellschaft Anderer gewesen. Wenn sie sonst gemeinsam in Rom umhergestreift, hatten Schröders sie begleitet. — Zu Hause in der Via Babuino waren stets Sabina oder Hildegard anwesend gewesen. Heute war Anna erst befangen und dann trotzig und dies war der Schluß. Das Mädchen mußte Felix an seine Pflicht mahnen. An seine Pflicht! In vielen Wochen schon hatte er es als eine solche erkennen gelernt. Nicht

mehr als ein Glück, sondern als eine Ehrenpflicht. Was ihm auf Capri an Hildegard anziehend gewesen, ihre frische Energie und Lebensfreudigkeit, ihr kluger verständiger Sinn, sie hatte es entweder eingebüßt, oder er bedurfte dessen nun nicht mehr als Ergänzung seines Wesens. Damals war er unglücklich, schwankend, vermochte sich nicht zu einer That aufzuraffen. Hildegards freudige Zuversicht, ihr Vertrauen in ihn hatten ihn belebt, angeregt, hatten ihn darüber weggetäuscht, daß sie alt, daß er jung war, daß sie nicht zu einander paßten, daß aus einem äußeren Mißverhältnisse nur bei gleichem Edelmuth der Sinnesart, bei gleicher Selbstlosigkeit der Charaktere Glück zu entsprießen vermag.

Felix hatte jetzt sein Ziel erreicht; die Jugend in ihm verlangte nun nach einem jungen berauschenden Glücke, einem jungen Herzen, das er sich erst erobern mußte, nicht nach der verständigen, halb mütterlichen Liebe eines gereiften Mädchens. Doch wenn er auch selbstsüchtig genug war, sich gegen die Fessel zu empören, so war er es doch nicht genug, Hildegard äußerlich sein Wort zu brechen. Aber wäre das nicht besser, weniger grausam gewesen? Wenn man den ersten Schritt gethan, ist es da nicht heilsamer für die Verlassene, auch den zweiten Schritt zu thun, und ein Band zu zerreißen, das zu bleischwer drückender Kette geworden?

* * *

Hildegard schalt sich ernstlich, daß sie sich so in die Arbeit vergraben hatte, und um ihrem Bräutigam zu beweisen, sie habe Zeit für ihn, schlug sie selbst in den

nächsten Tagen vor, mit Annchen und Sabina an einem der schönen Vollmondabende in das Colosseum zu gehen.

Sabina lebte so häuslich, daß der Gedanke sie ordentlich aufregte. Sie putzte sich gewaltig zu dem Ausfluge, obwohl er doch im Dunklen stattfand. Sie legte alle Goldsachen an, welche sie besaß, die Ohrringe und das vergoldete Armband vom seligen Francesco und die schöne Korallenbrosche, die ihr der junge Signor Felice aus Neapel mitgebracht. Und dann steckte sie eine schwarze Spitzenmantiglia kokett auf ihr weißes Haar und band sich eine feuerrothe Cravatte, sowie ein gestreiftes buntes römisches Tuch um. So war sie fix und fertig und gehörig ausgerüstet. Um halb neun Uhr kam Felix aus der chambre garnie, welche er in der Nähe bewohnte, und holte die drei ab. Sabina und Anna gingen voran, Felix führte Hildegard am Arme.

Die alte Haushälterin eilte mit ihrer Begleiterin stets wohl zehn Schritte voraus, bis das junge Mädchen verwundert fragte: „Was läufst Du denn so, Sabina, der Mond rennt uns nicht weg und das Colosseum auch nicht."

„Das sie nix versteht, Piccinina," lachte Sabina listig, „ein Brautpaar muß sein allein. Und die specialmente, die sich sehen sonst so wenig."

Anna starrte träumerisch mit den dunklen Augen vor sich hin und sagte nichts, doch sie ließ es nun geschehen, daß Sabina mit ihr voraus ging.

Sie war so lange fern gewesen und hatte das riesige Amphitheater der Römer, seit sie erwachsen war, noch nie bei Mondenschein gesehen, so übte es einen gewaltigen Eindruck auf sie aus. Schon das Forum erschien ihr

zauberhafter als sonst, die drei Säulen des Vespasian zeichneten sich scharf in der mit silbernem Schimmer erfüllten Nachtluft ab, der Bogen des Titus wölbte sich schlank und edel empor und durch ihn hindurch sah man an dem klaren dunkelblauen Himmel einzelne Sterne blitzen. Und wie Anna an der Militärwache vorbei, die das Colosseum hütet, in das gewaltige Kreisrund trat, dessen Trümmer im Mondenschein wie mit magischem Lichte übergossen ruhten, da ergriff es sie gewaltig und es bemächtigte sich ihrer eine eigene welt- und zeitentrückte Stimmung. Wie in einem Traume ging sie hin und es hielt sie wie in einem Bann gefangen. Durch einen Bogen des oberen Geschosses blickte ein einzelner großer Stern, derselbe Stern, der vor Jahrtausenden Denen schon leuchtete, die hier blutigen lärmenden Schauspielen zujauchzten.

Die vier standen in dem offenen Raume des Amphitheaters und überließen sich still dem überwältigenden Eindrucke. Sabina war die erste, welche das Schweigen brach.

„Wie alt ist das wohl, Padroncina?“ sagte sie naiv. „Ein paar hundert Jahre wohl schon?“

Die so Angeredete begann es ihr zu erklären, während Felix und Anna sich abwandten und in die Bogengänge schritten. Mit dem Instinct der Liebe fühlte Hildegard, was ihren Bräutigam dazu veranlaßte. Er mochte nun nicht triviale Fragen hören, er wollte sich ganz dem Zauber der Umgebung, den Erinnerungen überlassen, die ihn, ebenso wie Anna, bei dem Anblick bestürmten. Was wußte aber die gute alte Frau von solchen Stimmungen und was konnte sie für die Frage?

So versuchte Hildegard Sabinen klar zu machen, wie es einst hier gewesen. Die Alte hörte ihr aufmerksam zu.

„Und es ist vergossen soviel Blut hier und geschehen soviel Ungerecht!“ rief sie. „O, aber das waren boshaftige Cesari, Padroncina! O, der Colosseo nun nix gefallt mir!“

Während sie noch so ihrer Entrüstung Ausdruck gab, kamen neue Besucher herbei. Sabina erkannte zu ihrer Freude in ihnen alte Freunde aus Trastevere und ging mit einem „Con permesso!“ an Hildegard zu den Italienern.

Das Mädchen wollte nun die beiden Anderen aufsuchen. Sie schritt die Bogengänge entlang, in denen der Verfall zweier Jahrtausende eine Reihe von zertrümmerten Gemächern gebildet hat. Sie schritt sehr leise und langsam und war recht in Gedanken versunken; sie trug der Abendkühle wegen ein dunkles warmes Kleid, das sich nur wenig von dem Grau der Mauern abhob.

Nachdenklich setzte sie sich auf einen Stein in einer der Nischen nieder. Wo Felix und Anna nur weilten? Hildegard wollte sie nicht rufen, da sie die heilige Stille des Abends nicht entheiligen mochte.

Da hörte sie an der Mauer zur Linken leises Flüstern. Sie wollte schon sagen: „Annchen! Felix!“ da tönte ein Wort an ihr Ohr, das ihr den Ruf zurückdrängte.

„Warum hassen Sie mich?“ flüsterte Felix so heiß und leidenschaftlich, wie sie es noch nie von ihm vernommen hatte. Die Antwort verstand Hildegard nicht, sie war zu leise. Dann sprach er wieder: „O, ich weiß, es ist Unrecht, bitteres Unrecht, aber ich kann nicht anders. Es war eine Verirrung, es ist gegen die Natur. Was ich in ihr

liebte, war Dein Bild, das ich vorahnend sah. Nie wieder ist sie mir so erschienen. Ich weiß es, die Ehre bindet mich an sie, die Pflicht. Ich werde die Pflicht erfüllen, sie ist so kalt wie diese. Sie ahnt nichts von meinen Kämpfen, sie vermag nicht warm zu empfinden. Sage mir zum Trost wenigstens eins, Geliebte, daß Du mich nicht hassest, laß mich einen seligen Augenblick genießen, daß er mich für ein ganzes Leben der Entsagung entschädige . . ."

„O, Felix, ich liebe Dich und ich sterbe daran . . ."

Weiter vernahm Hildegard nichts mehr. Es brauste ihr in den Ohren, das Blut stieg ihr in den Kopf, es flimmerte ihr wie Funken vor den Augen. Krampfhaft griff sie mit der Hand um sich und wankte. Sie schlug mit dem Haupte auf den kalten Stein und das gab ihr die Besinnung wieder. Langsam fuhr sie mit der Hand über die schmerzende Stirn. Sie mußte sich beherrschen, denn die Zwei durften nichts davon wissen.

Am Vormittag des folgenden Tages sahen Anna und Hildegard sich wenig und sprachen nur einige flüchtige Worte miteinander. Die ältere Schwester beobachtete aber verstohlen die bleichen Wangen und leise gerötheten Augen des jungen Mädchens, dessen gesenkten Blick und stilles Wesen. Felix kam nicht, allein er hatte versprochen, am Nachmittage zu erscheinen.

Die Schwestern nahmen ihr gemeinsames Mahl schweigsamer als gewöhnlich ein. Die Kosten der Unterhaltung fielen nur auf die alte Sabina, welche unbefangen vom gestrigen Abend und von der im nächsten Monat bevorstehenden Hochzeit plauderte. Jedes Wort schnitt Hilde-

gard in's Herz. Auch sie hatte — wie es bei Anna der Fall gewesen zu sein schien — die Nacht schlaflos zugebracht, sie hatte mit sich gerungen und sie war zu einem Entschlusse gekommen. Darüber war sie etwas ruhiger geworden und hatte wenigstens die äußere Fassung wieder gewonnen.

„Annchen," sagte sie, als die Drei von Tische aufstanden, „thu mir den Gefallen und geh' zu Perrinis. Es ist heute der Namenstag des kleinen Franz, bringe ihm dies Geschenk von mir." Hildegard reichte der Schwester ein rothes Etui. „Und grüße die Nachbarin herzlich, willst Du? Bleib nur ein wenig bei ihr und leiste ihr Gesellschaft, ich kann es heute nicht."

Statt aller Antwort fiel Anna der Schwester um den Hals; es entrang sich ihrer Brust ein krampfhafter Laut, gleichsam als wolle sie in Schluchzen ausbrechen. Doch sie wandte sich schnell ab, küßte Hildegard die Hand und eilte aus dem Zimmer. Die Zurückbleibende sah ihr lange nach. Sie setzte sich auf einen Stuhl, faltete die Hände im Schooß und starrte immer noch mechanisch nach der Thür.

Als dieselbe nach geraumer Zeit wieder aufging, zuckte sie erschrocken zusammen und eine jähe Röthe flog über ihr verwachtes Gesicht. Doch diese wich eben so schnell wieder und machte der vorherigen tiefen Bläße Platz.

Felix war eingetreten. Er hielt, was er sonst noch nie gethan, einen Strauß der köstlichsten rothen und weißen Rosen in der Hand und reichte ihn seiner Braut.

„Wie freundlich von Dir, ich danke Dir," sagte sie ruhig, indem ihre bebenden Finger, welche die Rosen er-

faßten, schlaff auf den Schooß sanken. Doch sie bemerkte daß sein Auge suchend im Zimmer umherirrte. „Anna ist nicht da," sprach sie, seine Gedanken errathend.

„So?" erwiderte er und bemühte sich gleichgiltig zu erscheinen.

„Ich schickte sie fort, ich — wozu bedarf es der Umschweife — ich hatte mit Dir zu sprechen, Felix."

Er sah sie forschend an, als wolle er in ihren Zügen lesen, ob sie wisse, was geschehen. Allein er unterbrach sie durch keinen Laut, keine Bewegung, und sie fuhr fort: „Felix, unsere Hochzeit rückt nun heran und ich fühle doch, daß ich nicht bin und denke, wie ich es als Braut sollte. Es war ein Traum, was wir auf Capri planten, ein Irrthum. Ich hatte Dich nur als Schwester lieb, ich passe nicht zur Frau, nicht zu Deiner Frau."

Bis hierher hatte Hildegard ganz ruhig gesprochen, wie man eine eingelernte Lection hersagt, nun begann sie mit stockender Stimme: „Und noch eins kommt dazu, Felix. Ich würde nur auf Kosten meiner Schwester glücklich, wenn ich glücklich würde. Sie ist zart und kindlich, sie hat stets so warm empfunden, sie würde es nicht verwinden, sondern daran zu Grunde gehen."

Hildegards mädchenhafte Scheu ließ es nicht in Worten aussprechen, daß Anna Felix liebe und daß sie um diese Liebe wisse. Von den Empfindungen ihres Bräutigams sprach sie kein Wort. Er aber sank ihr zu Füßen, umklammerte ihren Leib und verbarg sein Haupt in ihrem Schooß. Sein Gesicht berührte bei der heftigen Bewegung die Rosen, welche unbeachtet dagelegen hatten. Er nahm sie und schleuderte sie weit von sich, so daß sich das sie

haltende Band löste und sie einzeln auf den Steinboden des Gemaches rollten.

„Auch das habe ich Dir noch gethan!“ rief er. In Augenblicken höchster Erregung sprechen wir zumeist vom Kleinen, Nebensächlichen. Er hatte früher nie daran gedacht, seiner Braut Blumen zu bringen, da er sie nicht wie ein anderes Mädchen betrachtete, dem man solche Huldigungen erweist. Und nun erschien ihm die Gabe wie eine That der Heuchelei, wie der letzte Tropfen, der einen vollen Kelch überfließen läßt. „Du weißt Alles!“ flüsterte er, angstvoll zu ihr aufsehend.

Das Mädchen legte wie segnend die Hand auf des Mannes blonden Scheitel und sagte milde: Mache sie glücklich. Es war nicht Deine Schuld. Mache sie glücklich, sie ist jung, ich bin zu alt dazu.“ — — —

Als Sabina nach einiger Zeit leise die Thür des Zimmers öffnete, kniete ihre Herrin vor dem Stuhle, auf welchem Felix gesessen; sie preßte ihre Wange an das harte Holz und schluchzte bitterlich. Um sie her lagen die Rosen auf dem kalten Steinboden verstreut, sie welkten unbegehrt.

IX.

In der Kirche Santa Maria del Popolo am Fuße des Pincio zu Rom wurden zwei Menschen für das Leben vereint, fest, unlöslich, für immer. Es waren ein hübscher, blonder, junger Mann und ein zartes Mädchen mit bräutlich schüchternen Zügen und scheuen, glücklichen Augen. Und während der Priester die Hände der beiden ineinander legte, und das flimmernde Sonnenlicht durch die hohen

gemalten Kirchenfenster auf die jungen Gesichter wie verklärend niederstrahlte, stand neben ihnen die, welche Mutterstelle an dem Paare vertrat, im Schatten und es überlief sie ein Frösteln. Die Klänge der Orgel rauschten durch die hohen Räume des Gotteshauses, Hildegard suchte der heiligen Handlung zu folgen, doch sie vermochte es nicht, denn ihre Gedanken flogen wie Vögel durcheinander, welche das Gewitter aufscheucht.

Bis hierher hatte sie das Werk geführt, nun war es vollendet. Die zwei dort vor dem Priester hatten sich wie willenlos von Hildegard zu ihrem Glücke drängen lassen. Mit fieberhafter Hast hatte sie die Vorbereitungen zur Hochzeit betrieben, sie hegte keinen Gedanken weiter — nur diesen einen, als wollte sie sich selbst und das Pochen ihres widerspänstigen Herzens damit betäuben. Sie hatte nur eine Vorstellung: Nur schnell, nur schnell, damit es vorüber ist! Noch bis sie in die Kirche kam, währte diese Fiebergluth, und als sie nach der Hitze des römischen Maientages in die kühlen Räume von Santa Maria del Popolo trat, umfing es sie wie mit eisigen Armen und ein Schauer rann ihr durch alle Adern.

Nun war es vorüber; sie fühlte wie im Traume Annas Kuß auf ihren Lippen, fühlte seinen Kuß auf ihrer Hand, und dann war das junge Paar wie ein Luftgebilde zerflossen, sie lag daheim in der Via Babuino auf ihrem Lager, ihr Kopf brannte und ihre Glieder schmerzten, wie sie es noch nie empfunden. Wirr jagten sich die Vorstellungen in ihrem Hirn, aber nichts war klar und deutlich, alles wesenlos und verzerrt. War sie es selbst oder eine Andere, die das träumte? Hatte sie heute wirklich Felix'

Hochzeit beigewohnt, hatte sie Anna als Braut vor sich gesehen oder waren das nur Bilder ihrer fieberheißen Phantasie? . . .

Während Hildegard so träumte, saß die alte Sabina allein in ihrem Stübchen. Auch sie suchte mit dem fertig zu werden, was sie heute hatte erleben müssen. Sie war an der ganzen Welt irre geworden. Und nicht an der Welt allein, auch an ihrer Schützerin, der unbefleckten Mutter Gottes, der gebenedeiten Jungfrau Maria. Erst hatte die Heilige zugegeben, daß Sabinas Kind, ihr Augapfel, sich dem jungen Signor Felice verlobe, und nun hatte sich heute der Bräutigam mit einer Anderen vermählt.

Auch an Hildegard wurde Sabina irre. Daß diese Felix liebe, fühlte sie, und dennoch drängte das Mädchen die beiden zur Hochzeit mit einer Hast, die der Alten unheimlich war. Wenn noch wenigstens ein vernünftiger Mensch bei alledem dagewesen wäre, wenn Dr. Werner nicht viele hundert Meilen weit in Deutschland weilte! Die Padroncina nahm sich ihr Glück und drängte es einer Anderen auf, und die Kleine wußte vielleicht selbst nicht einmal, was sie wollte.

Die alte Frau hatte noch nie so viel nachgedacht wie heute. Ihr weißer Kopf schmerzte davon, und als die Uhr an St. Trinità dei Monti zwölf schlug, war sie in ihrem Lehnstuhle trotz ihrer Sorgen friedlich eingeschlummert. Wie lange sie so schlafend gesessen, hätte sie nicht zu sagen vermocht — vielleicht einige Stunden, vielleicht eine halbe Stunde. Sie fuhr erschrocken aus dem Halbschlummer empor, als sich eine heiße Hand auf ihre Schulter legte.

Sabina öffnete schlaftrunken die Augen. Bei dem

Scheine der noch immer brennenden Lampe sah sie eine weiße Gestalt im Nachtkleide vor sich. Die Alte bekreuzigte sich wie vor einem Geiste, aber als sie die Augen wieder öffnete, erkannte sie, daß es Hildegard war. Das braune reiche Haar hing ihr wirr um die Schultern, ihre Wangen glühten und ihre Augen leuchteten. Sie lächelte glücklich und raunte ihrer alten Freundin geheimnißvoll zu: „Steh auf, Sabina, es ist Zeit. Rüste Dich, Du mußt Mutterstelle an mir vertreten, heute ist mein Hochzeitstag!“

Sie erfaßte Sabina zärtlich und zog dieselbe aus dem Sessel empor, dann starrte sie mit leuchtenden Augen in's Leere und sagte, indem sich die festen Linien ihres Mundes zu einem seligen Lächeln theilten: „Heute ist mein Hochzeitstag. Hörst Du die Glocken läuten, Sabina? Stecke mir den Brautschleier an, lege ihn auf die weißen Haare dort auf dem Scheitel, daß die Leute sie nicht sehen. Ich werde ja heute Frau Student. Frau Student, wie lustig das klingt, mit dreiunddreißig Jahren. Verrathe es aber Keinem,“ flüsterte sie eindringlich, „die Leute könnten lachen und er würde roth. Siehst Du nicht, wie er roth wird? . . . Er sagt: die Pflicht, Hilda, nein die Pflicht, Anna, mein Liebchen . . . Wie ungeschickt Du bist, der Brautschleier schleppt im Kothe. So halte ihn doch auf, Du hast ihn zerrissen, o wie traurig, wie traurig!“

Sie begann bitterlich zu weinen. Sabina wußte in ihrer Herzensangst nicht, was sie beginnen sollte. Sie legte die Arme um ihre Padroncina, führte die Fiebernde mit sanfter Gewalt zurück und sagte schmeichelnd in ihrer eigenen Sprache: „Leg Dich nieder, mein Herzblatt.

Hier. Leg den Kopf dort auf das Kissen. Wie Dein armer Kopf brennt! Mein armes, armes Kind!“

Sabina breitete die Hand über die Stirn des Mädchens, das ihr geduldig gefolgt war und nun erschöpft auf dem Bette ruhte. Hildegard lag ganz ruhig da, nur ihre Lippen flüsterten mechanisch. Endlich wurde das verständlich, was sie sagte.

„Das Meer rauscht,“ murmelte sie leise, eintönig. „Siehst Du die weißen Wassergeister? Sie singen ein Lied, ein boshaftes, garstiges Lied. Doch glaube ihnen nicht, es ist ja mein Hochzeitstag, ich trage den Schleier auf dem weißen Haar. Den Schleier und die Myrthe . . . sie wächst auch am Meere, da sind viele Büsche, viele grüne Knospen und schwarze Beeren, doch keine Blüthen, keine. Wir brauchen nur die Knospen.“

Sie lächelte befriedigt, als ob sie ein sonniges Bild sähe und begann an ihrem Haar zu zupfen. Dann rief sie vorwurfsvoll: „Lieschen, was hast Du mir gethan? Ich muß mich ja schämen.“

Hildegard fing nun an, hastig mit fiebernden Fingern an ihrem Haar zu nesteln, indem ein seliges Lächeln ihre Lippen umspielte: „Wie goldig die Sonne durch die Weinblätter scheint, wie heiß es ist! Laß das Haar, Felix, bitte . . . bitte . . . Ich bin zu alt zu einem Scherz, zu alt. Wir passen nicht zusammen, ich sagte es Dir ja, Felix . . .“

„Sagte ich Dir nicht, wir passen nicht zusammen? Meine Zahlen und ich, wir sind zu häßlich für Dich. Annchen stirbt, wenn sie nicht glücklich wird. Ich bin ihre Mutter, mir ist sie anvertraut, geh hin, küsse sie . .

Nein, ich kann es nicht ertragen!“ schrie sie auf, indem sie sich hoch im Bette emporrichtete und sehnsuchtsvoll die Arme ausstreckte. Dann faßte sie sich plötzlich an das Herz: „Es thut hier so weh, so weh, Sabina, aber sage ihm nichts, hörst Du, nichts . . .“

So ging es immerfort, es zerriß Sabinen fast das Herz. Sie hatte Mühe, Hildegard zu beruhigen, zu halten. Als die Phantasirende erschöpft zurücksank, rief die Alte Beppinen herbei, und in ihrer Herzensangst sandte sie ein Telegramm an den einzigen Menschen, von dem sie glaubte, daß er hier helfen könne: „Lieber Dottore, er muß heimkommen, die Padroncina stirbt.“

Werner erhielt das Telegramm in München. Er reiste Tag und Nacht, bis er in Rom anlangte, und als er da war, wich er nicht von dem Krankenlager Hildegards. Ein Nervenfieber hatte sie erfaßt. Die seelischen Erregungen, vereint mit der Erkältung, die sie sich bei der Trauung in der eisigen Kirche zugezogen, hatten sie niedergeworfen. Mit der treuen Liebe des Freundes und allen Mitteln, die ihm seine Wissenschaft zu Gebote stellte, rang Werner um das Leben der Fiebernden. Aus Sabinas verworrenen Reden erfuhr er nach und nach, was geschehen war, und was ihm diese nicht sagten, verriethen ihm Hildegards Phantasien.

So war es denn vergebens gewesen, sein Opfer, seine Entsagung! Er hatte die Geliebte nicht gewarnt, sondern sie gewähren lassen, weil es ihm selbstsüchtig erschienen war, sie zu warnen, weil er so ihr Glück zu dem seinen gemacht hatte, daß er hoffte, sie werde das Glück nun auf ihre Weise finden.

Daß ihm die jetzige Wendung der Dinge — für den

Fall, daß Hildegard genesen werde — wieder etwas erreichbar machte, das ihm schon lange als süßes Ziel vorgeschwebt, auf das er Jahre hindurch geharrt, treugeduldig, daran dachte er nicht. Er liebte Hildegard mehr als sich selbst, und nun litt er nur mit ihr und alles, was sie empfand, fühlte er zwiefach. Denn es ist leichter, eigenen Schmerz zu ertragen, als das Wesen, welches wir auf der Erde am höchsten lieben, leiden zu sehen.

Einstmals, als man der Kranken ihren einzigen, ihren schönen Schmuck, das lange, üppige, seidige Haar abschnitt, da stürzten dem starken Manne die Thränen jählings und heiß in die Augen. Er glaubte sich von Sabina ungesehen, nahm das Haar ehrfurchtsvoll in die Hand und küßte es leise. Dann streichelte er es zärtlich, hüllte es in ein Tuch und nahm es mit sich nach Hause.

Wochen hindurch schwebte Hildegard in Todesgefahr. Doch endlich siegten unabläßige Pflege und treue Freundessorge, und Hildegard war gerettet. Sie war noch sehr schwach und sie konnte sich auf das, was geschehen, nicht recht besinnen. Als sie zuerst Werner erkannte, lächelte sie ihm herzlich zu wie früher und streckte ihm ihre Hand entgegen, die sehr weiß und mager geworden war.

„Ich habe rechte Dummheiten gemacht, mein Freund," sagte sie, „und Ihnen und Sabina viel Mühe bereitet. Verzeihen Sie mir. Wie geschah es nur? Ich habe bisher in Rom noch nie das Fieber bekommen."

„Es war in diesem Jahre sehr warm," entgegnete er ablenkend. Er beugte dabei den Kopf nieder, damit sie nicht die Rührung sähe, die seine Augen füllte.

Sie schaute zerstreut und matt auf sein Haar, welches

er ihr so voll zuwandte und bemerkte, daß es viel grauer geworden war. Früher hatten sich nur einzelne weiße Fäden in dem schwarzen Barte und an den Schläfen gezeigt, doch nun war er fast grau geworden.

Sie war indessen zu matt, um sich darüber zu wundern; ihr Kopf war noch so schwach, sie vermochte nicht nachzudenken. Sie faßte nur mechanisch nach ihrem eigenen Haar und fühlte, daß die schweren Flechten fehlten.

„Man hat mir das Haar abgeschnitten!“ rief sie.

„Ja, es mußte sein — des Fiebers wegen.“

Unwillkürlich regte sich nun doch eine frauenhafte Empfindung in ihr, denn sie seufzte leise: „Ich sehe gewiß jetzt noch mehr wie ein Mann aus als früher!“

„O nein,“ sagte Werner, indem er sie zärtlich anblickte, „Sie sind immer dieselbe, immer —“

Er vollendete den Satz nicht. Ihm erschien Hildegard auch ohne das, was früher ihr einziger Schmuck gewesen, unendlich anziehend. Das kurze Haar begann sich jetzt ein wenig zu locken, und gab den Zügen, welche die Krankheit verfeinert und vergeistigt hatte, etwas Kindliches, Weiches, und dieser Eindruck wurde durch die rührende Hilflosigkeit und träumerische Weltentrücktheit, die Genesenden eigen ist, noch erhöht.

Hildegard sprach in der folgenden Zeit wenig, sie träumte einige Wochen mit wachen Augen hin und alle Erinnerungen an die Vergangenheit wurden ihr fern gehalten. Die gutmüthige Nachbarin, die Frau des Bildhauers Perelli, kam oft und plauderte mit ihr, wenn Sabina in der Küche zu thun hatte, und dann begleitete der kleine Francesco, den Hildegard sehr lieb hatte, seine Mama.

Eines Tages streichelte die Genesende das Haar des Kindes, das neben ihr auf einer Fußbank saß und mit einem Pferdchen spielte. Frau Perelli hatte sich die Wangen roth geschwatzt und das Herz heiß. Es kam ihr vor als sei es unverzeihlich, nicht einmal Hildegard die Augen über das zu öffnen, was sie blindlings von sich geworfen; es kam ihr ordentlich sündhaft vor, daß sie, die die Kinder so liebte, ewig das Glück entbehren sollte, einen Tröster zu besitzen, ein Wesen, das eine Brücke zwischen zwei Herzen baut, und das jede Frau lehrt, auch den ungeliebten Mann zu lieben. Frau Francesca sagte sich das nicht in diesen Worten, aber sie fühlte etwas dem Aehnliches. Es wurde ihr so warm um's Herz, das Blut stieg ihr heiß in die Wangen. Heute mußte sie es wagen, es koste, was es wolle.

„Sie haben mich noch nie gefragt, warum Francesco seinen schönen Namen hat," sagte sie beklommen.

„Heißt er nicht nach Ihnen?" fragte Hildegard unbefangen.

„Nein," sprach die kleine Frau tapfer, „ich nannte ihn nach einem, der sehr unglücklich ist, er mußte eine Entschädigung haben."

Frau Francesca glaubte natürlich, daß jedem Menschen auf der Welt, auch dem Könige selbst, die höchste Ehre erwiesen werde, wenn man ihren Stolz, ihren Erstgeborenen nach ihm nannte.

„So?" antwortete Hildegard ohne Neugierde. Das reizte Frau Francesca noch mehr, und sie sagte in fast heftigem Tone: „Ja, damals, als Sie so grausam zu dem armen Dottore Werner waren, der Sie so lieb hat,

als sie heimgekehrt waren und sich mit dem jungen" — Frau Perelli murmelte ein undeutliches Wort und platzte dann hervor — „verlobt hatten."

Wie bereute sie es aber, als sie es gesagt. Hatte Hildegard wirklich nicht mehr daran gedacht oder hatte sie nur den Gedanken zurückgedrängt? War er ihr wesenlos und schattenhaft erschienen, bis er nun wieder Gestalt gewann und greifbar vor sie trat?

Sie lehnte den Kopf an den Stuhl und schloß die Augen; sie sah so bleich aus, daß Frau Perelli sich ängstigte und vor Schreck ebenfalls blaß wurde.

„Verzeihen Sie, habe ich Sie gekränkt?" rief sie reuig.

„O nein," sagte Hildegard matt, und damit war es für heute zu Ende.

Und noch eine zweite Erinnerung an die Vergangenheit brachte dieser Tag. Es war ein Brief aus Neapel. Sabina zitterte ordentlich, als ihn der Briefträger übergab und sie die Handschrift auf dem Couvert erkannte. Sie konnte nicht lesen, die gute Alte, aber sie hatte sich Annas Schriftzüge doch allmälig gemerkt. Sie wußte nicht, ob sie den Brief der Padroncina übergeben solle. Die jungen Herrschaften in Neapel ahnten nichts von Hildegards Leiden, da diese im Beginn ihrer Krankheit so flehentlich gebeten, den beiden nichts davon zu sagen; sie hatten vielleicht eine Nachricht von Hildegard in ihrem jungen Glücke nicht vermißt, nun aber schrieb Anna doch. Sabina trat endlich zagend ein und reichte ihrer Padroncina das Schreiben, sie wagte nicht, es zurück zu behalten.

Als Doctor Werner am Abend kam und die alte Haushälterin ihm die Thür öffnete, sah er, daß sie etwas

auf dem Herzen hatte. Sie zog ihn in die Küche — Beppina war ausgegangen — und sagte stockend zu ihm: „Lieber Dottore, er wird sein böse. Ich habe — gegeben eine cosettina — ein kleines Ding an die Padroncina. Es — es ist eine Lettera aus Napoli."

Werner erschrak und fragte gespannt: „Nun?"

„Die Madonna sei gelobigt, es nix hat geschadet," fuhr Sabina fort. „Die Padroncina rief mich nach einer lange Weile und sie redete per la prima volta wieder von ihm, von dem jungen Signore. Und dann sie sprach: ‚Sabina, es geht Annken gut. Das freut mich herzlich.'"

„Gottlob!" war alles, was Werner sagte, doch Sabina wußte, was er meinte und daß er es für ein gutes Zeichen halte. Sie wagte zum ersten Mal, ihm darauf hin die Hand zu drücken und sie wurde ganz roth, wie er ihre schwieligen Finger herzlich preßte.

Als Werner später in Hildegards Zimmer trat, fiel ihm, der den Scharfblick des Freundes mit dem des Arztes verband, eine Veränderung im Wesen der Genesenden auf. Sie war nicht mehr unbefangen und ruhig, und obwohl ihre Wangen geröthet waren, bemerkte er, daß sie sich nicht so wohl fühlte, wie an den Tagen zuvor.

„Sie müssen aus dieser Luft heraus," rieth Werner. „Gehen Sie mit Sabina in's Gebirge nach Frascati. Ich werde alles besorgen."

Hildegard willigte ein. Es war ihr lieb, von ihm fortzukommen, ihren Gedanken nachhängen zu können. Apathisch und träumerisch fügte sie sich in alle seine Anordnungen, und so waren die Genesende und ihre Pflegerin

schon nach Verlauf einer Woche in dem weißen Villenstädtchen am Hange des Albanergebirges, wo man auf Rom und die Campagna hinausschaut und wo frische Bergesluft kühlend und heilend in Herz und Lungen dringt.

X.

Und es kam ein Tag so lind, so mild ... nicht wie ein gluthvoll prächtiger Sommertag, dessen bunter Glanz uns blendet und verwirrt, sondern es war, als ob alle jungfräuliche Blüthenwonne des Mai, alles geheimnißvoll zauberische Knospen und Werden sich in ihn verloren, als lächele die junge Erde den Himmel wie eine selige Braut — erschauernd im ahnungsvollen Glücke — an.

In dem Gärtchen des Hauses, welches Hildegard und Sabina bewohnten, hatten die Octobernächte schon den Blättern der Weinreben eine buntbraune und leuchtend gelbe Farbe gegeben und das braungelbe Gerank hob sich von dem dunklen klaren Blau des Himmels — einem so intensiven, leuchtenden Blau, wie es nur die Herbstmonate Roms besitzen — scharf und malerisch ab. Große Sonnenblumen blühten auf den Beeten und die kleinen Astern prangten so lustig und bunt, als seien sie nicht die letzten Blumen des Jahres, sondern als verkündeten sie eine ganze Heerschaar, eine ganze Blüthenwelt, eine Zeit des Gedeihens, der Freude und des Glückes. An den Rosenhecken, welche den Garten umhegten, zeigte sich hin und wieder eine einzelne Rose, und diese erschien viel schöner, sie hatte sich viel herrlicher entfaltet, als wenn sie inmitten einer Schaar ihrer Schwestern geblüht hätte.

In einem bequemen Stuhle im Garten saß Hildegard. Sabina war eben noch bei ihr gewesen und dann in das Haus gegangen, um Einiges für das Mittagessen anzuordnen. Hildegard war jetzt sehr still und sehr träumerisch, sie konnte oft Stunden hindurch auf dieselbe Stelle sehen und kein Wort sagen. Jetzt sogen ihre Lungen mit dem Wohlbehagen des Genesenden die erfrischende Luft ein. Sie freute sich der Sonne, welche auf ihr kurzgeschnittenes, braunes Haar fiel, sie freute sich des Windhauches, der mit den goldglänzenden lockigen Spitzen desselben spielte. Sie fühlte eine behagliche Wärme und das körperliche Wohlempfinden ließ es friedlich und still in ihrer Seele sein; sie freute sich der Blüthen und des Himmels und sah den kleinen weißen Wölkchen nach, die still über das herrliche Blau segelten.

Da knarrte die Gitterthür des Gartens und feste Schritte kamen über den Kiesweg. Als Hildegard von dem Wölkchen, das sie so aufmerksam verfolgt, herniederblickte, sah sie Werner vor sich stehen. Er schaute ihr so leuchtend in die Augen, daß sie leise erröthete, und er bemerkte halb entschuldigend zu ihr: „Ich freue mich, daß Sie anfangen, wieder wohl auszusehen . . . Ich bringe Ihnen etwas Hübsches mit.“

Er zog einen Brief aus der Brusttasche und reichte ihn Hildegard. Es war ein kleines rosa Briefchen und trug auf der Rückseite des Couverts die verschlungenen Buchstaben L. N.

„Ach, von Lieschen!“ sagte Hildegard erfreut. „Darf ich?“

Er nickte und setzte sich auf den Stuhl, den Sabina zuvor benutzt hatte. Das Mädchen öffnete den Brief und las:

„Capri, October 18 . . Montag früh.

Liebes, süßes Fräulein Hildegard!

Ich habe mich so nach Ihnen gesehnt, und ich wäre so gern gekommen, Sie zu pflegen, aber ich durfte es ja nicht. Und nun bin ich so glücklich, daß Sie wieder gesund sind. Ach! . . . ich habe Ihnen eine sehr große Neuigkeit zu erzählen. Wir sind wieder auf Capri und . . . denken Sie, wen wir hier treffen . . . den Dänen, denselben, der damals unter den Handtüchern zuerst mit mir sprach, wo Sie und der Herr Felix —"

Hier hielt Hildegard inne und ein leises Roth stieg ihr in die Wangen. Die beiden letzten Worte waren sorgfältig durch ein Gitter kleiner Kreuz- und Querstriche verdeckt. Das gute Kind hatte die Wunde nicht von Neuem aufreißen mögen, allein die Leserin entzifferte das Ausgestrichene dennoch. Sie fuhr fort: „wo Sie noch so über mich lachten. Er ist jetzt ganz anders, so nett, und er kann deutsch und er hat mich gefragt, ob ich in Kopenhagen leben möchte und noch vieles Andere, was ich mich schäme zu sagen. Kopenhagen gefällt mir sehr gut, ich kenne es zwar nicht, aber es muß hübsch sein. Und Papa könnte mich dreimal im Jahre besuchen, wenn die Extrafahrten von Berlin hingehen oder auch mit Riesel, wie er will, Ostern, Pfingsten und in den Hundstagen. Weihnachten wäre es am Ende zu kalt, meinen Sie nicht? Ich könnte ihm auch immer die Schwefelhölzer, die Säkerhets Tändstikor nämlich, schicken, dann wären sie gewiß echt.

Ach so, die sind ja aus Schweden. Na, das schadet nicht — irgendwo da oben herum war es — ich schicke sie ihm doch.

„Ach Gott, liebes süßes Hildegardchen, es ist ganz anders, als in den Romanen, ganz anders, aber viel schöner. Grüßen Sie Sabina und die Bilder und das liebe Rom und ich küsse Sie 100 000mal (das habe ich noch vom Rechnen behalten).

Ihr glückliches Lieschen.

P. S. Papa grüßt vielmals.

P. P. S. Wie gut ist es, daß Mama nur nach Capri gehen wollte, weil Paganos so ehrlich sind. Sie sagt: hier gäbe es die wenigsten Stechfliegen. Sind nicht am Wasser sonst sehr viele Fliegen? Es fiel mir nur so ein."

„Nun?" fragte Werner, als Hildegard zu Ende gelesen.

Sie reichte ihm den Brief: „Lesen Sie selbst."

Sie beobachtete sein treues gutes Gesicht, während er die Zeilen überflog. Wie freundlich es aussah!

„Nicht wahr, sie ist ein herziges Kind?" sagte Hildegard.

„Ja," entgegnete er, und als er ihr das Blatt zurückreichte, erfaßte er warm ihre herabhängende Hand, sah ihr zärtlich glückselig in die Augen und begann leise: „Hildegard — wollen wir von ihr lernen? Willst Du versuchen, mit mir glücklich zu sein?"

Sie wußte, was er meinte; sie hatte ja jetzt in all den einsamen Stunden daran gedacht, sie hatte daran ge-

dacht, wie kindisch und blind sie gewesen war. Und ihre Hand ruhte noch in der seinen, während sie sagte: „Ich bin es nicht mehr werth, ich bringe Dir kein ganzes Herz, Du bist zu gut für mich, Franz.“

„O das war nur ein Traum,“ sprach er, indem es wie lauterer Sonnenschein und reinstes Glück auf seinem männlichen Antlitz strahlte, daß es ihr friedebringend und heilend wie eine Segensverheißung in's Herz zog. „Das war nur ein Traum auf Capri. Nun erst beginnen wir gemeinsam das wahre Leben.“

Die kluge Else.

I.

„Bumberum! Bum—bum—bum!“

„Ja! Was ist denn schon wieder?“

„Wir möchten Else sehen!“

„Kinder, Ihr laßt mich auch keinen Augenblick in Ruhe!“ So tönte es von dem Salon in das Eßzimmer hinein, wo ein Knabe und ein Mädchen standen und auf der geschlossenen Thür einen schneidigen Defilirmarsch mit vier kleinen Fäusten — zwei knochigen und zwei dicklich runden — in seltener Eintracht ausführten.

Bumberum—bum—bum—bum! trommelten die Kinder wieder. Im Salon seufzte es:

„Ja, ja, wartet nur wenigstens, bis ich fertig bin. Die Friseuse ist noch da. Sowie ich mir das Kleid angezogen habe, dürft Ihr hereinkommen!“

Otto und Gustchen ließen sich durch die lockende Aussicht zur Ruhe zähmen; sie setzten sich auf das Sopha schlenkerten mit den Beinen und betrachteten unverwandt die Thür. Nach einiger Zeit wurde ein Riegel zurückgeschoben, die Thürflügel thaten sich auf und eine ältliche Person in unscheinbarer Kleidung, welche trotz des schönen

Wetters Regenmantel und Gummischuhe trug, trat in das Eßzimmer. Eine Tasche von Wachsleinwand an ihrem rechten Arme deutete auf ihren Beruf, denn aus der Tasche guckten der schwarze Hornstiel eines Frisirkammes, der gelbe Holzgriff eines Lockenstockes, sowie eine altersschwarze Brennscheere hervor. Die Person war gerade im Begriff, ihren Regenschirm aus einer Zimmerecke zu holen und mit einem Kopfnicken gegen die Kinder eilig fortzugehen, als Gustchen sie am Arme festhielt.

„Wie haben Sie es ihr gemacht, Fräulein Rosalie? Kurze Locken oder Puffen? Den Kranz als Diadem oder schief auf einer Seite?“

„Puffen, Puffen! Fräulein werden gleich sehen! Entzückend! Natürlich ein schiefes Kränzchen auf einer Seite leicht hingruppirt, wie angeflogen, so graziös! Doch ich habe noch zehn Köpfe zum Casinoball fertig zu bringen und muß den weiten Weg über die Brücke wieder retour machen. Empfehle mich den jungen Herrschaften.“

Die Gestalt in dem Regenmantel war mit Windeseile verschwunden. Otto und Gustchen blieben wieder allein.

„Hast Du gehört, Otto? Sie nannte mich Fräulein, sie ist eine sehr ordentliche, nette Person. Sie soll mich auch zu meinem ersten Balle frisiren.“

„Na, bis dahin hat's noch lange Beine, Fräulein Gernegroß!“ sagte Otto mit jener brüderlichen Aufrichtigkeit, welche der Betroffene plump und lieblos zu nennen pflegt.

Es war gut, daß sich in diesem Augenblick abermals die Thür aufthat, denn auf Gustchens Lippen schwebte eine ziemlich spitze Entgegnung. Die Rache wurde jedoch vergessen, die Betrachtung der großen Ballschwester

nahm beide Kinder zu sehr in Anspruch. Es war ein zierliches, blondes, junges Mädchen, in luftigem rosa Kleide, das vor ihnen stand. Es hatte schwärmerische Augen und einen weichen, kleinen Mund, der aussah, als sei er leicht bereit zu weinen und zu lachen, aber auch bereit, sich nach verwöhnter Kinderart trotzig und schmollend aufzuwerfen. Jetzt sagte er aber lustig: „Nun, Ihr habt mich gut geplagt! Wie gefalle ich Euch?“ — Das junge Mädchen stellte sich vor die Kinder hin und machte ihnen einen Knix.

„Dreh Dich einmal um, Else!“ rief Otto, „ich möchte Dich auch von hinten sehen! Sehr gelungen!“ sagte er begutachtend, als sie es gethan. „Hinten die Haare sind so hübsch egal aufgesteckt, lange und dünne Rollen auf dem Kopfe wie Saucischen.“

Else lachte gutmüthig, Gustchen jedoch schalt entrüstet: „Aber Otto, es sind ja Stecklocken! Saucischen, nein, der Einfall!“

Der Knabe brummte gekränkt: „Ich halte Saucischen für etwas sehr Schönes und esse sie sehr gern, wenn ich sie nur immer hätte!“

„Sei nur gut,“ beschwichtigte ihn Else, indem sie sein dichtes Haar, das einer Bürste ähnlich auf dem Kopfe emporstand, zu glätten versuchte, „ich fühle mich sehr geehrt. Ja, Mama, gleich,“ antwortete sie einer älteren Dame, die ihr aus dem Salon zurief, sie möge wieder zurückkommen.

Die Regierungsräthin Arnswald saß schon in voller Toilette, pensee Seide mit creme Spitzen, auf einem Fauteuil. Sie mußte sehr hübsch gewesen sein, im Gegensatz zu Else, deren Gesicht nicht regelmäßig war, aber

etwas sehr Anmuthiges und Liebreizendes hatte. Frau Arnswald war eine große, stattliche Dame mit wohlconservirtem Gesichte und wohlconservirter Figur, die das schwere Seidenkleid knapp und eng umschloß, so daß sie nur in geradester Haltung die Pein des full dress ertragen konnte. Sie winkte Else zu sich heran. Auf den Möbeln lagen allerhand Kleidungsstücke verstreut; auf dem Tische sah man weiße, lange Handschuhe, Ballfächer und Battisttaschentücher; ein paar Cartons mit künstlichen Blumen standen umher; in einer Ecke hingen die weichen, warmen Mäntel, welche die Damen auf der Fahrt einhüllen sollten.

Else suchte sich mit Mühe einen Platz in dem Chaos. Sie hob erst sorgfältig die rosa Wolke des Oberkleides empor und setzte sich dann, so daß ihr bleiches, blondes Köpfchen in den duftigen Stoffen wie die Perle in einer Muschel erschien. Wenigstens so dachte die Mama, als sie ihre älteste Tochter betrachtete.

„Willst Du nicht ein Glas Rothwein trinken, Elschen?“ sagte sie dann. „Du siehst wieder so blaß aus. Der Papa ist noch lange nicht fertig.“

„Ich danke, Mama.“

„Nur einen Schönheitsschluck, Elschen, damit Du etwas mehr Farbe bekommst.“

„O laß nur, die bekomme ich beim Tanzen doch, Mama!“

Else begann sich die langen, weißen Handschuhe anzuziehen und nestelte sorgfältig Knopf für Knopf zu.

Die Regierungsräthin Arnswald saß kerzengerade

in ihrer engen pensee Taille in dem Sessel und sah ihr Kind an.

Endlich begann sie: „Elschen!"

„Ja, Mama!"

„Ich möchte Dir etwas sagen. Hast Du die Thür geschlossen?"

„Ja."

„Nun, das ist gut. Die Kinder brauchen es nicht gerade zu hören. Ich bitte Dich, sei auf dem Balle etwas freundlicher zu dem Referendar Flitzner."

„Zu dem, Mama?" lachte Else, „den kann ich ja nicht ausstehen."

„Warum denn nicht?" fragte die Regierungsräthin, indem sie streng auszusehen versuchte.

„Er ist ja ein Berliner! brrr!"

„Das hört man aber nicht."

„Nun er spricht zwar nicht berlinisch, aber er hat alle Augenblicke andere Redensarten an sich. Wie kann man einen Mann gern haben, der sagt: Machen Sie man keinen Gebrauch davon! und: Die Sache ist nämlich die! und: stimmt auffallend!"

„Aber, liebes Kind, Flitzner ist ein wohlhabender Mann, und dann könnte er sich ja auch die Redensarten abgewöhnen."

„Siehst Du, Mama, daß er reich ist, verleidet ihn mir gerade. Ich will keinen reichen Mann, mein Mann soll sich sein Brot verdienen. Er ist auch so unpoetisch, so hausbacken und redet so viel. Und glaube nicht, daß er sich die Redensarten noch abgewöhne. Dazu stelle Dir vor, ich käme da in eine Familie, die berlinisch spräche.

Wäre das nicht fürchterlich? Und ich hätte einmal Kinder und die sprächen auch so? Nimmermehr!“ entschied sie entrüstet.

„Kluge Else“, sagte die Mutter, wider Willen lachend. „Doch da ist endlich der Papa. Hörst Du ihn? Er klopft. Schnell, wir wollen uns fertig machen. Halte Dich nur immer recht gerade und biege den Kopf beim Tanzen nicht auf die linke Seite, das sieht häßlich aus. Ich sage Dir das lieber jetzt, denn der Papa lacht ja immer über meine Ballgesetze, wie er meine nothwendigsten Ermahnungen nennt.“

* * *

Im Eßzimmer saßen indessen Gustchen und Otto am großen Speisetische. Sie lernten beide, Otto seinen Cornelius Nepos, Gustchen französische Vocabeln. Otto hatte sich beide Zeigefinger in die Ohren gestopft und recitirte:

„Condita est Carthago octoginta duobus annis ante quam Roma.“

Dem Mädchen wurde die Sache bald überdrüssig; sie schlich an die Thürritze und horchte, was Mama und Else drinnen sprachen.

Nach einer Weile kam sie zu Otto zurück und zupfte den Vertieften am Aermel. Der Knabe nahm den Zeigefinger aus dem rechten Ohre.

„Ante quam Roma! Was hast Du?

„Du Otto, da drinnen sprechen sie von Herren.“

„Na, was ist da weiter?“ brummte er ärgerlich.

„Und von Heirathen.“

„Geht Dich gar nichts an.“

„O bitte, alle Mädchen geht das Heirathen an, das ist die Hauptsache," belehrte sie ihn. „Weißt Du, wie ich mir meinen Mann denke?"

„Na," versetzte Otto ermunternd.

„Groß, rabenschwarz, mit ganz blassem Gesicht und schwarzen, funkelnden Augen. Er muß finster aussehen und irgend etwas Düsteres dahinter stecken, das ist interessant."

„Recht niedlich, Du willst uns einen Verbrecher in die Familie bringen?"

„Lieber Otto, Offiziere sind nie Verbrecher, dafür sind sie eben Soldaten. Offiziere sind ideale Menschen."

„Na, Du mußt's freilich wissen," brummte Otto. „Also ein Offizier wird der Glückliche sein? Natürlich, ihr Mädchen geht ja immer nach dem Bunten."

Otto wollte Jurist werden und deshalb zeigte er eine gewisse Verachtung gegen den Tand der blanken Knöpfe und rothen Aufschläge.

„Versteht sich, ein Offizier."

„Hast Du denn auch schon die Truppengattung festgestellt?" fragte Otto ironisch.

„Natürlich!" entgegnete sie ernsthaft, denn sie bemerkte den Spott nicht. „Infanterie gefällt mir nicht, Dragoner auch nicht; aber, weißt Du, beim letzten Manöver habe ich Ulanen gesehen, die finde ich himmlisch. Ach, wenn all die schwarz-weißen Fähnchen so flattern, das ist zu hübsch!"

„Er kommt dann wohl immer mit dem Speer und der Fahne zu Dir?"

„Ach geh, das verstehst Du nicht. Du weißt überhaupt nicht mit dem Militär Bescheid. Weißt Du, wieviel hier steht? Eine Schwadron Dragoner und zwei Bataillone Infanterie. Und kannst Du die Compagnien unterscheiden? Die erste Compagnie hat weiße Säbeltroddeln, die zweite rothe, die dritte gelbe, die vierte blaue, das erste Bataillon hat weiße Stäbchen —“

„Hör endlich mit dem Geschnatter auf! Das hast Du ja alles nur von Kurt aufgeschnappt,“ entgegnete Otto ärgerlich. „Ist auch gerade viel werth. Du solltest lieber Deine Nase in die Bücher stecken.“

„Ach, Mädchen brauchen nicht viel zu lernen. Wenn sie einen Mann haben, dann ist alles gut. Ich hörte neulich, wie Mama zu Papa sagte: ‚Was soll sich das Kind quälen? In der Wirthschaft hat sie es dann doch nicht nöthig.‘ — Und Victor wird schon so mit mir zufrieden sein,“ fügte sie hinzu, indem sie die spitzen Ellbogen auf den Tisch stützte.

„Victor, was denn für ein Victor?“

„Nun, natürlich mein Mann!“

„Ach so, der schwarze Peter mit dem Verbrechen im Hintergrunde.“

„Pfui, Otto, Du bist unausstehlich!“ rief Gustchen, in ihren heiligsten Gefühlen gekränkt. Sie war so böse daß sie die französische Grammatik aufnahm und eifrig zu lernen begann:

„Je vais, tu vas, il va —“

„Schreie wenigstens nicht so, daß ein anderer Mensch auch arbeiten kann,“ rief Otto seinerseits entrüstet und vertiefte sich in seinen Cornelius Nepos.

So saßen die beiden unermüdlich — der Aerger kam entschieden der Wissenschaft zu gute — bis es dreiviertel auf zehn schlug, und sie daran denken mußten, zu Bette zu gehen. Sie sagten sich sehr höflich „Gutenacht", was stets ein Zeichen war, daß sie sich gezankt hatten, und jeder ging seines Weges. Gustchen aber konnte noch lange nicht schlafen und als sie endlich schlief, träumte sie vom Balle. Sie war erwachsen, sie stand in der Mitte des Saales, ganz in Himmelblau gekleidet, hielt eine Tanzkarte in der Hand, die mit Namen und Zeichen wie besäet war, und die Hieroglyphen bedeuteten eben so viele Abonnements auf Walzer, Polkas und Françaisen. Und um die blaue Ballschönheit drängte sich eine Schaar schlanker Lieutenants, welche die Vielumworbene um Extratouren anflehten. Da trat die hohe Gestalt eines sehr brünetten Ulanenoffiziers herzu, in jedem seiner Uniformknöpfe sah Gustchen ihr erröthendes, glückliches Mädchengesicht und eine tiefe Stimme fragte: „Haben Sie schon den Cotillon vergeben, gnädiges Fräulein?" — Gustchen wollte sich eben verneigen, da traf ihr spitzer Ellbogen auf einen der harten Knöpfe ihres Matratzenkissens — sie erwachte von dem Schmerz. Um sie her war alles dunkel, die Musik verhallt.

II.

Ueber das holprige Pflaster der menschenleeren Straßen von Wittfurth rollte ein Wagen. Es war sehr still in der kleinen Stadt und Mitternacht längst vorüber. Auch die Insassen des Wagens waren schweigsam und still und wenn sie auch gesprochen, so hätte man doch nichts davon

vernommen, denn die Räder rasselten betäubend über die Pflastersteine. Daher empfanden es die drei im engen Gefährt sitzenden Nachtschwärmer als eine Wohlthat, wie die Karosse auf die Holzbohlen der Strombrücke gelangte, welche beide Theile von Wittfurth miteinander verbindet. Der Wagen rollte nun fast lautlos dahin und gleichzeitig mit dem Aufhören des Gerassels tönte ein Seufzer durch den geschlossenen kleinen Raum.

„Was ist Dir, Charlotte?“ fragte der Regierungsrath Arnswald seine Frau.

„O nichts,“ entgegnete sie, „mir ist nur so wohl, erst der Lärm und jetzt —“

Wenn sie aufrichtig gewesen wäre, hätte sie noch eines anderen Umstandes Erwähnung gethan. In der Dunkelheit der Straßen hatte sie begonnen, die unteren Knöpfe ihres engen pensee Leibchens loszunesteln; nun war das Werk gelungen, sie hatte den Mantel fester um die Schultern gezogen und athmete auf — zum ersten Male seit sechs Stunden. Ja noblesse oblige, man ist der Märtyrer der Mode, und dem Rufe, eine schöne Figur zu haben, muß man manches Opfer bringen.

Der Mond schien hell auf den Fluß, er malte zitternde Silberstreifen in das ruhelose, langsam dahinrinnende Wasser; er schien auch durch die Glasscheiben des Wagens und liebkoste, sanft hin- und herflimmernd, Elses weiße, junge Stirn. Da die Regierungsräthin nicht mehr mit sich und ihrer Toilette beschäftigt war, fiel ihr auf, wie still das Mädchen geworden war und wie träumerisch es zum Fenster hinausschaute.

„Woran denkst Du, Kind?“ fragte sie.

Else fuhr zusammen: „Ich Mama? O an nichts, der Mond scheint nur so schön."

Else machte sich nun desselben Vergehens wie vorher ihre Mutter schuldig; sie war nicht aufrichtig. Denn wenn junge Mädchen selbst gestehen, daß sie an nichts denken, so pflegen sie sich mit etwas sehr Wichtigem zu beschäftigen

Ja, mit etwas sehr Wichtigem. Else fragte sich wieder und wieder, warum sie so viel über den fremden Herrn nachsinnen müsse, der heute, als ein früherer Regiments=kamerad ihres Bruders Kurt, auf dem Casinoballe einge=führt worden war. Freilich kehrten ihre Gedanken wohl nur immer wieder zu ihm zurück, weil ihr Scharfsinn sich an dem Räthsel seines Wesens üben und bewähren konnte. Die Andern schienen an Dr. Hans Schlichting nichts Ab=sonderliches bemerkt zu haben, aber Else hatte da wieder einmal mehr erkannt und gesehen, als die anderen leicht=lebigen, oberflächlichen Mädchen. Ein geheimes Leid war es, das den Mann bedrückte, ein tiefer unausgesprochener Kummer, der noch nie den Weg vom Herzen zur Lippe gefunden. Der Fremde war ein junger Mann, kräftig, gesund, hübsch — ja hübsch, wiederholte sie sich seufzend — warum benahm er sich nun anders als alle jungen Herren, die Else kannte? Mußte das nicht einen ge=heimen räthselhaften Grund haben? Er schlug kaum die Augen auf, wenn er zu ihr sprach; er bewegte sich schüchtern — linkisch war ein häßliches Wort, weniger scharfsichtige Leute als Else hätten es wohl auf Schlichting angewandt. Aber sie wußte es besser: es war der ge=heime Seelenkummer, der ihn langsam und unsicher in seinen Bewegungen machte und seine männlich kräftige

Stimme dämpfte, ja ihn plötzlich mitten in einem Satze stocken ließ, wenn Else ihn unvermuthet ansah. Denn er mußte bemerkt haben, daß sie ihn verstand, daß sie ahnte, was ihn bedrückte. Ja — aber was war das? Else zermarterte ihr blondes Köpfchen nach abenteuerlichen Möglichkeiten.

Da sie selbst in dem stillen soliden Wittfurth, wo sich die Schicksale der Menschen jahraus jahrein in hergebrachter Ordnung philisterhaft abspannen, nichts erlebt hatte, so nahm sie ihre Zuflucht zu erdichtetem märchenhaften Leid und zu solchem, welches sie durch Hörensagen erfahren.

Was konnte einen Mann so niederdrücken und quälen? Doch nur eine unglückliche Liebe. Oder — er war gar verheirathet mit einem tückischen bösen Weibe! Oder, wenn nicht ganz so schlimm, er war verlobt mit einem Mädchen, das er nicht ausstehen konnte, in dessen Netze er durch eine geheimnißvoll grausame Verwickelung der Verhältnisse gerathen, das ihn nun nicht freigab oder an welches er sich durch die Ehre gebunden glaubte.

Halt — war da nicht der rechte Faden? Den mußte man festhalten, um den Knäuel zu entwirren. Hatte der Fremde nicht von dem Gute eines Oheims und von einer Base gesprochen, mit der er aufgewachsen sei? Vielleicht verlangte der Onkel — ein tyrannischer Onkel und eine intrigante Cousine — —

Die Brücke zwischen den beiden Stadthälften von Wittfurth ist lang und der Fluß breit, sonst hätte Else ihren Gedankengang nicht so lustig in all dem Leide ausspinnen können. Nun aber war die Brücke überschritten

und dem Fluge der Phantasie wurde ein jähes Ende bereitet.

Der Wagen rollte noch eine Minute eine steingepflasterte Anhöhe hinan, dann hielt er vor einem großen grauen Hause. Die Familie Arnswald war am Ziel ihrer Fahrt. Der Regierungsrath schloß die Thür auf und stieg mit seinen Damen die Treppe hinauf. Als die Ballschwärmer in ihrer Wohnung angelangt waren, schickte Frau Charlotte Elsen schnell zu Bett, dann begab sie sich in das Eßzimmer, in welches ihr Mann schon vor ihr gegangen war und wo er seine sogenannte Abkühlungscigarre zu rauchen pflegte.

„So ist's behaglich, Papa," sagte sie liebenswürdig. „So sind wir endlich einmal ganz unter uns."

Hier darf dem einsichtsvollen Leser ein düsteres Geheimniß nicht länger vorenthalten werden. Der Regierungsrath hieß Eusebius, ein unmöglicher Name für eine zärtliche Anrede! Daher nannte ihn seine Gattin stets Papa, eine Bezeichnung, die er jetzt redlich verdiente. Wie sich aber die Regierungsräthin im Anfange ihrer Ehe, bevor Eusebius diese Würde erlangte, aus der Affaire gezogen hat, konnte der Chronist von Wittfurth zu seinem Bedauern nicht erfahren.

Frau Arnswald hatte jetzt die Balltoilette abgeworfen und einen losen Schlafrock angelegt.

„Die Leute sind zu Bette, Papa; ich bin selbst in die Speisekammer gegangen und habe uns etwas zu essen geholt," fuhr sie fort, indem sie ein kaltes Huhn, Weißbrot und einige Flaschen Bier auf einem Tablett hereintrug.

„Du willst doch nicht noch essen, Charlotte? Wir haben ja soupirt; das Bier nehme ich dagegen dankbar an.“

„Ja siehst Du, Papa, in den engen Kleidern geht das Essen schlecht und dann ist man auch so aufgeregt, man kann auf einem Balle nichts genießen.“

„Nun, wie Du denkst, Kind!“ erwiderte Eusebius, einen Zug thuend und eine Cigarre anzündend, während sich seine Gattin der Vertilgung des Huhnes widmete. Sie genoß ungefähr die Hälfte davon, dann schob sie den Teller zurück und sagte: „So, nun wollen wir plaudern,“ sprang aber plötzlich auf und eilte aus dem Zimmer.

Als sie nach einigen Minuten wiederkehrte, fragte der Regierungsrath verwundert: „Was hattest Du denn, Charlotte?“

„Die Ballbouquets! Ich hatte sie ganz vergessen. Sie wären fast verwelkt. Ich habe sie im Salon in das Doppelfenster gestellt.“

„Wozu dahin?“

„Ei, damit die Leute morgen sehen, wieviel Else bekommen hat. Sie erhielt neun, zwei mehr als Generals Paula, und die ist doch eine gesuchte Tänzerin. Ja, das Kind gefällt sehr.“

„Nun,“ meinte der Regierungsrath galant, „dafür ist sie Mamas Tochter.“

„Leider nein,“ sagte seine Gattin ernsthaft, „das Kind artet mehr nach der Großmutter. Meine Mama hat ihr mit all ihren Geschichten zuviel dummes Zeug in den Kopf gesetzt. Du weißt, wie Flitzner Elsen den Hof macht?“

„Meinst Du? Ihr Frauen wißt das immer besser.“

„Natürlich. Er ist im Begriffe, ihr einen Antrag zu machen und denke Dir, sie will ihn nicht."

„Laß doch das Kind. Sie liebt ihn gewiß nicht."

„Ach, es ist nicht das. Sie sagt, er hätte zu viel Berliner Redensarten an sich."

Und Frau Charlotte erzählte ihm Elses Aeußerung.

Eusebius Arnswald lachte laut: „Das ist wieder so recht unsere kluge Else! Wer hat eigentlich den Spitznamen aufgebracht?"

„Kurt! Er sagte: Else ist ja wie die Superkluge im Märchen, die in den Keller geht, um Bier abzuzapfen. Da sieht sie in der Decke eine Spitzhacke eingemauert. Sie setzt sich vor dem Fasse hin und weint: Wenn ich einen Mann hätte und hätte ein Kind und das Kind käme in den Keller und es fiele ihm die Hacke auf den Kopf — wie schrecklich wäre das! Und sie weint bitterlich."

„Ja, ja, ich entsinne mich von meiner Kinderzeit her des Märchens. Nun, so arg ist's freilich nicht mit unserem Elschen, aber einen kleinen Zug hat sie von der Märchenheldin an sich."

Die Regierungsräthin sah ihren Mann selten so zugänglich; er war sonst, meist in seinen Acten vergraben, ein wenig brummig und ließ sich nicht gern in seinen Alltagsgewohnheiten stören. Daher glaubte sie den günstigen Zeitpunkt nicht vorüber gehen lassen zu dürfen.

„Papachen!"

Ihm wurde es etwas unheimlich bei der diminutiven Bezeichnung; dieselbe war stets der Vorläufer einer Forderung, mindestens einer Bitte.

„Charlotte?“

„Präsidents, Generals, alle Räthe unserer Abtheilung, auch der neue Medicinalrath und der Consistorialrath haben uns eingeladen, wir sind ihnen eine Gesellschaft schuldig. Wie wäre es, wenn wir einen Ball gäben?“

„Einen Ball? — Wir kommen ja eben von einem!“

„Nun, das war doch etwas anderes. Das war der Casinoball. Ich meine, wir müssen bei uns tanzen lassen. Kurt wünscht es auch wegen seiner Kameraden — —“

„Charlotte, da wird ja alles auf den Kopf gestellt. Man hat keine ruhige Secunde mehr.“

„Du sollst gar nichts davon merken, Papachen! Kurt und ich werden alles besorgen.“

„Aber der Carneval ist ja vorüber. Wir haben schon März, Charlotte!“ Der Regierungsrath sprach dieses Argument mit der Miene eines halb Besiegten, und Charlotte bemerkte es.

„Wir geben den Ball Mittfasten, das geht sehr gut. Präsident Wedells thaten es voriges Jahr auch.“

Wedells! — Dann war der Tag ja, so zu sagen, sanctionirt.

„Nun denn, meinetwegen, wenn wir es den Leuten schuldig sind, wie Du meinst. Macht nur nicht einen zu großen Aufstand.“

Da die Regierungsräthin ihrem Manne die Erlaubniß abgeschmeichelt hatte, suchte sie ihn, der mit der Miene eines Opferlammes in der Sophaecke saß, auf freundlichere Gedanken zu bringen.

„Wie gefiel Dir denn der Freund von Kurt auf dem Casinoball?“ fragte sie.

„Welchen meist Du, Charlotte?“

„Nun den, der in Kurts Regiment sein Jahr abgedient hat und der Reserveoffizier bei den zweiten Dragonern ist.“

„Ich weiß noch nicht, wen Du meinst.“

„Ich denke, er ist ja wohl außerdem Privatdocent. Aber er hält sich schlecht, er ist sehr still und schüchtern. Sonst mag er ganz nett sein.“

„Ach, Du meinst den jungen Gelehrten aus Rostock, der hier im Stadtarchiv seit einigen Wochen studirt? Ein sehr netter Mann. Und weißt Du auch, daß er verschiedene sehr beachtenswerthe historische Werke geschrieben hat? Aus dem wird noch einmal etwas.“

„So meinst Du? Auf dem Balle machte er einen ziemlich unbedeutenden Eindruck, linkisch und verlegen.“

„Liebes Kind, das Leben ist kein Tanz, urtheile nicht immer so nach dem Aeußeren. Wenn Du den Ball giebst, so lade ihn nur ein.“

„Ohne vorherigen Besuch?“ rief die Regierungsräthin entsetzt.

„Er wird schon noch einen machen,“ tröstete sie ihr Gemahl.

III.

In der Wohnung des Regierungsrath Arnswald war das Oberste zu unterst gekehrt. Den Salon hatte man ausgeräumt und mit Orangerie geschmückt, an den Wänden Armleuchter angebracht. Im Wohnzimmer nebenan standen mehr Polstermöbel, als sich mit dem guten Geschmacke vereinigen ließ — von hier aus sollten die älteren Damen

dem Tanze zuschauen. In der Eßstube war schon eine große Tafel in Hufeisenform für den Abend gedeckt, nur das Arbeitsgemach des Hausherrn war noch unberührt. Er hatte die Thüren verschlossen und die Portièren vorgezogen, um von dem Lärm nicht gestört zu werden.

Else stand mit der Mama am Buffet und half ihr beim Auspacken des Silberzeuges. Da ertönte die Corridorklingel, wie heute schon so viele Male.

Otto und Gustchen stürzten um die Wette zur Entreethür; sie durften heute wild sein, die Mama hatte den Kopf so voll, die schalt nicht.

„Ich will aufmachen, Otto!“ rief das langgliedrige Gustchen, „es ist der Conditor, hörst Du, das ist keine Jungenssache.“

„Oho, das wollen wir einmal sehen!“ schrie Otto dagegen, lief ihr den Rang ab und riß schnell die Thür auf.

Ein junger, bildhübscher Offizier stand da. Er schüttelte sich die Regentropfen von dem Paletot und hing denselben im Entree auf.

„Hu, ist das ein Wetter!“ sagte er. „Wie geht's Kinder? Macht doch nicht solchen Lärm, die Leute nebenan denken ja, die Welt geht unter.“

„Ach, Du bist's, Kurt,“ rief Otto ein wenig enttäuscht, „wir dachten, es wäre der Conditor.“

„Ihr müßt nun mit mir fürlieb nehmen,“ entgegnete der junge Offizier lustig, „ich bringe nicht allein nichts zu essen, ich komme, mir etwas auszubitten!“ Er war inzwischen in das Speisezimmer getreten und hatte seine Mutter und Else begrüßt.

„Mama, kann ich bei Euch zu Mittag essen? Im Casino giebt es erst um fünf etwas, und ich möchte hier noch die Cotillontouren arrangiren."

„Natürlich, lieber Junge, wenn Du so fürlieb nimmst."

„Du — es giebt nichts Gutes," bemerkte Otto warnend, „Brühkartoffeln und Rindfleisch, das Wäschegericht, und wir essen in der Schlafstube."

„Und wir arbeiten hinten in der Balkonstube, da ist geheizt," erklärte Gustchen weiter.

„Aber warm ist's nicht geworden, es brennt freilich noch im Ofen, — das reine Sibirien," vervollständigte der gründliche Otto den Bericht.

„Otto, zupfe nicht an dem Damasttuche," mahnte die Regierungsräthin mit klagender Stimme, „Du reißt mir noch die Gläser herunter."

„Ihr arbeitet?" sagte Kurt munter zu den Kindern, „ich sehe ja nichts! Fort mit Euch, Ihr Trabanten, Ihr seid hier zu nichts nütze. Nachher komme ich und überhöre Euch, nehmt Euch zusammen."

Die Kinder trollten gehorsam fort. Da der Bruder, welcher in der Kaserne wohnte, nur zum Besuch nach Hause kam, hatten sie Respect vor ihm und ließen sich von ihm mehr sagen, als von der Mutter und Else. Die beiden Ebengenannten hatten just das letzte Stück Silber aus dem Buffet geholt und von dem es umhüllenden Seidenpapier befreit.

„Wenn nur Papa spazieren ginge, daß wir bei ihm Ordnung schaffen könnten, so erlaubt er es uns nicht. Sagt einmal, Kinder, werden auch Präsidents bei diesem

Wetter über die Brücke kommen?“ fragte die Mutter besorgt.

„Sie haben ja einen Wagen,“ tröstete Else. „Mama, Du siehst so müde aus, lege Dich noch ein wenig hin, Kurt und ich gehen inzwischen nach vorn.“

„Ja, es wird wirklich besser sein, sonst bekomme ich meine Magenverstimmung,“ meinte Frau Charlotte, indem sie sich auf das Sopha im Eßzimmer legte. Else deckte sie noch mit einem warmen Tuche zu, dann ging sie Kurt in den Salon nach. Der junge Offizier sah sich prüfend darin um.

„Weißt Du, Kurt,“ flüsterte Else geheimnißvoll, „warum Mama wahrscheinlich immer ihre Magenverstimmung bekommt? Ich bin überzeugt, daß es davon herrührt.“

„Nun, wovon denn, kluge Else?“

„Sie trägt die Kleider zu eng.“

„Unsinn, der Mensch muß adrett gehen,“ versetzte Kurt, welcher in Bezug auf eine schlanke Taille selbst eine gewisse Schwäche hatte, „es ist greulich, wenn den Menschen die Kleider so am Leibe herunter hängen. Uebrigens,“ — fügte er, schnell zu einem andern Thema übergehend, hinzu: „Uebrigens habt Ihr das ja ganz brillant gemacht.“ Er deutete auf die Blumenarrangements in dem ausgeräumten Zimmer.

„Es war aber auch eine tüchtige Arbeit. Gut, daß wir Deinen Burschen dabei hatten.“

„Wo habt Ihr denn all das Zeug gelassen?“

Else öffnete die Thür zum Wohnzimmer, Kurt guckte hinein.

„Hu, die reine Möbelbude!“

„Meinst Du?“ sagte Else kläglich. „Es soll für die alten Damen zum Zusehen sein.“

„Nun, nimm's nur nicht so tragisch. Für die mag's ja auch passen. Sie sitzen gern weich und eng, wenn sie sich über uns moquiren. Höre einmal, Elschen,“ fuhr er, seine Schwester bei der Taille fassend und sie rund umdrehend, fort, „Du siehst in Deinem Morgenfähnchen noch hübscher aus, als neulich im rosa Gefieder! Wenn Dich ein gewisser Jemand jetzt so sehen könnte —“

Else erröthete. „Du meinst doch nicht Flitzner? Laß mich nur mit Dem in Ruhe, die Mama quält mich schon immer mit ihm.“

„Flitzner? — Ach so! Höre, wenn Du ihn heiratetest, hießest Du Frau Flitzneer, denn die Berliner betonen immer die letzte Silbe. Warum kannst Du ihn nicht leiden?“ fragte Kurt mit der unschuldigsten Miene von der Welt, obwohl es schelmisch in den Winkeln seiner Augen zwinkerte.

„Weil er reich ist und so — so unpoetisch und so schwatzhaft und ich glaube auch, er klatscht. Er kommt mir gar nicht wie ein Mann vor, sondern wie eine alte Tante. Und immer ist er vergnügt, d. h. so auf eine oberflächliche Art; er amüsirt sich überall; ich glaube, er kann gar keinen ernsthaften Gedanken fassen. Und wenn mir schon einer aufgedrungen wird, dann mag ich ihn erst recht nicht,“ fügte sie trotzig hinzu.

Kurt pfiff leise vor sich hin. „Na, das ist ja eine recht nette Beichte. Also so muß man's anfangen — ein armer, ernster, schwer zu erreichender Kopfhänger.“

„Wie sagst Du?“

Else hatte einen Staubwedel in die Hand genommen und die Nippessachen auf dem Kaminsims abgestäubt.

„Wie sagst Du?“ wiederholte sie, indem sie sich zu ihrem Bruder umwandte.

„Ich meine nur, ich wüßte wohl einen, der für Dich paßte.“ Kurt sah seine Schwester gespannt und lächelnd an.

Aber Else war gar nicht neugierig, sie zeigte dagegen viel Interesse für eine wissenschaftliche Frage.

„Ach laß doch die thörichten Geschichten,“ bemerkte sie den Mund aufwerfend. „Sag einmal, dauern Studien in historischen Archiven lange?“

„Studien in historischen Archiven? Du drückst Dich so unbestimmt aus. Da mußt Du im Conversations-lexikon nachsehen oder beim Briefkasten einer Zeitung an-fragen. Die wissen alles.“

Else erröthete. „Ich meine, ist unser Stadtarchiv interessant?“

„Unser Stadtarchiv — was wird da weiter sein! Hier ist ja nie etwas passirt.“

„So? . . . O nein. Ich habe heute im ‚Becker‘ gelesen, daß die Schweden Wittfurth belagerten und daß es im siebenjährigen Kriege —“

„Ei sieh — trotz der Gesellschaft hast Du Zeit dazu gefunden? Es geht doch nichts über den Wissensdurst der heutigen jungen Damen.“

Wieder pfiff Kurt leise vor sich hin. Else verstand die Bedeutung der musikalischen Leistung diesmal ganz gut, aber sie wollte sich der großen Sache wegen darüber hin-

wegsetzen. Werden doch alle hilfreichen, selbstlosen, edlen Thaten auf Erden mißverstanden.

Sie ließ also das Visir sinken und sagte ein wenig verdrießlich: „Kennst Du eigentlich Herrn Privatdocent Schlichting schon lange?“

Der junge Offizier verzog keine Miene, er antwortete mit dem ehrbarsten Gesichtsausdrucke, welcher ihm zu Gebote stand: „Du weißt, er ist Reserveoffizier in unserem Regiment. Da habe ich ihn denn, wenn er zur sechswöchentlichen Uebung eingezogen wurde, öfter gesehen — beim Liebesmahl und auch sonst noch.“

„Du bist also eigentlich sein Freund.“

„Nun ja, wenn Du es so nehmen willst.“

„Siehst Du,“ begann das Mädchen eifrig „siehst Du, Kurt, da hast Du eine Freundesaufgabe, Du mußt Dich seiner annehmen.“

Kurt sah seine kleine weise Schwester neugierig an — was wird da nun wieder zu Tage kommen, was hat sie da wieder ausgetüftelt?

Else bemerkte seinen Blick; sie bückte sich schnell, um ein welkes Blüthchen, das bei dem Forttragen eines der Blumentöpfe zu Boden gefallen war, aufzunehmen. Sie mußte mehrmals zugreifen, bis ihre unsichern schlanken Finger es erfaßten; sie sah daher auch nicht, wie es bei der nun folgenden Frage in den schelmischen Augen des jungen Offiziers blitzte. „Nicht wahr, Kurt, Dein Freund ist — verlobt und — unglücklich?“

Es währte eine geraume Weile, bis Else sich emporrichtete und ihren von der Mühe des Bückens dunkelroth

gewordenen Kopf erhob. Sie wandte sich auch jetzt nicht dem Bruder zu, sondern beschäftigte sich wieder mit dem Abstäuben der vielen unnützen Ziergegenstände auf dem Kaminsims.

„Woher — woher weißt Du denn das?“ hörte sie nun Kurt fragen, dem sie nur die Betrachtung ihres Rückens gegönnt hatte.

„Ich habe es ihm angesehen.“

„O Du kluge Else!“

Das junge Mädchen wandte sich mit einem Ruck um. Er aber saß ganz feierlich ehrbar am Sophatische; es war klar: jetzt neckte er sie nicht, er sprach ernsthaft.

„Weißt Du das Nähere?“ forschte sie schnell.

„J — ja.“

„Du zögerst, Du darfst es wohl nicht sagen?“

„Nun — Dir könnte ich es wohl anvertrauen. Es bleibt ja in der Familie und Du bist so verschwiegen.“

Else legte betheuernd die Hand auf's Herz. „Sage nur mit wem,“ sprach sie hastig, indem der dickköpfige Mandarin in ihrer Hand, der mit dem Kopfe nickte, wenn er aufgeregt war, lebhaft zu grüßen und zu winken begann.

„Aber es ist eine lange traurige Geschichte,“ hob Kurt warnend an.

„Traurig, nicht wahr? Ich dachte es mir gleich.“

„Du dachtest es Dir?“

„Ich sah es ihm an.“

„Ja das Leben ist nun einmal so,“ bestätigte der junge kriegerische Philosoph mit düsterer Stimme.

„Aber erzähle," mahnte ihn Else.

„Wenn Du es durchaus wissen willst," meinte Kurt nachgebend. „Doch es wird Dich verstimmen — aus humanen Rücksichten natürlich — ich rathe Dir eigentlich ab. Wenn Du es aber durchaus willst, so hilf mir auch dafür bei den Cotillonzetteln."

Else setzte sich gehorsam an den Tisch. Kurt zeigte ihr, wie sie Papierstreifen, blaue und weiße, schneiden solle, dann schrieb er den Anfang eines Verses auf die blauen und den Schluß auf die weißen Streifen.

Das Mädchen hatte schon eine hübsche Anzahl geschnitten, Kurt wollte immer noch nicht mit seiner Erzählung beginnen. Er stützte den Kopf auf die Hand, runzelte die Stirn und sann.

„Nun, so fang doch an," drängte Else ungeduldig.

„Ich finde keinen Vers."

„Schreib doch: Wer wagt es Rittersmann oder Knapp, zu tauchen in diesen Schlund?"

Der junge Offizier malte den Vers in zierlichen Schriftzügen auf die Papierstreifen, dabei sprach er: „Ja siehst Du, Hans Schlichting ist sehr arm."

„Wirklich?"

„Ja. Damit erfüllte er also eine Deiner Bedingungen."

„Meiner Bedingungen? Wieso?"

„Nun Du wolltest doch nur einen Mann heirathen, der sich sein Brot durch eigene Arbeit verdient. Und Deiner zweiten Bedingung genügte er auch, denn er ist unglücklich und das ist ja wohl poetisch."

„Von mir ist gar nicht die Rede," unterbrach ihn

Else erröthend. „Ich erkundige mich doch nur nach ihm, damit Du ihm als Freund tröstend zur Seite stehest."

„Ja richtig. Und wenn Du ihn auch möchtest — woran natürlich nicht im Entferntesten zu denken ist — so nützte es Dir doch nichts. Die verwünschte Cousine steht im Wege."

„Eine Cousine — also wirklich."

„Hast Du das auch gesehen?" fragte Kurt erstaunt. „O Du kluge Else!"

„Ich habe es mir so combinirt, aber ich wollte doch noch Deine Bestätigung hören. Bitte, erzähle weiter!"

„Gleich, sag mir nur erst schnell einen Vers."

Else sann rathlos nach.

„Wie wär's, wenn wir schrieben: Wenn Du denkst Du hast'n, so springt er aus dem Kasten?" schlug Kurt vor.

„Ja, ja, es ist ganz gleichgiltig. Also eine Cousine sagtest Du?"

„Allerdings. Die, mit der er erzogen ist — seine Braut. Er hatte nämlich keine Eltern, beide starben unvorsichtig früh. Da nahm ein Oheim sich des Waisenkindes an. Dieser Onkel besitzt natürlich die obligate Tochter, häßlich, alt, aber brillantes Herz. Was kann Hans anderes thun als: nicht sich in sie verlieben, aber sie aus Dankbarkeit heirathen. Du siehst das doch ein, kluge Else?"

„I — ja natürlich. Der arme Mann. Ist es sehr bald?"

„Weiß nicht. Gewiß in ein paar Monaten, er spricht nicht gern davon. Mach um Gottes willen keine An-

spielung, er haßt das, hat es nur mir anvertraut. Du kannst Dir denken, wie einem zu Muthe ist, der sich ohne Liebe in's Ehejoch begiebt, nicht wahr?"

Else sah träumerisch vor sich hin.

„Nun, Du kniffst ja nicht, kniffe mir meine Zettel. Immer munter!"

Das junge Mädchen nahm mechanisch ein blaues Blättchen und faltete es zusammen.

„Es muß schrecklich sein," seufzte sie dann, „ist sie sehr alt?"

„Nun, seine Mutter kann sie noch nicht gerade sein, canonisches Alter hat sie auch noch nicht, aber ziemlich ausgereift wird sie sein. Doch, was kümmert es uns?"

Else sah verlegen aus, sie spielte mit dem Zettel und bemerkte endlich:

„Ich dachte nur, weil er Dein Freund ist, Mama sagte, er sei Dein Freund. Und Du müßtest ihn dann doch trösten."

„Ja so — ja — deshalb natürlich. Sei Du nur heut Abend recht nett zu dem armen Menschen."

„Er kommt heute?" rief sie lebhaft.

„Weißt Du's nicht? Papa hat ein tendre für ihn gefaßt. Er ist eingeladen. Nun, beim Tanzen wird er gerade nicht viel nützen."

IV.

Der Abend kam. Sämmtliche Zimmerthüren waren geöffnet, die Kerzen auf die Kronleuchter gesteckt, Blumen in die Vasen gethan, das letzte Stäubchen von den Möbeln genommen, auch das Sanctuarium des Hausherrn, gut ge-

säubert und vom Cigarrenrauch ausgelüftet, den Festlocalen einverleibt worden.

Eine Gestalt in schwarzem Frack und weißer, steifer Binde ging prüfend durch die Räume, sie warf einen letzten Blick auf ihr Werk, das Arrangement der Zimmer und Tafeln. Es war Wuntzel, der Unentbehrliche, das Factotum aller Gesellschaften der Provinzialstadt Wittfurth, in welcher Eusebius Arnswald ein Mitglied der Verwaltungsbehörde war. Ohne Wuntzel konnte Niemand aus der guten Gesellschaft Gesellschaften geben. Erst mußte man sich seiner künstlerischen Mitwirkung versichern, dann wurde eingeladen. Doch es verstand auch Niemand, wie er, die Zierden, die Spitzen zu erobern. Eine Gesellschaft ohne Präsidents, ohne Generals wäre natürlich ein Unding gewesen. Es galt also vor allem, diese beiden Größen den anderen Lohndienern abzufangen, die — sofern sie von den Offizieren oder Beamten angestellt waren — ziemlich dieselbe Einladungsliste aufzuweisen hatten. Wuntzel kam so früh und zu so gelegener Zeit, daß der Herr Präsident und die Frau Präsidentin, sowie Generals stets auf *seinen* Gesellschaften erschienen, das heißt, auf denen, welchen er gütigst seine Mitwirkung zugesichert hatte. Niemand verstand wie er eine Bowle zu brauen. Er pflegte regelmäßig dabei zu bemerken: „Neulich, als ich mit der Wedelln die Bowle aufsetzte, sagte ich zu ihr: ‚Immer ein Bischen süß, Frau Präsidentin, das lieben die jungen Leute‘ und sie sagte dann: ‚Sie haben Recht, Wuntzel! Es versteht auch Niemand sich so gut auf allem, wie Sie!‘“

Wir brauchen wohl nicht hinzuzufügen, daß die Dativ-

form, wie so manches andere Wörtlein hierbei, Wuntzels eigenste Erfindung war.

Sodann verstand es Niemand so gut wie Wuntzel, Leute einzuschachteln, das heißt, bei Tische in engen Zimmern Wunderwerke der Placirungskunst zu leisten, Niemand so gut wie er, aus Servietten exotische Vögel und Pflanzen zu bilden, Niemand so gut, vierundzwanzig Portionen vom Koch für dreißig Personen ausreichen zu lassen und dergleichen gesellschaftliche Toilettengeheimnisse mehr. Dafür war er aber auch sehr von seinen unübertrefflichen Verdiensten überzeugt und nahm sich heraus, die Damen „die Wedelln", „die Sommern", „die Arnswalden" zu tituliren, seinen Lieblingen bei Tische gute Stücke zuzuschieben und den Leuten, die ihm antipathisch waren, schlechte, im Großen und Ganzen kein Blatt vor den Mund zu nehmen, seine Damen ein wenig zu tyrannisiren und sich vor etwas harmloser Medisance nicht tugendhaft hermetisch zu verschließen. So hieß es wohl als entscheidendes Argument in den Familien: „Das muß sein, Wuntzel redet sich sonst den Mund ab!"

Diese hohe Person ging also in den Zimmern des Regierungsrathes um sieben Uhr auf und ab und beschaute ihrer Hände Werk. Der Tisch im Eßzimmer blitzte, alles stand wie mit dem Zollstock gemessen. Neben dem großen, dem sogenannten alten Tische, befand sich ein kleinerer, der während der Tanzpause in den Salon geschoben werden und an dem die junge Welt sitzen sollte.

Wuntzel rückte gerade einem der exotischen Vögel den dreieckigen Kopf zurecht, als die Regierungsräthin Arnswald zur Thür herein trat. Sie war schon in voller

Toilette, hellgrün mit weißen Spitzen, und nestelte noch schnell einige Knöpfe in der Taillengegend ihres Kleides zu, die sie so lange wie möglich offen gelassen, um den Gebrauch ihrer Lungen nicht vorzeitig auf ein Minimum zu reduciren.

„Alles in Ordnung, Frau Räthin," meldete Wuntzel.

Er nannte alle Damen der Regierung durchweg „Frau Räthin" und nicht „gnädige Frau", wie es neuerdings Sitte geworden war, eine Eigenheit, welche die Betreffenden nicht wenig verletzte, die aber bei Wuntzels sonstigen Vorzügen mit in den Kauf genommen werden mußte. Wenn er die weiblichen Mitglieder der fünf Abtheilungen wenigstens Frau Regierungsräthin genannt hätte! So gab ihnen der abscheuliche Mensch aber nur den Titel, der ebenso gut auch den Subalternfrauen zukam; denn Frau Räthin konnte auch „Frau Kanzlei- oder Rechnungsräthin" bedeuten.

„Steht der ‚junge Tisch' nicht etwas im Wege?" wagte Frau Charlotte zu fragen.

„Nein, Frau Räthin, man kommt noch ausgezeichnet durch. Sehen Sie." Es gelang Wuntzel allerdings, sich durch die Spalte zwischen den Tischen zu zwängen; der etwas umfangreicheren Dame wurde es jedoch schon erheblich schwerer. Sie unterdrückte aber heroisch den Einwand, der ihr auf der Zunge schwebte, um den Unentbehrlichen nicht zu erzürnen.

„Wie steht es mit den Gedecken am jungen Tisch? Sind sie nicht etwas eng aneinander?" fragte sie schüchtern.

„O, Frau Räthin, junge Leute sitzen gerne dicht," entgegnete Wuntzel in ernstem bestimmten Tone, während

er im Widerſpruche dazu mit dem rechten Auge eine neckiſche Grimaſſe ſchnitt, welche die Dame zum Glück nicht bemerkte.

„Laſſen Sie mich nur machen. Einundzwanzig müſſen 'ran! Vierundzwanzig Alte hier und einundzwanzig Junge da, geht ausgezeichnet. Bei der Wedelln decke ich immer ſo.“

Frau Charlotte war beſiegt. „Aber die Kerzen? Müſſen ſie nicht angezündet werden? Wir haben zu ſieben Uhr eingeladen!“

„O,“ lächelte Wuntzel überlegen, „es kommt natürlich kein anſtändiger Menſch vor halb acht. Eine Lampe brennt übrigens vorn.“

„Hören Sie, da klingelt es ſchon!“

Wuntzel zog unmuthig die Stirn in Falten: Wer erfrechte ſich da, zur rechten Zeit zu kommen?

Er ging in den Corridor und kehrte nach einer Minute in das Speiſezimmer zur Regierungsräthin zurück.

„Es iſt nur der Forſtamtscandidat,“ ſagte er mitleidig, „der weiß es natürlich nicht beſſer, er hat immer im Walde gelebt. Kommt der Menſch ſchon um ſieben! Kann ſich alleine die Stubenthür aufreißen!“ brummte er dann, vom Mitleid zur Verachtung übergehend.

„Bitte, zünden Sie ſchnell die Kerzen an!“ flehte Frau Charlotte.

„Ja, ja, gleich! Das kann ich auch in dem ſeiner Gegenwart thun, bei dem ſchadet das nicht.“

Die Regierungsräthin ging in das Wohngemach, welches Kurt ſo freundlich ein Möbelmagazin genannt, und empfing den ſchüchternen Forſtamtscandidaten, der mit ſehr

großen weißen Handschuhen, sehr rothem Gesichte und sehr tiefen Bücklingen eintrat. Die Conversation stockte ein wenig, da die Gedanken der Hausfrau noch draußen in der Küche, im Speisezimmer, bei hundert Dingen weilten.

„Haben gnädige Frau schon die Oper besucht?“

Herr Forstamtscandidat Augustin fragte es schon zum zweiten Male, denn die Räthin überlegte eben mit Angst im Herzen, ob ihr Mann auch rechtzeitig fertig werde und wer ihm die Cravatte knüpfen werde, da sie nun nicht da war. Wo nur Else und Kurt blieben? Sie mußte immer allein bei solchen Gelegenheiten vor der Bresche stehen. Bei Niemand fand sie Unterstützung, bei Niemand! Und dazu das enge Kleid, wenn sie es nur den ganzen Abend aushielt. Vielleicht wäre es besser, sie bände sich ein Spitzentuch um, das die Magengegend bedeckte und ließe die untersten Knöpfe offen —

Der Forstamtscandidat Augustin wiederholte just bescheidentlich seine künstlerische Erkundigung: „Haben gnädige Frau schon die Oper besucht?“

„Verdi? Jawohl!“ sagte Frau Arnswald auf's Gerathewohl, „eine sehr hübsche Oper, der Troubadour, und gut besetzt. Die Martinelli ist zwar etwas passée, aber ihre Stimme ist sehr gut, sehr geschult.“

Augustin beeilte sich, seine vollste Zustimmung auszudrücken.

„Ja, es geht nichts über Schule,“ sagte er, „ich habe den Troubadour noch nie so gut gehört.“ Er hatte den Troubadour bei der einmonatlichen Opernsaison der Provinzialstadt überhaupt zum ersten Male in seinem jungen

Leben gehört. Der Troubadour und die Norma waren überdies die einzigen Opern, welche er kannte. Aber es ist nicht gut, jeden in seine Karten blicken zu lassen. Augustin schämte sich dieser Unerfahrenheit.

„Wie gefällt Ihnen denn die Tagliana?“ fragte Frau Charlotte zerstreut.

Ja, wie gefiel sie ihm? Er hatte nur in Berliner Zeitungen von der berühmten Primadonna gelesen, er hatte nie Berlin mit leiblichen Augen gesehen. Schickte es sich aber, das zu sagen? In diesem fürchterlichen Moment erlöste ihn das Geschwisterpaar von einer Antwort. Else und Kurt traten ein. Frau Charlotte athmete auf. Sie lächelte liebenswürdig, konnte sich aber doch nicht enthalten, Elsen einen matten Vorwurf in's Ohr zu tuscheln und dann leise zu fragen: „Und der Papa?“

„Kommt gleich!“ beruhigte sie das junge Mädchen. „Es riß ihm nur der Chemisettenknopf ab, er war ärgerlich, ich nähte ihm einen neuen Knopf am Leibe an, aber da ich so klein bin, ging es schlecht. Papa wollte sich durchaus nicht dazu hinsetzen.“

„Ja, so ist er,“ seufzte Frau Arnswald. „Bei Gesellschaften ist er zu Anfang, bis er's überwunden hat, aus der Ruhe gestört zu sein, stets so kribbelköpfig.“

Dies Gespräch war natürlich im leisesten Flüstertone geführt worden, Kurt hatte inzwischen mit dem Forstamtscandidaten über den Dienst geredet. „Kling — Kling — Klingling.“

So ging es nun in immer kleineren Zwischenräumen. Die Gäste kamen. Wuntzel hatte alle Hände voll zu thun. Er präsentirte den Thee, er beaufsichtigte das Hausmädchen,

welches den Herrschaften beim Ablegen half, er öffnete mit Grandezza und Würde die Thür, kurz er vervielfältigte sich in vier Wuntzels. Solche Augenblicke waren die strahlendsten seiner ereignißreichen Laufbahn. Er hatte die Augen überall, er war überall. Aber immer noch fehlten die Kronen der Gesellschaft: Präsidents und Generals. Wuntzel wurde nervös. Ihm hatten sie doch zugesagt, nicht dem Rind=fleisch, dem Tolpatsch.

Das konnte ihm die Sommern, das konnte ihm die Wedelln nicht anthun, denn dergleichen Dinge hängen ja doch nur von den Frauen ab. Die Männer, die gut genug dazu sind, Namen und Geld zu geben, gingen Wuntzel nicht viel an.

Da klingelte es wieder. Gott sei Dank! Wuntzel wird wieder ein anderer Mensch, seine Stirn erhellt sich, seine Gestalt reckt sich.

Kling—Kling! noch einmal! Das sind beide Kronen zu gleicher Zeit. Endlich!

Frau Charlotte zwinkert ihm zu: O — Wuntzel weiß, was das heißt! Er nickt beruhigend, er vergißt nichts. Es heißt: Jetzt die besten Theetassen, die aus der Ser=vante im oberstem Fach, mit vergoldeten Greifenköpfen, das Hochzeitsgeschenk der Regierungsräthin. Sie wurden als Knalleffect für die Spitzen der Gesellschaft aufbewahrt. Die Räthin wusch sie stets selbst aus, natürlich im Morgen=rock, wenn die Gesellschaft vorbei war.

Nachdem der Thee getrunken ist, setzt sich ein fein=aussehender, junger Mann an das Piano im leeren, grün geschmückten Salon. Kurt hat noch einige Schwierigkeiten zu überwinden, denn der Forstamscandidat will sich dem

Clavierspieler durchaus vorstellen lassen und ist nur mühsam von seinem festgewurzelten Vorhaben abzubringen. Als ihm klar gemacht ist, daß der Tonkünstler nicht der Gesellschaft angehört, zieht sich Augustin erröthend unter die Blattpflanzen in einen Winkel am Fenster zurück und versäumt darüber die Polonaise.

Der Regierungsrath eröffnet sie mit der Präsidentin von Wedell; ihm folgt der General von Sommer mit Frau Charlotte, dann der Präsident mit der Generalin, und so geht es in feinster Abstufung und Nüancirung bis zu einem jungen Pärchen. Es ist Else am Arme eines mittelgroßen, schlanken Herrn mit braunem Haar und braunen Augen, die durch eine Brille freundlich, aber schüchtern zu der kleinen, weißgekleideten Gestalt niederblicken.

Else opfert sich als Tochter des Hauses, sie tanzt die Polonaise mit einem Bräutigam. Ist es aber wirklich ein Opfer? Wie nett hat es sich neulich mit Schlichting plaudern lassen trotz seines Ernstes, trotz des Kummers, der auf ihm lastet, dessen Dasein die scharfsichtige Else gleich geahnt hat. Wenn sie aber schon damals gewußt, daß sie sich nicht täuschte, hätte sie sich vielleicht doch noch anders benommen — theilnahmvoller, ehrerbietiger; sie hätte weniger herzlich gelacht, denn das mußte ihn verstimmen. Sie macht sich schwere Vorwürfe, den armen Unglücklichen nicht rücksichtsvoller behandelt zu haben, sie wagt nicht die Augen aufzuschlagen, sie denkt soviel über eine Wendung nach, die nicht tröstend klingen und doch tröstlich wirken soll, daß sie stumm wie ein Fisch bleibt.

Aber seltsam — er, der neulich auf dem Casinoballe so schüchtern und still gewesen (denn sie war es, welche

vornehmlich das Plaudern besorgt hatte), er findet heute, da sie so schweigsam, so mädchenhaft scheu ist, das erste Wort.

„Sie tanzen gern, gnädiges Fräulein?“ So lautet seine Frage. Sie ist trivial genug und des Gelehrten, der seine Specialentdeckungen über den zweiten punischen Krieg und über vaterländische Geschichte in mehreren dickleibigen Werken niedergelegt hat, nicht ganz würdig.

„Ja, sehr gern!“ entgegnete Else, indem sie halb entschuldigend zu ihm aufschaute. Denn für den armen Mann ist ja bald Spiel und Tanz vorbei, das wird ihm seine bemooste Cousine nicht erlauben. Ach, wie traurig!

Sie sah ihn ehrerbietig an mit dem Blicke, welchen man dem unverschuldeten Unglück widmet, und dabei macht sie eine merkwürdige Entdeckung. Er hatte genau solche Augen, wie sie, Else konnte es trotz der Brillengläser sehen. Welch' seltsame Sympathie!

Nun ist es zwar nichts Ungewöhnliches, daß Menschen mit braunem Haar auch braune Augen haben, bei der blonden Else war das schon merkwürdiger, aber in dem Augenblicke erschien es ihr fast wie ein Wunder und — sie wußte nicht warum, — aber sie freute sich dieses Wunders. Er deutete ihren ehrfurchtsvollen Blick, fast möchten wir ihn Condolenzblick nennen, wohl nicht richtig, denn derselbe machte ihm Muth, eine Frage an sie zu richten, über deren Statthaftigkeit er schon lange nachgesonnen hatte.

„Haben Sie noch den Cotillon frei, gnädiges Fräulein?“

Nun ist es zwar, wie jedes junge Mädchen, besonders jede gefeierte Ballschönheit uns bestätigen ward, nicht ange-

nehm, mit einem Bräutigam den bedeutungsreichsten aller Tänze zu tanzen, allein in diesem Falle mußte Else natürlich eine Ausnahme machen und so klang ihr „Ja“ nicht gedrückt, sondern freundlich erwartungsvoll.

„Darf ich dann darum bitten?“

Else neigte ihr zierlich blondes Köpfchen zustimmend — da war auch die Polonaise und somit die glänzende Unterhaltung zwischen den beiden zu Ende.

Die Spitzen der Gesellschaft zerstreuten sich, die älteren Damen zogen sich in das Möbelmagazin zurück, die älteren Herren in des Regierungsraths jetzt ausgelüftetes Sanctuarium, wo mehrere Whisttische standen.

Der Ball nahm seinen Fortgang, man tanzte einen langsamen Walzer. Der erste Walzer ist, wie männiglich bekannt, neben dem Cotillon der vielsagendste Tanz. Im Gesetzescodex aller Ballmütter steht geschrieben: Tanzt ein junges Mädchen mit einem unverheiratheten Mann den ersten Walzer und den Cotillon, so macht er Ernst. Führt er sie auch noch zu Tische, so sind sie so gut wie verlobt und es ist nur noch nöthig, jene zierlichen Karten stechen zu lassen, welches jedes Mädchenherz zwischen fünfzehn und fünfzig entzücken.

Else tanzte diesen Walzer mit dem Referendar Flitzner; es hatte sich nicht umgehen lassen. Während er ihr die schönsten Witze aus der neuesten Posse des Wallnertheaters erzählte — er besuchte es alle Sonntage, wenn er zu seinen Eltern nach Berlin fuhr — schweiften Elses Augen im Zimmer umher.

Sie suchte den jungen Gelehrten — wo war er nur? Er tanzte nicht, das war sicher. Ah! da stand er mit

dem schüchternen Forstamscandidaten Augustin unter den Blattpflanzen. Plötzlich erröthete Else und begann schnell ihren weißen Elfenbeinfächer zu bewegen. Auch Schlichting hatte sie angesehen, sie fühlte es deutlich.

„Also es war nett?“ sagte sie schnell zu ihrem Tänzer. Die Frage war unverfänglich, sie paßte meist auf alles, was Flitzner am Sonntag erlebt hatte.

„Stimmt auffallend! Reif von Reiflingen, der Lieutenant, von dem ich Ihnen erzählte, gnädiges Fräulein, der die Ungarin liebt, wissen Sie, hat eine famose Redensart am Leibe: ‚Unter Kameraden ist es ja ganz gleich, wer die Braut heimführt.‘ Das nur beispielsweise. Oder: ‚Unter Kameraden ist es ja ganz gleich, wer Schulden macht.‘ Ein famoser Kerl der Moser. Wohnt auf einem Gute bei Görlitz, sieht noch ganz jung aus. Haben Sie gelesen, welch' hübsche Sentenz er in das Album zur Rettung Schiffbrüchiger geschrieben hat? Ach, dann muß ich's Ihnen sagen: ‚Wenn Du jung bist, glaube den Frauen und Du wirst immer glücklich sein. Bist Du alt, zweifle immer und Du wirst nie unglücklich werden.‘ Ja, der hat Menschen-, vor allem Frauenkenntniß.“

Für das unerfahrene Elschen war diese psychologische Studie verschwendetes Gut; sie ging auch nicht darauf ein, sondern that die übliche Höflichkeitsfrage: „Wie geht es denn Ihren Eltern?“

„Danke, gnädiges Fräulein. Der Alte hat mit seinem Hause viel Aerger. Aber dagegen besitzt er ein famoses Mittel. Ueber jede Stubenthür hat er mit fußlangen Buchstaben: Mensch ärgere Dich nicht! schreiben lassen. Er sagt, es sei ausgezeichnet. Sowie er darauf hinsieht, wenn

einer die Miethe nicht bezahlt und er sich darüber ärgert, muß er lachen und denken: Ach was, unter Kameraden ist es ja ganz gleich, wer's Geld kriegt. Der Alte hat natürlich nicht auf die Moneten zu sehen, sonst könnte er es nicht so durchführen."

Else hörte wieder nicht auf diesen Beitrag zur Diätetik der Seele.

Ihr gerade gegenüber stand Paula von Sommer — Generals Paula mit dem lustigen Kurt. Was hatten die beiden nur immer nach jener Ecke mit den Blattpflanzen hinzusehen und zu tuscheln? Nun lachte Paula laut auf. Sie hatte stets etwas so unpassend Lautes an sich, sie war gleich so vertraut mit allen Herren.

Else konnte die Worte nicht verstehen, aber sie mußten sehr interessant sein. Sie hätte viel darum gegeben, sie zu erfahren.

„Er wird sehr berühmt," sagte Kurt zu seiner Tänzerin, indem es schelmisch in seinen Augen blitzte und sein ganzes, sonnengebräuntes, frisches Gesicht lachte.

„Wirklich?" entgegnete die junge Ballschönheit lebhaft. „Ich mache mir zwar nicht viel aus Actenwürmern, indessen, wenn er solch ein strahlendes Lumen ist, so führen Sie ihn mir einmal herbei, bitte!"

Das „Bitte!" klang, wie es nur die Tochter eines Generals zu den Lieutenants ihres eigenen oder benachbarten Regiments auszusprechen versteht — etwas befehlend und doch kameradschaftlich vertraulich — denn sie wie er gehören ja einer großen Familie an.

„Wie Sie befehlen, gnädiges Fräulein. Aber er tanzt schlecht."

„So — nun dann zu einer Française. Ich habe mir noch eine reserviert, die nächste. Sie haben mich nun einmal neugierig gemacht."

Als die nächste Française kam und der junge Gelehrte mit Paula von Sommer in das Carree trat, machte Else große Augen. Sie ahnte ja nicht, daß Hans Schlichting eigentlich aufgefordert worden war. Er fand sich augenscheinlich sehr gut in seine Rolle. Paula von Sommer hatte im vergangenen Herbst eine Rheinreise gemacht und Schlichting in Bonn studirt. So entdeckten die beiden eine Menge von Anknüpfungspunkten, ohne just auf die Fachwissenschaft des Privatdocenten, vaterländische und römische Geschichte, insbesondere die der punischen Kriege, zu kommen. Denn so sehr auch die gegenwärtigen und zukünftigen Feldzüge die junge Dame wegen des Avancements ihrer Bekannten und Freunde interessirten, so wäre sie doch in Verlegenheit gerathen, wenn Jemand sie um die „alten Scharteken" befragt hätte.

Während der Touren des Tanzes hörte Else einige Schlagworte. — „Der Drachenfels" — „nicht wahr, reizend?" — „Sind Sie oben gewesen?" — „Ich ritt auf einem Esel." — „Im Dom, meinen Sie?" — „Ja, man sieht ihn ganz deutlich durch das Fernrohr." — „Ach so, in Köln!" — „Ja, er ist recht hübsch, nur ein bischen zu gothisch!" Paulas hohe Stimme war es, welcher die Lauscherin diese Gesprächsbrocken verdankte. Der Privatdocent schien das Conversationsdampfschifflein nur zu leiten und von Zeit zu Zeit an einer neuen Stelle des schönen Rheinstromes anhalten zu lassen. Er sprach zu leise, als daß Else etwas verstanden hätte.

Wie burschikos dieses Mädchen sich benimmt, dachte sie. So laut und auffallend. Sie scheint es darauf abzusehen, diesen Mann mit ihren albernen Bemerkungen über die Rheinreise zu erobern. Man ist eigentlich verpflichtet, ihr zu sagen, daß er schon verlobt ist. Man — wer sollte das sein? Kurt konnte doch nicht das ihm anvertraute Geheimniß aller Welt verrathen? Wie unangenehm! Der Privatdocent thaute ganz auf. Paula hatte auch solche sonderbare Art, mit Leuten gleich intim zu sein. Das kam von dem häufigen Umgang mit den Offizieren ihres Regiments, die kannten sich ja alle untereinander wie Geschwister!

Endlich war der Tanz zu Ende. Es kam die Souperpause. Wuntzel trug mit Kurts Burschen Johann den „jungen Tisch“ herein. Der Sohn des Hauses führte Paula von Sommer, da Präsidents keine Töchter hatten; Else saß neben dem unvermeidlichen Flitzner. Rechts neben Fräulein von Sommer blieb zufällig ein Stuhl frei, Hans Schlichting hatte sich etwas verspätet, keine Dame erhalten und Kurt winkte ihm zu, er möge den Platz einnehmen.

Else sah es sogleich. Wie bereitwillig der Privatdocent es that! — Es hätte wirklich Jemand Paula sagen müssen, wie es mit ihm und der Cousine stand, die Sache durfte doch nicht zu weit gehen.

Mit ihr — Else hatte Schlichting seit der Polonaise kein Wort mehr gesprochen, obgleich es sich wohl so geschickt hätte, da sie die Tochter vom Hause war. Wie gut, daß Flitzner, unermüdlich wie ein Wasserfall von Berlin erzählte, so brauchte sie doch nur hin und wieder ihr probates: „War es nett?“ oder „Sie auch?“ und „Ach

wirklich!“ einzuwerfen und die Unterhaltung ging erstaunlich gut und fließend, während Else doch nur mit einem Viertel=ohr auf ihren Tischnachbar hörte und mit Ein—drei—viertel Hörkraft das Kleeblatt Kurt, Paula und Hans belauschte.

Sie sprachen von Kahnfahrten, natürlich noch immer auf dem Rhein. Else ängstigte sich sehr auf dem Wasser — Paula selbstverständlich nicht, die hatte ja Courage wie ein Soldat. — Plötzlich spitzte das Mädchen die Ohren noch mehr. Hans Schlichting sprach von dem Gute seines Oheims. Erwähnte er auch seine Braut? — Nein, er sprach nur von dem See. Er sei dort immer im Kahn gefahren. „Ach, wollen wir nicht in diesen Tagen einmal eine Partie machen? Die Herren rudern beide — es wäre zu nett!“ So rief Paula.

Es wurde Elsen ganz heiß. Wuntzel präsentirte ihr eben das Hühnerfricassee. Es gab auf allen Gesellschaften Wittfurths ordnungsgemäß Fricassee, Rehbraten, Vanilleeis und Kaiser Wilhelm=Torte! Man brauchte also bei der Ab=fassung der Speisekarte seine Phantasie nicht anzustrengen.

Während Else einige Klößchen fischte, blickte sie flehend zu Wuntzel auf: „Ach, bitte, ein Glas Wasser!“

„Ja, gleich, schreien Sie es aber nicht so laut, sonst wollen gleich Alle welches haben und dann hat man seine liebe Noth!“

Flitzner hatte den Wortaustausch vernommen und be=stätigte Wuntzels psychologische Bemerkung.

„Er hat Recht,“ sagte er zu Else.

„Ja, wirklich?“

„Stimmt auffallend! Kennen Sie nicht die Geschichte von dem Engländer? — Er kam nach Deutschland und

fragte eines Tages einen Freund: ‚Warum sagen die Deutschen immer: Miau, Miau, wenn einer ein Glas Wasser verlangt?‘ — Er hatte das ‚Mir auch, Mir auch‘ für ‚Miau‘ gehalten.“

„War es nett?“ fragte das zerstreute Elschen wieder auf's Gerathewohl.

Flitzner sah bestürzt aus. Das probate Wort hatte noch nie so schlecht gepaßt.

„Nett? — Je nun — für Menschen doch wohl eigentlich nicht! Wir überlassen ‚Miau‘ lieber den Katzen. Dabei heißt's in der That: Machen Sie man keinen Gebrauch davon!“

Die Gesichter wurden erhitzter, die Locken schlaffer, die Toiletten zerdrückter. Tanz folgte auf Tanz — der Schluß des Balles nahte.

Von den Müttern wurden schon manche müde, besonders solche, welche keine tanzenden jungen Mädchen unter der Gesellschaft hatten, die Herren hatten sich in dem Sanctuarium des Regierungsrathes die Wohlthat einer Cigarre und einer politischen Debatte gegönnt und das erhielt sie munter.

„Na, kluge Else, Du bist ja heute so still?“ sagte Kurt schelmisch, als er an seiner Schwester vorbeiging und sich die Paare zum Cotillon aufstellten.

„Ich still? Das kommt Dir nur so vor. So auffallend wie andere Leute benehme ich mich natürlich nicht,“ entgegnete sie ein wenig piquirt.

Mit den „anderen Leuten“ meinte sie selbstverständlich nicht Kurt, sondern Paula von Sommer, allein sie machte Kurt doch ein wenig für deren Betragen verantwortlich;

er war es ja auch, der die Bekanntschaft zwischen der Generalstochter und dem Privatdocenten vermittelt hatte.

„Darf ich bitten, gnädiges Fräulein?“ sagte eine Männerstimme hinter ihr.

Hans Schlichting reichte ihr den Arm und sah sie so ehrlich freundlich an, daß ihr Zorn dahin schwand, wie Märzschnee im Sonnenschein.

„Ich habe ein hübsches Plätzchen für uns!“ Wie nett das „uns“ aus seinem Munde klang! Ach, aber die Cousine! Else hat ja nie Hoffnung, „uns“ und „wir“ von ihm und sich zu sagen! Sie seufzte, wie sie glaubte, ganz unbeachtet.

„Ist Ihnen nicht wohl? Sie sehen blaß aus, gnädiges Fräulein!“ sagte er und seine Augen ruhten mit besorgtem Ausdruck auf ihren nachdenklichen, jungen Zügen.

„Ich bin nur ein wenig müde,“ erwiderte sie, indem ein ganz leichtes Roth in ihre kindlich gerundeten Wangen stieg.

„So lassen Sie uns nicht viel tanzen, lieber plaudern. Ich ziehe das auch vor.“

Sie setzten sich beide in die Nähe jener Orangeriegruppe, unter welcher bei Beginn der Gesellschaft der schüchterne Augustin so oft Zuflucht gefunden.

„Ich fühle mich heute so eigenthümlich froh, wie kaum je in meinem Leben,“ fuhr der Privatdocent fort. „Ich habe heute auch so viel getanzt, wie noch nie!“

„Ja, mit Paula von Sommer!“

„Bemerkten Sie es?“

„O ja! Sie unterhielten sich auch bei Tische so lebhaft.“

Er sah sie an. Wie schade, daß er eine Brille trug. Es war ihr, als ob seine Augen hinter den Gläsern aufleuchteten, doch sie vermochte es nicht genau zu erkennen.

„Ja," entgegnete er dann, „Fräulein von Sommer ist eine junge Dame, mit der man sehr schnell bekannt wird — aber nicht recht mein Geschmack. Ihre Königliche Hoheit erwiesen mir die Gnade, mich zur Française zu befehlen!" schloß er mit gutmüthigem Spott.

Elsen fiel eine Centnerlast vom Herzen. Sie war es nicht gewohnt, sich zu beherrschen, und so prägte sich ein wenig von diesem Entzücken auf ihren bleichen Zügen aus und gab ihnen neues Leben. Sie that in ihrer Befangenheit eine Frage, welche einer berechnenden Kokette würdig gewesen wäre: „Sie sind wohl überhaupt schwer zu befriedigen?"

„Ja und nein," sagte er schnell, „es giebt zum Beispiel eine Dame, die mir ausnehmend gefällt."

Der Sonnenschein schwand aus Elses Zügen, doch sie sah Schlichting unwillkürlich gespannt an. Jetzt fängt er an, von der Cousine zu sprechen. Läßt Du Dir merken, daß Du schon davon weißt? fragte sie sich. Mach nur ja ein recht unbefangenes Gesicht. Wie es bei solchem Vorhaben zu gehen pflegt — das Gesicht wurde gar nicht unbefangen. Im Gegentheil, Else fühlte, wie ihr das Blut vom Herzen in heißen Wellen zum Gesicht fluthete — immer höher, immer höher! Jetzt war es im Kinn, jetzt in den Wangen, jetzt bis zu den Haarwurzeln, ja, sie hatte die unbehagliche Empfindung, als ob auch ihre Nase roth geworden sei.

„Möchten Sie nicht den Namen der Dame wissen, Fräulein Else?“

„Wenn Sie so gut sein wollen? Ich bin discret,“ sprach sie befangen.

„Discret? das ist nicht nöthig,“ erwiderte er lächelnd, „sogar nicht erwünscht.“

Also sollte die Verlobung mit der Cousine bald veröffentlicht werden. Nun ja, es wäre auch so am besten, sagte sich Else, indem ihre Augen einen eigenthümlich feuchten Glanz erhielten.

„Sie antworten mir nicht! Habe ich Sie verletzt? Ich weiß so wenig mit jungen Damen umzugehen, bin so einsam auf dem Gute meines [illegible] aufgewachsen und später meist nur mit Männern [illegible] gewesen.“

Darin lag nun freilich [illegible]s. Aber wenn man sich bedauert weiß, so fie[illegible]finden über unsere Vernunft und wir fühlen [illegible] wehmüthiges Mitleid mit uns selbst.

Es löste sich leise eine Thräne von Elses [illegible] und tropfte auf das Ballbouquet, welches sie ener[illegible] den Mund drückte, um dessen Zitt[illegible] zu verbergen.

Die Thräne fiel auf ein[illegible] Kamelie und stand dort wie ein heller, klarer Thautropfen.

Hans Schlichting beugte sich schnell zu dem Strauß nieder und küßte den hellen Tropfen von der weißen, zarten Blumenblüthe fort.

„O bitte, weinen Sie nicht!“ sagte er, noch in dieser gebeugten Stellung zu Else emporsehend, „ich meine es so gut mit Ihnen, ich möchte Sie so gern fröhlich sehen — — Ich — ja ich habe Sie so herzlich lieb! Es kommt etwas

schnell, ich hätte nie gedacht, daß es so schnell kommen könnte, aber nun ist's einmal so und nicht mehr zu ändern. Sie gefielen mir gleich am ersten Abend so gut und heute noch viel, viel mehr! Neulich hätte ich mich fast gefürchtet, es Ihnen zu sagen, aber heute weiß ich, daß Sie auch ein weiches, liebevolles Herz haben. Ich sah es schon damals Ihren Augen an, aber nun weiß ich es ganz genau." Er hatte noch nie einer jungen Dame eine so lange Rede gehalten, nur seine Studenten hatten ihn bis jetzt so beredt gesehen.

In Elses Herzen wogte ein Streit widerstrebendster Empfindungen. Er liebte sie! O, welches Glück! Und doch — es ging ja nicht, er war ja schon verlobt. Er nahm es hin wie e Schickung, er sagte: „Ich hätte nie gedacht, daß kommen könnte. Aber nun ist es einmal da ich ändern." Ja, was sollte denn nun wenn zwei Männer ein Mädchen lieben, so sich wohl und wer überlebt, den heir zwei Mädchen können sich doch nicht sie, aber duelliren? O Gott, was flog ihr da n Mann durch den Kopf! Das wäre ja sündhaft ir Unsin ourfte doch die arme Cousine nicht unglück- gewesen. Sie Die liebte ihn gewiß sehr, wenn sie auch alt sich machen. war. Else hatte ganz still dagesessen, ihr nd häßlich Gesichtchen in den Blumen verborgen und dabei endes Abficht — die weiße Kamelie an der Stelle, hl ohne Lippen sie berührt, an ihren Mund gedrückt. seine chrak sie. Auf diese Weise hatten sie sich eigent- nn ers n Kuß gegeben, freilich auf einem Umwege, aber einbu doch immerhin einer. Es sollte auch der erste und letzte sein, das gelobte sie sich feierlich.

Hans Schlichting indessen hatte das Mädchen mit leuchtenden zärtlichen Blicken aufmerksam betrachtet. Da sie Mund und Wangen in den Blumen vergrub, konnte er aber nur die weiße Stirn mit dem aschblonden Haar und den dunklen Wimpern über den halbgeschlossenen Augen sehen. Als sie ihr Antlitz endlich aus dem Schutze der Blumen erhob, vermochte er sich den ernsten, kummervollen Ausdruck ihrer Züge nicht zu erklären.

„Sie antworten mir nicht, Fräulein Else, haben Sie mich nicht auch ein ganz klein wenig lieb?“ flüsterte er. Sie zuckte zusammen. Ja, das Schreckliche war wahr. Sie hatte ihn lieb. O Gott, was sollte daraus werden? Sie mußte sich ermannen, koste es, was es wolle. Und war es nicht empörend, sie so zu behandeln, so mit einem Mädchen zu spielen, während ihn Ehre und Pflicht an eine Andere banden? Das war ehrlos, das war schändlich! Ihr das Herz zu stehlen, wo er doch wußte, daß sie es ihm nicht schenken durfte! O, sie hatte sich ganz in ihm getäuscht, ganz! Als er ihr gleich am ersten Tage so gut gefallen — ja, er hatte ihr gleich gefallen, sie gestand es sich jetzt trotzig — da hatte er sich verstellt. Als er sie so ernst und freundlich angesehen, da war es eitel Falschheit und Heuchelei gewesen, bitterböse Falschheit und Lüge. Und nun wagte er gar, sich einzubilden, daß sie ihn lieb habe!

Else versuchte es, sich in einen hellen, lichterlohen Zorn hinein zu reden, und es gelang ihr vortrefflich. Es erschien ihr jetzt lange nicht mehr so schwer, tugendhaft und entsagend zu sein. Noch nie hatte sie eine so große Herrschaft über ihre Züge geübt, als eben jetzt, wo ihr Ent-

rüstung und Erregung Kraft dazu gaben. Sie sah trotz des Tumultes in ihrem Innern beinahe gleichgiltig aus, als sie mit kühlem Tone sagte: „Ich glaube Ihnen doch keine Veranlassung zu dieser Annahme gegeben zu haben, Herr Privatdocent Doctor Schlichting! Ich kenne Sie ja kaum!“

Kein Tüpfelchen seines Titels ließ sie aus, es war ihr, als ob sie mit jedem neuen Buchstaben eine neue Scheidewand zwischen sich und ihm errichte. Der junge Gelehrte biß sich auf die Lippen, er verstand das Mädchen nicht mehr, dessen Seele zuvor wie ein aufgeschlagenes Buch vor ihm zu liegen schien. Er rang nach einem Worte, o, wenn er es hätte aussprechen können! Aber in diesem Augenblicke trat der Referendar Flitzner auf Else zu und sagte, indem er sich verbeugte, mit einem Seitenblick auf Schlichting: „Sie scheinen den Cotillon sitzend zu tanzen, gnädiges Fräulein, darf ich um eine Extratour bitten?“

„Mit ganz besonderem Vergnügen!“ Else sprach die Worte mit großer Betonung und krankhaftem Eifer. Sie vergaß es sogar, ihren Tänzer, wie es üblich ist, mit einer leichten Verbeugung um Erlaubniß zu bitten. Sie wirbelte mit dem Berliner umher; eine Tour war gerade im Gange, Else mußte sich ihr anschließen, dieselbe dauerte sehr lange. Als das junge Mädchen endlich von Flitzner wieder auf seinen Platz geführt wurde, war der Stuhl neben Else leer. Der Berliner fragte verwundert: „Wo ist Ihr Cavalier, gnädiges Fräulein? Die Tour ist zu Ende, es tanzt Niemand mehr.“

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete sie mit angenommener Gleichgiltigkeit, obgleich sich ihr das Herz zusammenkrampfte

und sie ein seltsames Gefühl des Zusammenschnürens im Halse empfand.

„Nun, das nenne ich Manieren!“ sagte der Referendar spöttisch, und fügte dann ehrerbietig hinzu, wie um so recht den Contrast zwischen sich und dem Abwesenden zu erhöhen: „Darf ich die Ehre haben, seine Stelle einzunehmen? Da mir nicht das Glück zu Theil wurde, mit Ihnen den Cotillon zu tanzen, tanzte ich gar nicht!“

Else nickte mechanisch, ihr Herz war sehr schwer. Sie hatte Schlichting so tief gekränkt, daß er gegangen war, sie wußte es. Aber war es nicht besser, sie machte mit einem tapfern Schnitt der Pein ein Ende, als daß sich beide mit Gewissensbissen hinquälten und nicht den Muth zum Handeln fanden?

Nein, er war nicht ehrlos, sie fühlte es nun wieder, als ihr Zorn verflogen war. Nicht ehrlos, nur unglücklich, und in überwallender Empfindung hatte er sich verrathen!

Else tanzte wie im Traume, sie lachte auch über Flitzners Witze, doch es war ihr dabei, als ob sie ein anderes Wesen lachen höre und sie selbst weit fort — vielleicht auf der dunklen, nächtlichen Straße — weilte, wo Hans Schlichting jetzt gewiß umherirrte und eben so unglücklich war wie sie.

Erst eine Frage von Paula von Sommer weckte sie aus ihrem Sinnen: „Was hast Du mit Deinem Tänzer gemacht, Kind? Er ist ja verschwunden!“

„Mein Tänzer?“ sagte Else, wie aus einem Traume erwachend.

„Nun ja, das zukünftige Licht der Wissenschaft, der Privatdocent.“

„Ich weiß nicht,“ stotterte das Mädchen. Sie konnte nicht lügen und ihr fiel in diesem Augenblick auch nicht die kleinste Entschuldigung ein.

„Na, wir wollen Gnade für Recht ergehen lassen und nicht nachforschen!“ meinte Paula gutmüthig.

Der Ball war zu Ende. Else saß in ihrem Stübchen noch angekleidet auf ihrem Bettrande. Sie regte sich nicht, um Gustchen, die neben ihr in tiefstem Schlafe ruhte, nicht zu stören. Sie drückte ihre Hände fest auf die pochenden Schläfe. Ja, wie war denn nur alles so plötzlich gekommen? Noch gestern war sie ein Mädchen, dem das ganze Leben entgegenlachte, und heute hatte sie einen schweren Herzenskummer.

O, warum hatte Kurt einen Freund, warum hatte sie ihn kennen gelernt! Ach, sie wünschte, sie hätte Hans Schlichting nie gesehen! Nein, sie wünschte es nicht. Es war doch schöner, als nie — wenn auch nur auf einen kurzen Augenblick — glücklich gewesen zu sein.

Sie entsann sich nur dunkel, was geschehen, seit der letzte Klang der Tanzmusik verhallt war. Die Gäste waren noch einmal beim Schlußkaffee neu aufgelebt, es hatte wieder jenes undefinirbare Geräusch, das „Gesellschaftsfurren“, von Zimmer zu Zimmer getönt.

Dann hatten sich die Gäste einer nach dem andern verabschiedet, die Wagen waren davongerollt und die Mama hatte gesagt, als das junge Mädchen sich anschickte, ihr beim Forträumen zu helfen: „Geh nur zu Bett, Kind! Du siehst so bleich aus und Du hast so große, glänzende

Augen!“ Else hatte ihr noch etwas sagen wollen, aber die Mama küßte sie hastig auf die Stirn und wiederholte: „Geh nur zu Bett, Kind, hörst Du?“

Die Regierungsräthin zählte nämlich just mit Wuntzel die silbernen Löffel; dabei waren beide stets unnahbar und es herrschte eine Art Kriegszustand, bis Frau Charlottes Silberzeug, in Seidenpapier säuberlich verwahrt, wieder im Schranke lag.

„So, Frau Räthin,“ pflegte Wuntzel zu sagen, wenn er der Hausfrau das letzte Stück des anvertrauten Schatzes übergab, und er that es mit einer Grandezza, als überreiche er einem Eroberer die Schlüssel einer in heldenmüthigem Kampfe unterlegenen Stadt. „Hier, Frau Räthin, ist alles vollständig! Es fehlt kein Faden dran! Kein einziger. Die Wedelln sagt immer von mir: ‚Unser lieber Wuntzel ist ehrlich wie Gold und hält auch die Andern in Ordnung, daß sie keine Durchsteckereien treiben.‘“

V.

Mit einem Schlage war der Frühling gekommen. Gestern, am Mittfastentage, der in diesem Jahre genau in die Mitte des März fiel, hatte noch ein Hagelschauer an die erleuchteten Fensterscheiben des Arnswald'schen Hauses geprasselt, hinter denen der unermüdliche Clavierspieler Walzer, Galopps und Polkas in bunter Folge bis einige Stunden nach Mitternacht hämmerte.

Gestern also war es in stimmungsvollem Einklange zu den letzten Klängen der Carnevalsmusik Winter gewesen — heute war es heller, sonniger, sprossender Frühling.

Nirgends zeigte sich diese Umwandlung des Wetters und der Jahreszeit so vortheilhaft, wie auf der breiten Brücke, welche beide Theile der von einem mächtigen Fluß durchschnittenen Stadt Wittfurth mit einander verbindet. Die Brücke ist von Holz und schon seit dreißig Jahren interimistisch. Der Magistrat versprach stets, sie aus Stein bauen zu lassen, wenn eine gewisse günstigere Finanzlage, welche sich aber nie einstellte, da sein würde.

So geschah es, daß die Redeweise: „Wenn die Brücke einmal mit dem Eise abgeht!“ schon sprichwörtlich geworden war.

Sämmtliche Bewohner der Ostvorstadt rechneten danach, freilich seit dreißig Jahren ohne Erfolg, denn die Brücke wurde immer wieder mit Holz ausgeflickt und hielt, wenn man auch für sämmtliche Flickkosten schon längst eine neue hätte bauen können.

Von der Brücke sieht man nach Norden und Süden weit den breiten Strom entlang auf grüne, ein wenig wellige Ufer und weiterhin auf den stattlichen Eichwald, welcher der Stolz von Wittfurth ist und in dem zu Pfingsten stets ein großes Volksfest, das Eichwaldfest, gefeiert wird. Freilich regnete es seit Menschengedenken immer bei diesem Feste wie mit Kannen, und gar manches schöne Frühjahrskleid, mancher luftige weiße Strohhut litten dabei Schiffbruch. Aber man zog doch wieder in jedem jungen Jahre vertrauensvoll in's Grüne, allwo in Buden Bier, Wiener Würstchen, Salzbrezeln und Kuchen zur körperlichen Erfrischung bereit gehalten wurden und wo zwei Carousselsels, ein Schlachtenpanorama, sowie eine dicke Frau inländischen Fabrikates, ein häßlicher Zwerg englischen Ur-

sprungs und eine kleine Armee wunderbar dressirter Flöhe aller Nationen für geistige Erfrischung sorgten.

Der Haupttheil der Stadt ist nach Westen zu gelegen. Dort erheben sich die großen Kirchen, das Rathhaus, die Wallpromenade, dort befinden sich die Hauptkasernen, sowie der große Exercierplatz für die beiden Infanteriebataillone. In der Ostvorstadt jenseit der Brücke lag nur eine Schwadron Dragoner, hier wohnten außer den Dragoneroffizieren mit ihren Angehörigen meist ärmere Leute und nur einige von den Familien der Gesellschaft, welche den Aufenthalt im Freien liebten und gern ein Gärtchen am Hause hatten. Aber man mußte dazu eine gute Gesundheit besitzen, denn die Brückenpassage war immer des Winters recht zugig, und wenn es stürmte und regnete, konnte man beim Ueberschreiten des Flusses oft nicht den Schirm aufspannen. Die Bewohner der Ostvorstadt wurden daher von denen der Westseite als halbe Russen betrachtet, als Leute, die „schon einen Puff vertragen können". Zarte Damen, die leicht an Zahnschmerzen litten, behaupteten es im Winter nicht mit ihrer Constitution vereinigen zu können, die Bekannten in der Ostvorstadt zu besuchen, und versparten die Bethätigung freundschaftlicher Gesinnung auf den milderen Sommer. Freilich brannte dann wieder die Sonne auf dem mosaikartigen Bohlengefüge der Brücke, und, wo sie frisch geflickt war, roch es nach Theer.

Zu den Familien, die sich gern den Wind um die Nase wehen ließen und das Grüne liebten, gehörte auch die des Regierungsrathes Eusebius Arnswald. Otto und Gustchen sollten sich im Sommer im Garten austoben

können; auch stand Kurt bei den Dragonern und das war Grund genug, das Klima der verrufenen Ostvorstadt sehr angemessen zu finden. Trotzdem der Himmel so herrlich über der Stadt blaute, daß der alte Rathhausthurm und die St. Annenkirche wie jung geworden aussahen, zog es doch nach alter Art auch heute auf der langen Brücke.

Otto und Gustchen kamen aus der Schule und flogen über den Fluß. In der Stadt — die Westseite durfte sich des Titels „Stadt" rühmen, die jenseits gelegene Ostseite wurde schlechtweg „Vorstadt" genannt — gingen Otto und Gustchen natürlich nicht zusammen. Es hätte sich für einen Gymnasiasten, einen Oberquartaner, nicht geschickt, mit Mädels umher zu laufen; aber beim Brückenwärter trafen sie sich jeden Mittag kurz nach ein Uhr und machten die Reise über den Fluß stets gemeinsam, denn obwohl sie sich meist in den Haaren lagen, waren sie sich doch von Herzen gut und eins konnte nicht ohne das andere sein.

Gustchen drückte ihren kurzen flatternden Rock, den der Wind von ihren mageren Waden fortzuwehen drohte, mit dem Regenschirm nieder, sie hatte diesen, der größeren Sicherheit wegen, heute Morgen mitgenommen. Ihre scharfen, kleinen Augen schauten über der großen Nase schnell und beweglich, wie die eines neugierigen Vogels, umher. Otto ging neben ihr und schlenkerte mit den Büchern, die ihm, von einem gelben Riemen umschnürt, am rechten Arme baumelten. Obgleich es bequemer gewesen wäre, trug er sie nicht in einem Tornister. Behüte! Das war nicht Stil im Gymnasium.

„Du, Otto, hast Du heute gekonnt?“ Gustchen meinte, ob er seine Lection gewußt habe.

„So, so — lala!“ entgegnete Otto aufrichtig, „und Du?“

„Gar nicht!“

„Nanu?“

„Ja ich habe mich gestern so geärgert. Mama ließ mich nicht mit tanzen. Denke Dir, Otto, Mama sagte, ich sei noch ein Kind!“

„Na, was bist Du denn sonst?“

„Ein Backfisch,“ sprach Gustchen mit Nachdruck.

„Nanu!“ rief Otto ungezogen.

„Ja!“ erklärte seine Schwester und suchte ihren Anspruch auf diese Würde zu motiviren:

„Ich lese alle Geschichten von der Stein und von Clementine Helm für die reifere Jugend, hörst Du? die reifere, und neulich habe ich auch schon einen Roman gelesen. Er war von Spielhagen und hieß: ‚Problematische Naturen.‘“

„Was, das Ding, von dem Mama sagte, daß nur die Guste das Buch nicht in die Hand kriegt?“ Der Backfisch wurde dunkelroth, so roth, daß seine unverhältnißmäßig große Nase auch einen dunkelen Schein erhielt, und sagte: „Es lag herum und da guckte ich nur so hinein. Uebrigens finde ich gar nichts dran. Aber verstanden habe ich alles, alles!“

„Du, da kommt wohl auch ein Victor vor?“

„Otto, ich verbitte mir das!“ sagte Gustchen gereizt, da sie in dem Punkte keinen Spaß verstand. Otto lenkte

wieder ein. „Schade, daß Du gestern nicht rein durftest, da hättest Du Dir einen aussuchen können!“

„Unsinn! es waren ja keine Ulanen da. Ueberhaupt nur ebensoviel Offiziere, wie Civilisten.“

„Na, was thut das?“ entgegnete Otto, der sich in seiner zukünftigen Würde als Jurist zurückgesetzt fühlte.

„Das verstehen Jungens nicht! Auf einem Balle müssen mehr Offiziere sein. Erstens sieht es besser aus und zweitens tanzen sie besser. Und denke Dir, Otto, unsere Else hat noch dazu mit einem Civilisten den Cotillon getanzt!“

„Mit wem denn?“ fragte Otto.

„Mit dem Privatdocenten, der einmal, schon vor Ewigkeiten, bei dem zweiten Regiment sein Jahr abgedient hat und Reserveoffizier ist.“

„Na, dann hatte er ja Uniform an!“ sagte der logische Zögling von Oberquarta.

„Aber Otto!“ belehrte ihn Gustchen. „Uniform tragen die Reserveoffiziere doch nur, wenn sie zur Dienstleistung eingezogen sind. Sie pflegt ihnen übrigens meist schauderhaft zu sitzen, lose und schrumpelig. Was nicht zum Militär gehört, hat einmal 'ne schlechte Haltung und keine Figur!“

„Na, na, man nicht so hitzig, vergiß nicht, daß Dein eigener Vater Regierungsrath und nicht Lieutenant ist!“

„Ach, Du bringst auch alles durcheinander! Ich meine natürlich nur junge Herren, das versteht sich ganz von selbst. Und Else denkt ebenso wie ich. Denn wie sie zu Bette kam, saß sie ganz geknickt auf dem Bettrand und

starrte immer vor sich hin. Sie dachte ich schliefe, aber ich that nur so."

„Woher weißt Du denn das von dem Tanzen, Du warst ja nicht drin?"

„Hete von Sommer erzählte es mir, weißt Du, die Schwester von Paula. Die hat eine Française mit ihm getanzt und was mit ihm erlebt. Und das hat Paula auch bemerkt, daß Else ganz verstört war. Hete erzählte es mir in der Frühstückspause. Ob er wohl Elsen beim Galopp so furchtbar auf den Fuß getreten hat? Sie sah heute noch ganz blaß aus, wie ich in die Schule ging."

„Wer wird denn so pimpelig sein!" bemerkte Otto verächtlich, „so'n bischen Treten! Wenn wir Jungens deshalb immer gleich 'ne ganze Nacht blaß aussehen wollten, hätten wir viel zu thun."

Sie waren jetzt an eine Stelle der Brücke gelangt, die mit Stangenwerk von der Passage abgezäunt war. Die Stelle sollte wie üblich ausgebessert werden. Otto sah den Arbeitern ein Weilchen zu.

„Du, Guste, meinst Du, daß die Brücke nächsten Winter abgehen wird?" sagte er endlich mit tiefsinnigem Gesichtsausdruck.

„Du meinst beim Eisgang?"

„Kann auch schon beim Grundeis passiren!" entgegnete ihr Bruder mit der Miene eines sachverständigen Wasserbaumeisters, „wenn die Eisböcke da vorn es nicht aushalten!"

„Himmlisch wäre es!" rief Gustchen begeistert, „wir

könnten gar nicht in die Stadt, wir könnten nicht in die Schule!"

„Ja, es wäre wie auf Robinsons Insel," seufzte Otto begehrlich, „nur daß die Lamas fehlten und Freitag, und wir keine Felle trügen. Aber hätten wir dann auch etwas zu essen? Denn Hedemeister wohnt ja drüben in der Brückenstraße!"

Hedemeister, der große Materialwaarenhändler, war der Hoflieferant der Arnswald'schen Familie, er war in des eßlustigen Otto Augen eine sehr wichtige Persönlichkeit.

„Ja, das mit dem Essen könnte unangenehm werden," bestätigte Gustchen, „im Winter ist auch kein Obst im Garten reif. Wurzeln könnten wir am Ende essen, aber ich glaube nicht, daß Papa damit zufrieden wäre."

„Na, das wäre auch noch schöner, wenn wir Wurzeln essen sollten. Warum nicht lieber gleich Talglichter, wie die Eskimos!"

„Aber Otto, die giebt es ja nicht mehr! Jetzt macht man nur noch Stearinkerzen und Paraffin und dann brennt man Gas."

„Das sollen wir doch nicht etwa auch essen?"

Beide lachten so über diesen mäßigen Witz eigener Erfindung, daß Otto der Hut wegflog und Gustchen der Regenschirm.

Die Ausreißer wurden mit Mühe eingefangen, Otto bewerkstelligte es nur, indem er den rechten Stiefel flugs auf den Hut setzte, was dessen Form gerade nicht zu Gute kam.

Nach überstandenem Abenteuer gingen die Kinder gesetzt und schnell weiter, denn sie hatten bei den Eßgesprächen

Hunger gespürt, und die Mittagsstunde des Arnswald'schen Hauses nahte.

Gravitätisch schritten sie an dem Holzplatz unweit des Brückenkopfes vorüber, wo ihre Altersgenossen der Ostvorstadt Räuber und Stadtsoldat spielten.

„Guste, Otto!" riefen die Kinder, „thut Ihr nicht mit?" Die Genannten schüttelten wichtig den Kopf. „Nein, nachher erst, jetzt haben wir keine Zeit!" Sie gelangten an das große Haus, dessen zweiten Stock sie bewohnten. Eine Anhöhe führte zu dem Gebäude hinauf.

„Wollen wir Wette laufen, wer zuerst oben ist?" fragte das Mädchen. „Wer verliert, giebt dem Andern einen Apfel von seinem Nachtisch!"

Trotzdem Otto wegen seiner angehenden Corpulenz etwas bequem war, so willigte er doch fast täglich in diesen Wettlauf, den Berg, den Flur, die Treppen hinauf. Guste hatte zwar längere und dünnere Beine, aber dafür war er ja ein Junge, hatte also von Natur eine Chance mehr, und dann war die Aussicht auf den Apfel auch nicht zu verachten.

Die beiden stürmten die Treppen hinauf, und Otto hätte sicher die Steeplechase gewonnen, wenn ihm nicht beim Schlenkern der Arme die Bücher sammt dem Federkasten aus dem Riemen geglitten und die Stufen hinuntergekollert wären. So langte er brummend hinter Gusten „mit den Storchbeinen", wie er seine Schwester in diesem Moment der Enttäuschung nannte, an der Corridorklingel an.

Der Backfisch trat einige Minuten später in das Eßzimmer und fand dort zu seiner gerechten Entrüstung

noch keine Anstalten für die Mittagsmahlzeit. Die Thür zum Salon war nur angelehnt, Stimmen tönten durch die Spalte. Man sprach gewiß von gestern. Gustchen konnte es sich nicht versagen, ein klein wenig hinzuhorchen — wenn sie sich in Person zeigte, das wußte sie, würde das interessante Gespräch verstummen.

„Du hast Dich wohl gestern übertanzt?“ fragte eine Stimme, es war die Kurts. Die Antwort konnte Gustchen nicht vernehmen; sie unterschied nur ein undeutliches Flüstern. Endlich klang Kurts Stimme wieder, aber ganz zärtlich und ziemlich kleinmüthig. „Ich muß Dich um Verzeihung bitten, Schwesterchen, ich habe mir gestern einen dummen Scherz mit Dir gemacht, als ich Dir die tragische Geschichte von Schlichting erzählte.“

„Wie — wie meinst Du das?“ unterschied Gustchen nun Elses Stimme ganz deutlich, sie sprach plötzlich viel lauter.

„Er ist nicht arm, hat sogar Geld wie Heu und ist auch nicht verlobt.“

„Nicht verlobt? — Ach Gott wie mich das — wie mich das freut! Wirklich — ist es wahr, Kurt, gewiß und wahrhaftig wahr? — Nicht wahr, Du redest mir jetzt nichts vor, denn das wäre unrecht — vorher hatte ich es verdient, denn ich wollte ja klüger sein als alle Anderen und mehr sehen —“ so hatte die Mädchenstimme laut gejauchzt, nun aber war's als risse eine Saite, die noch eben melodisch getönt und geklungen, denn ton- und klanglos fuhr die Stimme fort: „O Gott, für mich ist er doch verloren — was habe ich gethan, ich Unselige! Er ist fort und ich — ich bin schuld daran . .“

„So tröste Dich doch, Elschen," sprach Kurt nun. „Ja, es war ein dummer thörichter Scherz von mir, aber in dem Augenblick prickelte mich der Uebermuth. Aber jetzt rede ich Dir nichts vor, auf Ehre. Ich weiß nur daß Schlichting eine Cousine hat, er hat mir einmal zufällig von ihr erzählt. Doch er ist natürlich nicht mit ihr verlobt, sie stehen sich wie Geschwister und sie ist auch viel älter als er, fast wie seine Mutter. Ich erfand also nur einen passenden Gegenstand der Sympathie für Deinen romantischen kleinen Kopf. Nimm Dir die Sache doch nicht so zu Herzen. Es ist ja gar kein Grund dazu, Schlichting weiß nichts davon." — Kurts Stimme hatte zuletzt wieder ganz munter geklungen, nun nahm sie einen betroffenen Ton an: „Wie siehst Du denn aus, Elschen, was für ein merkwürdiges Gesicht machst Du? Ich habe doch kein Unheil angerichtet? Du weißt am Ende den Grund, weshalb Schlichting gestern so urplötzlich fortging? Sage Kind, um Gotteswillen, Du hast Dich doch nicht ernstlich in ihn verliebt, die Medizin hat doch nicht so schnell gewirkt? Ich dachte es mir so nett, denn ich habe gleich gemerkt, daß Du's dem stillen Bücherwurm schon auf dem Casinoball angethan hattest. Aber so meinte ich's natürlich nicht — so schnell. Verwünscht! Wenn ich das nur bedacht hätte! Man kann sich mit diesen Mädchen auch nicht den kleinsten Scherz erlauben. Bitte, nimm's nur nicht tragisch, es kann ja noch alles gut werden! Weshalb ging er denn so urplötzlich fort?"

Else antwortete zwar ganz, ganz leise, aber Gustchens scharfe Ohren vernahmen dennoch die Worte:

„Er sagte mir, daß er mich lieb habe."

„Und Du — und Du?“

„Aber Kurt — ich sagte natürlich — ich war empört — ich dachte ja, daß er — nun Du weißt ja —“

„O, ich Erzesel!“ rief Kurt so laut, daß Gustchen an der Thürritze in einen Klumpen fuhr, wie sie sich ausgedrückt haben würde. „O ich Erzesel! Mein liebes kleines Schwesterchen — und es wäre so brillant gewesen. Weine nicht, weine nicht, warte nur, ich sage es ihm, ich schreibe ihm, ja ich schreibe ihm!“

„Um Gottes Willen,“ entgegnete Else flehend, „um Gottes Willen, ich schäme mich ja schon so zu Tode. Wenn Du mich ein bißchen lieb hast, so schweig darüber — ich — ich —“

Gustchen hörte einen seltsamen Laut, fast wie unterdrücktes Schluchzen.

„Ich mache mir auch gar nichts daraus, — ich bin schon wieder ganz vergnügt, recht vergnügt — siehst Du — ich lache schon!“ — Allerdings lachte jetzt Jemand im Zimmer, aber es kam Gustchen gar nicht vor, als ob es Elses Lachen sei.

„Verwünschte Geschichte! Daß der dumme Kerl auch gerade so viel Geld hat. Ich glaube, es geht deshalb wirklich nicht, daß wir ihm sozusagen nachlaufen!“ sagte nun der junge Offizier in nachdenklichem Tone.

„Kurt, gieb mir die Hand darauf, daß Du keiner Seele etwas sagst und keine Silbe schreibst!“ — Elses Stimme klang ganz feierlich und es lief der Lauscherin bei den Worten ein Schauer über den Rücken.

„Wenn Du es denn willst,“ versetzte Kurt zögernd, „so verspreche ich es Dir. Du darfst Dich aber nicht grämen.

Begleite mich nun in den Garten, damit Du wieder rothe Backen bekommst!“

Wie ein Blitz huschte die Lauscherin fort. Wie gut daß sie schon Morgenschuhe angezogen hatte und nicht mehr die schweren Schulstiefel trug, in denen sie nach Ottos Aussage umhertrappste, wie ein Grenadier. Gustchen flüchtete in das Balkonzimmer, wo die Reste der gestrigen Herrlichkeit wüst herumstanden. Sie setzte sich auf eine Kiste, hinter eine Epheuwand und steckte die Finger nachdenklich in den Mund. Es ging ihr wirr im Kopfe herum. War das Ernst, oder führten die Beiden nur ein Theaterstück auf, wie Gustchen es neulich bei Sommers auf der Generalprobe gesehen? Es war „Das Herz vergessen“ von Gustav zu Putlitz gewesen und Hete hatte noch solch' eine dumme Frage gethan, denn sie hatte Gustchen heimlich zugeflüstert: „Du, müssen die Beiden sich nun wirklich heirathen, weil sie sich in dem Stücke geküßt haben?“

Uebten Kurt und Else auch an einem solchen Theaterstücke? Oder war es Ernst? Hatte sich Else wirklich in den Civilisten verliebt? Es war Gustchen unbegreiflich. In diesen Mann, der so still und ernst war, der so weite Hosen und eine funkelnde Brille trug, der beim Tanzen nicht mit den Sporen klirrte, wie die Cavalleristen es so reizend verstanden, wenn sie beim compliment aux dames mit den Hacken aneinander schlugen. Ein unbegreiflicher Geschmack und eine unbegreifliche Sache! Gustchen hatte schon den Nagel ihres linken Daumens derart um Rath gefragt, daß nichts mehr von ihm abzubeißen war und sie zum Zeigefinger übergehen mußte. Der Zeigefinger nun

brachte Licht in die Sache. Es mußte eine Art Charade oder Frage- und Antwortspiel gewesen sein, solche Unvernunft konnte sie Elsen wirklich nicht zutrauen, wenn die auch von der Großmama her, bei der sie einst halbe Tage lang zu hocken pflegte, allerhand Schnickschnack im Kopfe hatte.

Gustchen beruhigte sich bei dem Gedanken und zwar derart, daß sie, als endlich das Mittagessen fertig wurde, den Resten des gestrigen Soupers, den Fricasseeklößchen und der Kaiser Wilhelmtorte, mit ungetrübter Seelenruhe gebührende Ehre anthun konnte. Else saß zwar bleich und nachdenklich da, aber war sie nicht immer blaß und hatte sie nicht die Nacht durchschwärmt? Nur hin und wieder, wenn Kurt sie fragend anblickte, färbten sich ihre Wangen und sie fing an, ganz schnell etwas zu erzählen und etwas sehr Lustiges mußte es sein, denn sie lachte lauter und länger als gewöhnlich.

VI.

Sladówa oder Sládowa, wie die Czechen das Wort aussprechen, ist ein kleiner Badeort an der böhmischen Grenze. Der eine Theil des Kurgartens und die Kurgebäude liegen noch in Schlesien, jedoch der Teich, welcher die Parkanlagen abschließt, gehört schon den Schwarzgelben und nicht mehr den Schwarzweißen an. Der Grenzort und der Grenzverkehr besitzen indeß einen eigenen Reiz für beide Nationen. Es ist ein Hauptvergnügen der Schwarzweißen, des Nachmittags in der jenseits des Teiches gelegenen Gastwirthschaft echten österreichischen Kaffee oder

echten herben und süßen Ungarwein bei den Schwarzgelben zu trinken und einmal mit dem Nachbar Oesterreicher und der Nachbarin Böhmin zu plauschen. Denn da wird man höflich und manierlich behandelt. Aus einer simplen Frau und Fräulein Müller wird eine vornehme Frau von Müller oder Gnädige von Müller, eine Geheimeraths-Gemahlin oder eine Ober-Steuercontroleurs-Tochter.

Für die Schwarzgelben dagegen hat Sladowa auch seine Anziehungskraft. Außer seiner Quelle, einem lebhaft moussirenden, eisenhaltigen Säuerlinge, besitzt es allwöchentliche Abendréunions, auf welchen die Offiziere der benachbarten böhmischen Garnison eine glänzende Rolle spielen. Selbst der siebentägige Krieg von 1866, die nahen Schlachtfelder von Nachod und Skalitz haben es nicht vermocht, die freundschaftlichen Beziehungen bei Strauß'schen Walzern und Lanner'schen Galoppaden zu erschüttern. Um so weniger, als die Kurgäste fast ausnahmslos jenem Theile des preußischen Volkes angehören, mit welchem man auch im Kriege in Frieden lebt, nämlich Frauen und Kindern. Die Damen wollen sich in dem sprudelnden Eisenwasser der Quelle von den Strapazen der winterlichen Saison erholen und für die kommende rothe Wangen und glänzende Augen holen. Die Kinder kann man doch nicht zu Hause lassen und so geschieht es, daß sie gegen den Mai und Juni hin bedenkliche Symptome von Schwäche, Folgen der Schulluft und des fleißigen Studirens zeigen und der liebenswürdige Hausarzt entschieden räth, für die Kleinen in diesem Jahre etwas Ernstes zu thun, sie seien im Wachsen, damit sei nicht zu spaßen. Natürlich nur in diesem Jahre. Denn die kluge, badereise-

lustige junge Mama weiß genug von der Jurisprudenz, um die Macht eines Präcedenzfalles bis auf's Tüpfelchen zu schätzen. Es ist ja nur der erste Schritt, welcher schwer ist, die folgenden ergeben sich ganz von selbst, und welche Frau oder Tochter eines Juristen oder Verwaltungsbeamten hat einmal Acten gesehen, ohne die Lehre vom Gewohnheitsrechte gleichsam mit der Luft, mit dem Staube der Erkenntnisse und Verfügungen einzuathmen?

Es hatte sich nach und nach in der Beamtenstadt Wittfurth das Gewohnheitsrecht ausgebildet, gleichsam eine saison champêtre, einen zweiten Winter in Sladowa zu arrangiren. Der größere Theil der sogenannten Gesellschaft verpflanzte sich allsommerlich mit Stumpf und Stiel, das heißt mit Kind und Kindsmagd, in das Badeörtchen an der böhmischen Grenze. Freilich besteht dieser Theil der Gesellschaft nur aus der schöneren und schwächeren Hälfte. Und das ist der wunde Punkt von Sladowa: der gänzliche Mangel an Herren!

Nur allwöchentlich tauchen, wie erwähnt, glänzenden Meteoren gleich, am Abend der Réunion einige böhmische Uniformen auf, sonst unterbrechen nur die schwarzen Fracks der Kellner, die grauen Sommerröcke der vielbegehrten beiden Aerzte, der braun carrirte des Apothekers und die Hemdärmel der Badewärter das Gewimmel zierlicher bunter Damen- und Kindertoiletten. Ende Juli ändert sich die Physiognomie des Ortes ein wenig. Dann beginnen die Gerichtsferien und einige Väter suchen Erholung im Schooße ihrer Familie und spülen sich wohl auch den Actenstaub in dem moussirenden Säuerling ab. Allein von diesen halbergrauten Würdenträgern ist wenig für die

Réunions, für Croquetpartien, Kahnfahrten und Heuscheuer-Ersteigungen zu hoffen. Sie fühlen sich am wohlsten, wenn man sie in Ruhe läßt. Unter diesen Umständen darf es nicht Wunder nehmen, daß die Erscheinung eines Löwen von Wittfurth gerechtes Aufsehen in Sladowa erregte. Und man muß ihm nachsagen, daß er seine culturgeschichtliche, socialpolitische Rolle ihrer ganzen Ausdehnung nach zu erfassen wußte. Er trug allen Damen die Shawls, hübschen sowie häßlichen, was viel sagen will. Er erkundigte sich am Morgen bei jeder Dame, wie sie geschlafen habe, ob der Brunnen wirke, wieviel Becher sie trinke, wieviel Grad sie bade und ob sie dabei noch ein Brett unter dem Kopfe habe, was noch mehr sagen will. Letztere Frage war keine boshafte Anspielung, sondern rein kurgemäß, wie Jeder, der Sladowa besucht hat, bestätigen wird. Denn das Wasser der Quelle sprüht und perlt derart, daß es oft den Badenden in's Gesicht spritzt und nervöse Leute sich vor der berauschenden Wirkung durch ein über die Wanne gelegtes Brett schützen müssen.

Kurz, der einzige männliche Badegast von Sladowa war liebenswürdig und unterhaltend von sechs Uhr Morgens, wo die Brunnenmusik anfing, bis acht Uhr Abends, wo sich die gehorsamen Patientinnen in ihre primitiven Betten begaben. Er arrangirte Heuscheuer- und Bukowinapartien, er war unerschöpflich in Witzen und Anekdoten, er befreundete sich sowohl mit der Crême des schlesischen Adels, wie mit der Breslauer Judenschaft — seiner Liebenswürdigkeit konnten keine Confession und kein Rang widerstehen. Ueberall flatterte das blaue Bändchen seines schwarzen Lackhutes, der ihm den Spitznamen: „Salonmatrose“ eingebracht

hatte; überall flitzte die schmächtige, mittelgroße, bewegliche Gestalt umher. Was konnte nun der arme Mann dafür, wenn er, wie eine Biene an ihren Füßen den Blüthenstaub der Blumen trägt, so er unter seinem blauumbänderten Matrosenhütchen manch interessantes Geschichtchen von einem zum andern trug? War es doch seine Pflicht sämmtliche Damen zu unterhalten und Damen lieben es nun einmal, mehr über Personen, statt über Sachen zu reden.

Flitzneer mußte sich dieser Eigenthümlichkeit fügen, so schwer es ihm auch werden mochte. Ja — Flitzneer, unser alter Freund aus Wittfurth war es, welcher sich der verwaisten herrenlosen Damenschaft von Sladowa so mit Aufopferung aller geistigen und körperlichen Kräfte annahm.

Eines Tages war es sehr heiß, wie es überhaupt in Sladowa sehr heiß zu sein pflegt. Es bietet damit einen schroffen Gegensatz zu dem nahe gelegenen Reinerz. Wenn dort die halskranken Patienten Wintermäntel tragen, so strahlen zu derselben Zeit einige Meilen weiter westlich diejenigen, welche Bleichsuchtsanwandlungen mit dem moussirenden Säuerling von Sladowa bekämpfen, in luftigen, weißen Kleidern.

Es war die Stunde nach der Table d'hôte — die einzige, freie Zeit des vielbeschäftigten Flitzner.

„Seine Damen" hielten Siesta, er durfte sich verschnaufen, nur einige Kinder spielten auf den Rasenplätzen des Parks Croquet, sonst war alles in der sonnenflimmernden Luft wie ausgestorben. Im Kursaal räumten die Kellner die Tafel ab, außer dem Klappern der Teller und

Gläser und einigen vereinzelten Rufen der Kinder unterbrach kein Laut die Stille.

Flitzner setzte sich in eine der Nischen des einem kleinen Rundtempel ähnlichen Brunnenhauses und lüftete den schwarzlackirten Matrosenhut. Er seufzte, zog ein Taschentuch hervor, das in der Borte ein sinnreiches Muster von zierlichen Ankern hatte, und wischte sich die hellen Tropfen von der Stirn. Es war ein saures Stück Arbeit, aber es war auch des Schweißes des Edlen werth. Um es rund herauszusagen, Sladowa konnte nicht mehr ohne ihn fertig werden, er war die Seele des Badeortes.

Er sah sich im Kreise um. Auf dem Brunnenplatze stand Tisch an Tisch, jeder mit einer roth und weißen Kaffeeserviette bedeckt, auf einige hatte man sogar schon die Zuckerdose als Wahrzeichen der Besitzergreifung gesetzt. Die Fliegen sammelten sich um diese und bildeten schwarze Kreise um den leckern Mittelpunkt. Auf dem Tische, an welchem Flitzner saß, stand sogar eine silberne Kaffeedose, keine silberplattirte von Alfenide, denn an diesem Tische, dem besten und sonnengeschütztesten der sechs Brunnennischen, saßen tagtäglich General von Sommers und Regierungsrath Arnswalds. Flitzner hatte ihnen diese Nische V erobert und da sie „angriffsche Waare“ war, hielt er es für besser, nach Tische darin Platz zu sitzen, bis seine Damen kamen, damit es keiner ehrgeizigen Breslauer Kaufmannsfamilie einfalle, von dem Territorium Besitz zu ergreifen.

Flitzner blinzelte noch einmal nach den rothen Kaffeeservietten, nach der Dose mit der Fliegengarnitur hin, — die Fliegen summten so einschläfernd, die Luft war so heiß

und still, seine Lider schlossen sich, der Matrosenhut glitt ihm zur Seite, sein Kinn sank herab, er schlief ein.

Flitzner wußte nicht, wie lange er geschlummert hatte, als ein Knarren auf der Bank in Nische V, derselben, auf welcher er saß, ihn ermunterte.

Er that schläfrig die Augen auf. Eigenthümlich! Die Bank zog sich rund um die Nische herum, Rohrstühle gab es damals in Sladowa noch nicht, und auf der ihm gerade gegenüber befindlichen Seite saß eine Frauengestalt. Flitzner sah unter den Wimpern zu ihr hinüber. Sie konnte glauben, er schlummere; wenn er wach war, durfte er sie doch nicht so fixiren. Eigenthümlich! er kannte sie nicht.

Sie trug ein einfaches Kleid von dunkelblauem Leinenstoff, gar nicht modern, wie der Toilettenkenner sich sagte, dazu einen schwarzen einfachen Strohhut, der ihr Gesicht verdeckte. Und nun zog sie gar ungenirt ein Strickzeug, eine Männersocke von selbst gesponnenem grauen Garn aus einem Arbeitsbeutel und begann zu stricken. Das war zu viel. Hier in Generals Nische! „Liebe Frau!“ fuhr er aus seinem Pseudoschlummer empor, „das sind hier besetzte Plätze, das ist Nische V, das geht nicht. Gehen Sie —“ das Wort blieb ihm im Munde stecken. Die Angeredete hatte den Kopf gehoben und wandte ihm das Gesicht zu. Es war kein junges Antlitz und ein simpler, glatter, brauner Scheitel, in dem sich hier und da Silberfäden zeigten, umrahmte es, aber es war so fein und wohlwollend, es zuckte so von verhaltenem Humor in den dunkelgrauen Augen, daß er beschämt stotterte:

„Verzeihen Sie, meine Gnädige! Vielleicht, wenn ich Sie den Herrschaften vorstellen dürfte, aber — Sie

sehen ein, es ist Nische V — so — so geht es nicht — die Damen schlafen noch! Schlafen Sie denn nicht nach der Table d'hôte? Man sieht um diese Zeit sonst hier keine Dame!"

„Ich schlafe nie am Tage," entgegnete sie kurz. „Wem gehören diese Plätze?" fragte sie dann belustigt. Es war eine frische, ziemlich tiefe, klangvolle Stimme mit starkem Mecklenburger Accent.

„Der Generalin von Sommer Excellenz und der Regierungsräthin Arnswald!"

„Sommer und Arnswald? So! Woher?"

Sie sagte es mit der ruhigen Sicherheit eines Menschen, der an Befehlen gewöhnt ist. Der Ton mußte dem Referendar imponiren, denn er antwortete bereitwillig:

„Aus Wittfurth!"

„So? — eine hübsche Stadt — etwas Kastengeist; aber sonst hübsche, saubere Stadt!"

Etwas Kastengeist! — das war gewiß eine Socialdemokratin. Sie trug sich ja auch so eigenthümlich, fast herausfordernd einfach, sonst wäre ihm, dem Damenkenner, doch nicht das Versehen passirt, sie „liebe Frau" zu nennen.

„Wie sind die Familien von Nische V?" fragte sie nun so befehlshaberisch wie zuvor. Diese Person nahm ihm vollständig das Recht über den Kopf weg. Sie hatte etwas so Gebieterisches, daß er ihr wieder antwortete:

„O, Excellenz von Sommer sind außerordentlich liebenswürdig, nur etwas zu corpulent für ihre repräsentative Stellung, aber sonst eine Dame von Welt und von Tact. Fräulein von Sommer ist eine noble Ballerscheinung, reitet, tanzt, schwimmt, spielt Croquet!" — Er hätte vielleicht

noch lange nicht die Verdienstliste der jungen Schönen geschlossen, wenn ihn die Dame nicht unterbrochen:

„Und die andere Familie?“

„O, auch sehr nett. Frau Regierungsräthin Arnswald versteht sich zu benehmen, hat sich vorzüglich conservirt und besitzt eine superbe Figur. Die Kleine, die Guste, wird einmal ein Racker aus dem ff. Doch der Otto, der Junge, ist mir zu plump und geradezu. Aber machen Sie man keinen Gebrauch davon, wenn ich bitten darf!“

„Ist nicht noch eine erwachsene Tochter da?“

„Stimmt auffallend! Aber woher wissen Sie das?“ fragte Flitzner betroffen. „Ach so, Sie haben es wohl in der Kurliste gelesen? Ja, da ist sie. — Aber die Sache ist nämlich die: Fräulein Else hat seit diesem Winter furchtbar eingepackt, war früher ein ganz hübsches Mädchen, aber nun — weiß Gott, was sie hat — kurz, mir ist sie jetzt zu mager. Das ist alles so urplötzlich gekommen, wenn ich es mir jetzt so nachrechne, eigentlich seit dem Balle am Mittfastentage. Darum sind auch Arnswalds hier, sie kommen sonst nicht her, machen keine Badereisen ich glaube, sie haben's nicht dazu.“

Er sprach es mitleidig und hatte sich so in Eifer geredet, daß er ganz vergessen, wie wenig sein Gegenüber die Anspielungen auf die letzte Wittfurther Saison verstehen könne. Die Dame stand nun auf und sagte — so recht breit und platt, wie Flitzner meinte — ein Unbefangener hätte es vielleicht spöttisch gefunden:

„Na, adjüs ok, Jung-Herr!“

Wie kam sie nur dazu, plötzlich mit ihm platt zu

sprechen? Gehörte sie doch vielleicht dem Bauernstande an, wie ihre Kleidung andeutete? Er sann noch über das Räthsel und starrte der Frau im blauen Leinenkleide und dem großen Strickbeutel nach, als er einen Fächerschlag auf seinem Arme fühlte.

Schnell wandte er sich um. Eine große, elegante, junge Dame stand vor ihm.

„Ah Sie, gnädiges Fräulein! Schade, daß Sie nicht früher kamen. Sie hätten ein Original sehen können. Eine Socialdemokratin oder so etwas. Aber sie muß aus Mecklenburg sein. Ihre Sprache erinnert so an Reuter. Sie kennen natürlich Reuter?“

„Natürlich,“ entgegnete Paula von Sommer, „aber, bitte, bei dieser Hitze keine gelehrten literarischen Unterhaltungen! Also Ihr Original war Socialdemokratin? Ich möchte wirklich einmal so ein Geschöpf sehen.“

Das war wiederum ein Beweis für Flitzners Theorie. Sowie er versuchte, sachgemäß zu reden, verlangten „seine Damen“ pikante Personalien zu hören.

„Sie hatte vielleicht gar einen heimlichen Revolver bei sich?“ fragte Paula weiter.

„O nein, das weniger! Nur einen harmlosen Strickstrumpf, der aber sehr volksthümlich aussah — graues, eigenspönnenes Garn. Sie trug auch keinen Ueberwurf und ihr Rock war an der Taille mindestens ein paar Meter weit.“

„Brr! wie geschmacklos! Hören Sie übrigens — Else kommt heute nicht mit zur Partie. Die Andern alle, aber sie nicht!“

„Warum denn nicht?“

„Sie bildet sich wieder ein, Kopfschmerzen zu haben. Um ihre verrückten Ideen auszuführen, hat sie stets Kräfte, nur zum vernünftigen Amüsement nicht. Denken Sie, was sie wieder thun will. Sie bildet sich doch ein, sie müsse sich hier nützlich machen und giebt dem kleinen, buckligen Mädchen — wissen Sie, des Badewärters Tochter, um die Niemand sich kümmert — Nähstunde! Na, jedes Thierchen hat sein Pläsirchen. Mir wird schon ganz schlecht, wenn ich das Kind nur ansehe. Es hat so lange, spinnendünne Finger und sieht so alt aus, wie eine Greisin. Brr!“ Paula schüttelte sich, daß ihr die hübschen, dunkelblonden Locken um den Kopf flogen und in der Sonne wie lauteres Gold glänzten. Flitzner blickte sie bewundernd an. Er begriff jetzt gar nicht, daß er einmal die kleine Else hübsch gefunden habe, die so einerlei, so nach gar nichts aussah und so schrullige Gewohnheiten hatte. Das war doch ein anderes Mädchen: Feuer — Leben — Gesundheit — Geist!

„Fräulein Arnswald ist überhaupt seit dem vergangenen Winter etwas eigenthümlich geworden,“ bemerkte Flitzner zustimmend.

„Ja, — also Sie finden es auch? Ich bilde mir ein, das gelehrte Huhn, der Professor — oder was er ist — Schlichting, hat es ihr angethan. Denn seit dem Ballabend bei Arnswalds, wo sie sich mit ihm gezankt hatte und er mit polnischem Abschied davon ging, ist gar nichts mehr mit ihr aufzustellen.“

„Gezankt? Ach, wie interessant! Ich dachte, sie hätte ihm vielleicht einen Korb gegeben und nachher hätte es ihr leid gethan.“

„Korb? Welche Idee! Der und heirathen! — Nein,

nein, mit dem war so irgend etwas. Ich weiß nicht was, aber geheuer war's nicht mit ihm."

„Meinen Sie wirklich?" Flitzners kleine, schwarze Augen blitzten und seine schmächtige, bewegliche Gestalt war wie elektrisirt. Paula lachte laut und herzlich los:

„Sieh da, sieh da, Herr Admiral, Sie werden ja ganz mobil! Sie wittern Hasenschweiß! Wissen Sie was," setzte sie gutmüthig hinzu, „eigentlich sind wir recht schlecht, reden hinter ihrem Rücken über die arme Else. Ich glaube gar, wir klatschen, und wir sind doch keine alten Basen."

Wenn Flitzners Wort: „Stimmt auffallend" je gepaßt hatte, so war es hier der Fall, aber seltsamerweise gebrauchte er es nicht. Er verstummte betroffen, indessen der Zufall kam ihm in Gestalt einiger „seiner Damen" zu Hilfe und er brauchte Paula von Sommer auf diese Gewissensfrage nichts zu antworten.

VII.

Das Bad war ganz verödet. Eine Elephantenpartie, so benamset wegen ihrer Größe und Schwerfälligkeit, hatte die heterogensten Elemente der Kurgesellschaft vereint in ein benachbartes Dorf geführt. Flitzner war natürlich wiederum die Seele und der Arrangeur dieses Elephanten.

Durch die einsamen Parkanlagen ging Else Arnswald. Sie hatte von der Mama die Erlaubniß erwirkt, von der Partie zurückbleiben zu dürfen; in der Laube am Hause hatte sie soeben die kleine verwachsene Minna des Badewärters Scholtz in die Geheimnisse des Hemdennähens eingeweiht und gedachte nun, auf den nahegelegenen Kapellenberg zu

steigen, um dort die Sonne untergehen zu sehen. Bei der Arbeit war ihr ganz wohl und heiter zu Muthe geworden. Wie leicht ist es doch, das Herz eines vernachläſſigten, unglücklichen Kindes zu gewinnen! Minna war heute schon ganz gesprächig geworden. Sie hatte ihr von einer fremden Dame erzählt, die gestern angekommen sei und in dem Häuschen ihrer Eltern zwei Mansardenzimmer gemiethet habe. Die Dame habe eine tiefe Stimme, fast wie ein Mann, und sie habe eine drollige Sprache.

Wenn sie lieb und gut von etwas plausche, so ende es auf ing. Sie, z. B., werde von ihr Minning genannt. Und dann sei die Dame so gespaßig und gemein (Minna meinte leutselig) und so gut, sie wäre mit allem zufrieden; ganz anders als die Breslauer feinen Damen, die sich in der Hitze Sammet und Seide auf den Leib hingen und es nirgends vornehm genug fänden. Aber das Commandiren verstände die Fremde und gehorchen müsse man ihr auf's Wort, und die Wahrheit müsse man auch sprechen, sonst sähe sie einen mit ein paar großen grauen Augen so fest und unverwandt an, als sei der Mensch von Glas und als könne sie strictement bis in Herz und Nieren schauen. Und guten Verdienst hätten die Eltern nun auch, und Minna würde es jetzt sicherlich besser haben. Else dachte an diese „Plauscherei" der Verwachsenen, als sie langsam den Berg hinanschritt. Sie freute sich der tiefen Stille, die Einsamkeit that ihr so wohl. Wenn sie sonst wenig sprach und ernst aussah, umschwirrten sie gleich ein Dutzend Fragen: Was fehlt Dir? Woran denkst Du? Warum sprichst Du nicht?

Heute durfte sie aussehen, wie es ihr behagte, sie

brauchte sich nicht zu beherrschen und konnte ihre Gedanken wandern lassen. Ach, und das war solche Wohlthat!

So war sie auf die halbe Höhe des Kapellenberges gekommen und hatte ein grünes Plätzchen zum Ausruhen gefunden. Sie legte sich in das weiche Moos unter eine Gruppe von Tannenbäumen, denn sie war jetzt leicht müde und die Luft verging ihr bald beim Steigen. Das kam von der Bleichsucht, wie der Badearzt sagte. Der eisenhaltige Säuerling sollte das aus dem Grunde kuriren. Das Mädchen schaute aus dem Moose, zwischen zierlichen schwankenden Gräsern hervor, zum blauen Himmel empor. Ein winziges Käferlein kletterte an einem Halme hinauf, so daß er bedenklich schwankte und zitterte und leise Elses Wange streifte. Sie starrte dem Thierchen unverwandt nach, bis ihr die Augen übergingen. Die Sonne stand schon tief am Horizont; sie blitzte zwischen den Stämmen der Tannen, Eichen und Erlen schräg den Berg hinauf; die Wolken begannen sich leicht zu färben, goldgelb, rosenroth. Das Mädchen blickte träumerisch zu ihnen empor. Es waren so seltsame Gebilde unter ihnen, ihr kamen die Geschichten und Märchen der seligen Großmama in den Sinn, die ihr immer die Wolken und das Abendroth gedeutet und gesagt hatte, es seien dort schöne Länder, in denen Feen und Zauberer wohnten.

„Ach, wie hübsch, wenn man das noch glauben könnte!“ seufzte Else, „aber dazu bin ich nun zu alt und zu vernünftig, habe auch schon zu viel Schmerzliches erlebt.“

Sie hatte sich seit einiger Zeit angewöhnt, laut mit sich zu sprechen, wenn sie allein war, und hatte es auch

diesmal unbewußt gethan. Da sie bisher nie aus Wittfurth herausgekommen, da sie stets unter Papas und Mamas Flügeln im warmen, behaglichen Neste gesteckt, so war diese Lebensauffassung gewiß eine zu tragische und düstere.

So wenigstens erschien es einer ältlichen Dame in einfachem blauen Leinenkleide, die schon geraume Zeit neben Else gesessen und das zarte, kleine Mädchen mit den bleichen Zügen und den träumerischen, braunen Augen, das so auf dem Rücken im Grünen lag und den Himmel anstarrte, forschend betrachtet hatte. Nun sagte eine tiefe Stimme — fast klang sie wie eine Männerstimme — und ein Seelenkenner hätte auch einen leisen humoristischen Klang in ihr bemerkt:

„Was haben Sie denn so Trauriges erlebt, Kindting?"

Else erschrak bei der unvermutheten Anrede, ihr schoß das Blut in den Kopf, sie richtete sich hastig auf.

Einige Schritte von ihr saß auf einem Steine eine Dame und strickte an einer grauen Männersocke — emsig und unverwandt, während sich ihre Augen mit einem klaren, scharfen Blicke auf Else richteten, als ob sie dem Mädchen bis in's Herz hinein schauen möchte und auch könnte!

Else strich sich verwirrt die losen, aschblonden Haare aus der Stirn und richtete sich kerzengerade auf. Sie war noch immer dunkelroth, die Thränen stiegen ihr in die Augen, sie fand noch keine Worte.

„Minning hat mir schon von Ihnen erzählt, min oll lütt Kindting, Sie sind mir keine Fremde, nehmen Sie der alten Line ihre Frage nicht übel. Wissen Sie, mein

Herzing, ich halte schon viel von Ihnen, von Minnings Erzählungen her, aber dafür müssen Sie Tanten Linen auch eine lütte Pasterpredigt erlauben. Sie träumen gar zu viel, Kindting, Sie liegen da auf dem Rücken und denken an allerhand Schnickschnack, und so ne junge, fixe Dirn soll die Hände rühren, solange es Tag ist, und singen as 'ne Lark! Aber Sie haben keinen Menschen, dem Sie so recht von Herzen was vertellen möchten und da haben Sie sich das Dröseln und Dräumen angewöhnt. Nicht so — Lütt? — Aewer Sei möten mi dat ok nich veröbeln!"

So sonderbar hatte noch kein Mensch mit Else gesprochen. Eine wildfremde Dame hielt ihr hier im Moose gleich eine Strafpredigt, und dabei war die Dame noch gar nicht so alt. Else sah zum erstenmal schärfer zu der Predigerin hinüber. Sie wollte böse sein, obwohl sie fühlte, daß die Fremde nicht ganz unrecht habe, aber als sie ihr in die Augen schaute, konnte sie nicht mehr böse sein. Diese Augen übten eine so eigene Herrschaft über sie aus, es strahlte so viel Wohlwollen und Klugheit aus ihnen, daß das Mädchen in die dargebotene Hand der Fremden einschlug und sagte: „Es ist lieb von Ihnen, daß Sie mich schelten, und ich hab's auch verdient. Schelten Sie nur weiter, ich höre Ihre Sprache so gern."

Die Fremde lachte. Sie wußte vielleicht, warum Else ihr seltsames Gemisch von Plattdeutsch und Hochdeutsch gern hörte, wenn das Mädchen selbst es auch nicht zu wissen schien, denn sonst hätte die Kleine es wohl nicht so harmlos gesagt.

„Wir heißen das Messingsch zu Hause. Es ist eine

üble Angewohnheit, aber wenn ich mit Leuten schnacke, von denen ich viel halte, bricht sie immer wieder durch. Zu Hause, untereinander, sprechen wir fast immer Platt."

„Ist das in Mecklenburg-Strelitz?" fragte Else gespannt.

„Ja, min oll lütt Dirning."

„Also nicht in Schwerin?" Das Mädchen sagte das so enttäuscht, daß die Dame fragte:

„Wie so? Haben Sie Bekannte im Schwerinschen?"

„Ich?" — Else wandte den Kopf ab, so daß die Fremde nur ein purpurrothes kleines Ohr zu sehen vermochte.

„Ich gerade nicht, wenigstens —"

Die Dame drang nicht weiter in sie. Endlich sagte Else:

„Ach, erzählen Sie mir doch von Schwerin, Sie kennen es gewiß. Ist es groß? Liegt es hübsch?"

„Meinen Sie die Stadt, min leiw Dirning?"

„Nein, so das Land im Allgemeinen, wieviel Einwohner es hat und wieviel Städte sonst noch drin sind."

„Ja, es hat sechsmalhunderttausend Einwohner, und es hat eine Universitätsstadt mit zweiunddreißigtausend Einwohnern — Rostock nämlich!"

„Ach ja!"

Dies „Ach ja!" klang so freudig, daß die Fremde sagte: „Sei sünd wohl gor sihr för de Gelihrsamkeit, min oll leiw Herzing?"

„Ich — wie so? Ich dachte nur, es wäre doch gut für ein Land, wenn es eine Universität hätte — so als Centralpunkt für geistige Interessen."

„Jo! Do mögen Sei all werer recht hewen, dor is was Schön's an — so ein Centralpunkt geistiger Interessen, süs versurt de Bur ok gor tau sihr!“

Else hätte wohl noch lange so mit der Fremden geplaudert, wenn nicht Otto und Gustchen den Berg heraufgekeucht wären und sie geholt hätten.

Die Mama warte schon unten, sagten die Kinder, und die Partie sei schon zu Ende, es sei ein Streit zwischen den Wittfurthern und Breslauern ausgebrochen, man sei nur ein bischen in's Böhmische hineingekommen und dann auf halbem Wege umgekehrt. Otto — erzählte Gustchen — wäre gar nicht von der Grenze wegzubringen gewesen. Er habe sich mit einem Bein in's Preußische und mit einem in's Oesterreichische gestellt und immer dabei gesagt: „Ich bin Alexander der Große! Zwei Länder liegen mir zu Füßen. Ich verbinde die eroberten Völker zu einem einigen großen Reiche!“ Otto widersprach. Er habe zwar auf der Grenze gestanden, warum solle er das nicht, aber Guste übertreibe, so pomphaft drücke er sich nicht aus, Guste gewöhne sich jetzt überhaupt das Aufschneiden an, überhaupt passe es ihm gar nicht, immer mit dem ganzen Transch von Frauenzimmern und dem albernen „Flitzmolch“ 'rumzurennen. Er mache keine Elephantenpartie mehr mit, das fiele ihm nicht ein!

Als Else unten anlangte und in den Kreis der Nische Nummero V nebst seinem Anhängsel, dem Salonmatrosen, trat, erregte Gustchen durch eine pikante Nachricht großes Aufsehen. Sie habe Elsen auf dem Kapellenberge in Gesellschaft einer fremden Dame gefunden, die eine Stimme wie ein Mann und eine Sprache wie ein Bauer habe.

Das junge Mädchen wurde aufgefordert, die Person zu beschreiben, und es ergab sich, daß sie der gefürchteten Socialdemokratin mit dem revolutionären Strickstrumpf auf ein Haar glich.

Paula von Sommer amüsirte sich köstlich über diese Geschichte, allein Else vertheidigte die Fremde „wie eine Löwin ihr Junges" (so sagte Paula), obgleich sie auf Befragen nicht einmal den Namen ihres Schützlings wußte. Es wurde endlich beschlossen, der Sache morgen bei der Kurmusik auf den Grund zu gehen und der gefährlichen Person ordentlich auf den Zahn zu fühlen. Mit diesem heldenmüthigen Vorsatze und der lockenden Aussicht auf ein interessantes Erlebniß, das die Einförmigkeit des morgigen langen, herrenlosen Tages zu unterbrechen versprach, gingen die Besitzerinnen der Nische V in ihre einfachen Kurklausen.

VIII.

Es schlug sechs Uhr. Die Kurmusik spielte den Choral, welcher nach alter, schöner Sitte das Morgenconcert einleitete. Else lag sonst bei den feierlichen Klängen noch auf der harten Seegrasmatratze des Logirhauses von Sladowa, heute dagegen ging sie schon die große Allee welche zum Grenzteiche führt, hinab. Von der Gesellschaft war noch Niemand im Park und in der Brunnencolonnade. Nur ein alter galizischer Jude in schwarzem, fettglänzendem Kaftan und langen, ölgesalbten Seitenlocken, sowie ein paar böhmische Bäuerinnen, denen sich Rock über Rock — ihr ganzer Toilettenreichthum — auf den stämmigen Hüften wiegte, spazierten darin umher. Elsen klopfte das Herz,

während sie die schnurgerade Allee beflügelten Schrittes hinabeilte. Am Ende derselben lag das Häuschen des Badewärters, in dem „Tante Lining“ sich einquartiert hatte. Else machte sich nicht klar, was sie dort wolle. Sie fühlte sich wie mit magnetischer Kraft hingezogen und folgte dem Zuge.

Als sie das Häuschen erblickte, erschrak sie förmlich, obwohl sie doch so schnell hingegangen war, und fragte sich plötzlich, was sie dort wolle. Ja, was? Die alte Dame lag womöglich noch im Bette. Aber war sie denn alt? Sie hatte ein frisches Gesicht; der schlichte Scheitel war, wenn auch mit Grau untermischt, doch voll und dicht. Tante Lining kam ihr nur älter vor, weil sie etwas so Befehlendes und Entschiedenes in ihrem Wesen hatte. Und nun ging Else zu ihr, um sie zu warnen, sie darauf vorzubereiten, daß man ihr auf den Zahn fühlen wolle. Denn das war's doch im Grunde, was das junge Mädchen so früh am Morgen hierher geführt hatte.

Handelte sie damit nicht wiederum so recht als die kluge Else, als die übervorsichtige, gespensterschauerische Märchenheldin, mit der sie Kurt zu vergleichen liebte, wenn er sein blondes Schwesterchen necken wollte?

Aber nun war sie einmal so weit, sie schämte sich vor sich selbst, sie konnte nicht mehr umkehren. Und da saß auch schon Tante Lining vor dem Hause, auf einem mit Fliederbüschen umhegten Plätzchen. Ein Kaffeegeschirr stand auf dem Tische, doch sie trank nicht Kaffee, sie strickte auch nicht an der revolutionären, grauen Männersocke, sondern hielt eine Feder in der Hand, und vor ihr lag ein weißes Blatt, auf dem schon einige Worte ge-

schrieben waren. Sie wandte es um, als ihr heller, scharfer Blick den frühen Besuch gewahrte, so daß nun die unbeschriebene Rückseite obenauf lag.

„Süh so, Kindting, all gaud tau Weg?“ rief die tiefe, frische Stimme dem schüchtern nahenden Mädchen zu. „So ist es recht! Nun setzen Sie sich nieder und trinken Sie auch eine Tasse Kaffee mit mir, Lütting!“

Else durfte eigentlich vor acht Uhr keinen Kaffee genießen, da sie noch Brunnen zu trinken hatte, aber sie vergaß das ganz, so sehr stand sie wieder im Bannkreise der gebieterischen Fremden. Erst, als sie gehorsam die Tasse an den Mund setzte, fiel es ihr ein.

„Ja, trinken Sie denn gar keinen Brunnen?“ fragte sie.

„Gott bewahre mich, mir früh vor Tau und Tag das kalte Wasser in den Magen zu gießen. Nein, Kindting, Brunnen hab' ich noch nie getrunken!“

„Ja, warum sind Sie denn hier? Krank sehen Sie doch nicht aus!“

„Süh so, süh so, wo niglich de Lütt is! — Sie verstehen mich wohl nicht, Kindting,“ fügte sie hinzu, als sie Elsens fragenden Augen begegnete, „ich werde mich bemühen, fein hochdeutsch zu reden! Aber Sie müssen mich Tante Lining nennen, das können Sie mir schon zu Liebe thun. Daheim nennt mich jedweder so.“

„Ach wie gern, Tante Lining! Und ich will auch Mecklenburgisch lernen. Sie glauben gar nicht, wie gern ich es habe!“

„So haben Sie wohl schon einmal Mecklenburger gesehen, oder kommt das alles von Reuters Fritzing her?“

Die Dame sah Elsen wieder mit dem Blicke an, der ihr in Herz und Nieren drang. Es war dem Mädchen, als könne Niemand ein Geheimniß vor diesem Blicke haben und als dringe er in die verborgensten Falten der Seele. Sie fühlte auch mit einem Male ein so warmes Vertrauen zu der neuen Freundin, und so sagte sie, zwar blutroth werdend, aber doch ganz tapfer:

„Nein, Tante Lining, ich kenne schon einen, und ich habe die Sprache so gern, weil ich ihn —“ Else stockte, aber sie sah in die guten, grauen Augen der Dame und fügte leise hinzu: „weil ich ihn auch sehr lieb habe.“

„Süh so, min leiw Kindting, und kennst Du ihn schon lange?“

Else bemerkte gar nicht, daß die Dame sie Du nannte es that ihr so wohl, sich das schwere Herz endlich einmal leicht reden zu können. Wir vertrauen oft eher dem Fremden auf der Landstraße unser innerstes Empfinden, als den Menschen, mit denen wir Tag für Tag leben. Wer weiß, ob wir den Fremden je wiedersehen, und so ist es uns fast, als sprächen wir mit uns selbst, wenn wir mit ihm reden.

„Erst seit dem vergangenen Winter!“ fuhr Else fort, „ich lernte ihn auf dem Casinoball kennen, und er gefiel mir gleich so gut. Und als dann Kurt, mein ältester Bruder, dessen Freund er ist, mir erzählte, daß er so unglücklich sei, das heißt, er ist eigentlich nicht unglücklich, Kurt machte sich nur einen Spaß mit mir, weil ich früher, als ich jung war, das heißt vergangenen Winter, so thöricht war — ich dachte es mir so schön, einen unglücklichen armen Mann zu heirathen, den ich trösten

könnte, und dann hätten wir beide in einer Dachstube gewohnt, und ich hätte für andere Leute genäht und wäre immer selbst auf den Markt gegangen, und hätte jedes Pfund Fleisch einen Groschen billiger bekommen —" Else schöpfte Athem, Tante Lining warf die Frage ein: „Und er, hatte er Dich lieb, Kindting —"

„Das ist's ja eben, ach es wäre so schön gewesen, aber ich glaube, es ist die Strafe für meine kindischen Einbildungen, denn ich wollte immer klüger sein als andere Leute und dachte mir Dinge aus, die nachher nicht wahr waren. Ja, auf unserer Gesellschaft, gerade am Mittfastentage, bemerkte ich, daß er mich lieb habe, er sagte es mir auch —"

„Und Du?"

An des Mädchens dunklen Wimpern hingen Thränen, sie hatten sich ganz leise hinangestohlen.

„Ach Gott, ich unglückseliges Ding; ich dachte, er wäre mit seiner Cousine verlobt — der alten, mit der er zusammen erzogen ist — und da war ich erzürnt über ihn und war sehr häßlich zu ihm."

„Mit seiner Cousine?" In Tante Linings klugen scharfen Augen blitzte es. „Süh so, süh so, Kindting, mit der alten Cousine. Wie kamst Du denn darauf?"

„Kurt hatte es mir gesagt, das heißt vorher hatte ich es ihm schon angemerkt. Mein Bruder wollte sich einen Scherz machen, er meinte es gar nicht böse, und er kann auch nicht dafür. Und Kurt weiß auch gar nicht, daß ich ihn, Ihren Landsmann, Tante Lining, so lieb habe, sonst thäte es ihm noch mehr leid. Er kann sich auch seitdem verlobt haben, denn er war sehr böse auf

mich; er reiſte an dem Abend gleich ab, und wir wiſſen gar nichts von ihm."

„Gar nichts?"

„Gar nichts!" Elſe ſagte es ſeufzend und ſchwieg eine Weile. Endlich fragte Tante Lining: „Du haſt mir noch nicht den Namen meines Landsmannes geſagt, Lütting."

„Den Namen!" Elſe ſenkte die Lider. „Den Namen möchte ich lieber nicht ſagen, Sie kennen ihn ja auch nicht. Aber nun muß ich gehen, es iſt gewiß ſchon ſpät. Und bitte, ſagen Sie es keiner Seele auf der ganzen Welt, was ich Ihnen jetzt anvertraut habe, liebe Tante Lining."

„Sagen, nein!" beſtätigte die Dame energiſch, und Elſe fühlte ſich herzhaft beim Kopf erfaßt und geküßt. Sie war ſchon hundert Schritte entfernt, als ihr einfiel, daß ſie die Miſſion, wegen deren ſie gekommen, nicht erfüllt habe; ſie lief noch einmal zurück und ſagte athemlos, als ſie bei den Fliederbüſchen von Neuem anlangte: „Ich habe ganz vergeſſen, weshalb ich herkam. Nämlich es giebt ſo häßliche Leute hier, und die haben geſagt, Sie ſeien eine Socialdemokratin, Tante Lining, und ſie würden Ihnen heute auf den Zahn fühlen. Bitte, nehmen Sie ſich doch recht in Acht. Und wenn Sie Jemanden brauchen, ich thue Alles für Sie."

Elſe hatte dieſe Rede in einem Athemzuge gehalten, ohne die Lider aufzuſchlagen, und das war gut, ſie hätte die Warnung ſonſt vielleicht nicht ſo tapfer zu Ende gebracht.

Ohne die Antwort der Fremden abzuwarten, lief Elſe davon. Nach einer Weile ſah ſie ſich um. Da ſaß die

Gestalt im blauen Leinenkleide und schrieb emsig. An wen sie wohl schrieb?

Als Else auf den Kurplatz kam, wurde sie von den Bekannten umringt und gefragt, warum sie so spät erscheine, es sei ja schon sieben Uhr, sie habe ja noch keinen einzigen Becher getrunken.

Else gab zu, daß es spät sei, und als ihre näheren Angehörigen und Freunde, die Besitzer der Nische Nummer V, die Erkundigungen nach ihrem Ausbleiben wiederholten, gestand sie ganz beherzt: „Ich war bei der Dame, die ich gestern auf dem Kapellenberge kennen gelernt habe."

„Wie!" rief Paula von Sommer, „bei der Socialdemokratin?"

„Sie ist keine!" sagte Else entschieden, „sie ist fein und gut und klug."

„Weißt Du denn, wie die Dame heißt?" fragte Elses Mutter besorgt. „Ist sie verheirathet?" setzte Excellenz von Sommer hinzu.

„Ich weiß es nicht. Ich habe sie nur Tante Lining genannt."

„Aber Kind!" rief Frau Regierungsräthin Arnswald mit leisem Vorwurf.

„Sie nennt sie schon Tante," jauchzte Paula von Sommer, „allgemeine Verbrüderung des Volkes, nächstens trägt Else eine rothe Petroleusenmütze; gebt Acht, ich habe es prophezeit. Sie sind Zeuge, Herr Admiral," wandte sie sich an den nebenstehenden Flitzner, welcher die Mäntel der drei Damen auf dem Arme trug.

„Ich bin Zeuge," bestätigte der Genannte, indem er

den Matrosenhut mit der freien Hand schwenkte, „heute kommt die neue Kurliste heraus, da muß die geheimnißvolle Blaue, ob Frau oder Fräulein, das Visir lüften.“

IX.

Auf dem Wege zur Heuscheuer holperte ein Wagen, denn der Weg war schlecht und das Gefährt reich bepackt. Im Fond saßen Excellenz von Sommer und Frau Regierungsräthin Arnswald, zwischen ihren bauschigen Röcken guckte das knochige, langgliedrige Gustchen mit seiner großen Nase und den lebhaften Aeuglein ziemlich kleinlaut hervor. Auf dem Rücksitze befanden sich Paula von Sommer und Else Arnswald, zwischen ihnen pustete Ottos dickliche Gestalt. Auf dem Bock neben dem Kutscher flatterte das blaue Bändchen eines schwarzlackirten Matrosenhutes, und unter diesem Hute wandte sich das Gesicht des Salonmatrosen den Damen im Wagen, insbesondere seinem dos-à-dos, Paula von Sommer zu, welche complicirte Stellung selbst diesem routinirten Curmacher einige Schwierigkeiten bereitete.

„Wie meinen Sie, gnädiges Fräulein?“ fragte er jetzt, indem er auch den Oberkörper aus seiner natürlichen Lage verschob, so daß derselbe sich zu den Füßen ungefähr so verhielt, wie der Sitz eines rückwärts geschraubten Clavierstuhls zu dessen Piedestal.

„Ich meine,“ rief ihm Paula in ihrer lauten, burschikosen Weise ungenirt zu, „Guste Arnswald säße da zwischen den Mamas wie ein Klumpen Unglück.“

„Kann ich nicht auch auf den Bock?“ klagte hier Otto, nach Licht und Bewegung begehrlich.

„Hören Sie, Admiral, Sie sollen unseren Kleinen noch auf den Bock kriegen, Sie können ihn ja auf den Schooß nehmen.“

„Aber Paula,“ ermahnte hier die Generalin, welche sich eben mit Frau Arnswald über militärische Personalien unterhalten hatte und nun zu ihrem Thema zurückkehrte:

„Nein, liebe Frau Regierungsräthin, er stand beim dreiundzwanzigsten, ich weiß es ganz genau, beim Füsilier-bataillon. Paula, wo steht doch gleich das Füsilierbataillon vom dreiundzwanzigsten?“

„Warte einen Augenblick, Mama, es wird mir gleich einfallen, in Beuthen, in Gleiwitz — nein —“

„Die Dreiundzwanziger haben ihre Garnison in Neisse. Alle drei Bataillone,“ tönte hier Gustchens halb erstickte Stimme zwischen den Shawls der Mamas hervor.

„Sieh einer das Kind,“ bemerkte Excellenz Sommer wohlwollend. Sie gedachte, sich lobend nach Gustchen umzusehen, da dieselbe aber hinter ihrem Ellbogen saß und da die Generalin zu stark und schwerfällig war, gelang ihr das Experiment nicht. Demzufolge sprach sie nur im Allgemeinen hinter sich, wie ein Schauspieler auf der Bühne hinter sich zu sprechen pflegt, ohne sich umzuschauen:

„Woher weißt Du das, Kind?“

„O, ich lese alle Tage die Rangliste und immer in der Zeitung die Ernennungen. So etwas muß man doch wissen.“

„Das Kind hat Recht. Das wird einmal eine tüchtige Soldatenfrau.“

Gustchens große Nase wurde bei dem Lobe vor Vergnügen roth. Ihre enge Position schien ihr jetzt lange nicht mehr so unbehaglich wie früher. Saß sie doch sozusagen hinter einer Vorgesetzten in spe, denn wenn Victor auch bei den Ulanen stehen würde, so war doch eine Generalin der Infanterie immerhin für ihn und seine Frau eine Respectsperson.

Der Wagen rollte nun auf besserem Wege, inmitten eines harzduftenden, schönen Tannenwaldes hin. Die stattlichen Bäume waren so hoch und standen so dicht, daß nur einzelne Sonnenblitze durch die Zweige fielen und auf dem grünen, weichen Moose des Waldbodens hin und her huschten.

Else sah träumerisch auf dies Spiel von Licht und Schatten, als Paulas helle, laute Stimme sie aus ihrem Sinnen aufrüttelte.

„Na, die kluge Else sagt ja wieder nicht fix nicht fax, worüber grübelst Du denn?“

„Ich?“ rief Else.

„Ja Du! Ich wette, Du denkst an Deine Socialdemokratin, in die Du Dich so heftig verliebt hast. Wie war's eigentlich mit der, Admiral? Haben Sie schon etwas herausgebracht?“

Flitzner erwiderte vom Bocke her: „Die Person ist schlimmer, als wir dachten. In der Fremdenliste steht nur Lina Köster aus Lüttenhagen, Mecklenburg-Strelitz, das besagt doch nichts. Und da sie weder einen Arzt genommen hat, weder trinkt, noch badet, kann man nichts über sie erfahren. Ich gebe mir schon, seit sie hier ist, also acht Tage lang, alle erdenkliche Mühe, entdecke indessen nichts.

Es ist entschieden verdächtig, daß sie so gesund ist, daß sie weder badet, noch trinkt. Warum ist sie denn hier? Doch nur um zu wühlen und —"

„Ach, bitte, sprechen Sie nicht so häßlich von der Dame!"

Else sagte es und wandte dazu ihr blasses Gesicht zu dem Eifernden empor. Sie that es so heftig, daß Otto, den sie dabei gedrückt hatte, „Au, au! o Else, Du bringst mich um, ich ersticke gewiß und wahrhaftig!" ausrief.

Das Martyrium der Kinder sollte indessen bald ein Ende nehmen, denn man kam nun in die Nähe des Berges, an dessen Fuß die Gesellschaft aussteigen mußte. Die sechshundert Stufen bis zum Gipfel konnte man entweder zu Fuß zurücklegen, oder sich in einem Stuhle hinauftragen lassen.

Die Generalin zog es vor, sich sitzend hinauf zu begeben, sie war zu corpulent, um sich die sechshundert Stufen zuzumuthen. Die übrige Gesellschaft schickte sich an, zu gehen — Paula mit Flitzner („In der Noth frißt der Teufel Fliegen," flüsterte sie dabei Elsen, mit den Augen zwinkernd, zu), Frau Arnswald mit Gustchen und Else mit Otto.

Nach einer Stunde sollte oben Rendezvous sein. Das letztgenannte Paar ging ziemlich langsam, da Else sich öfter ausruhen mußte. Wenn sie außer Athem auf einer Bank saß, erzählte ihr Otto etwas, er war ganz munter und aufgelegt, wenn er mit der älteren Schwester allein war. Als sie sich einmal auf einer Bank am Wege verschnauften, sagte er:

„Du Else, hast Du den anderen Wagen unten gesehen?"

Das junge Mädchen verneinte, und Otto berichtete, daß der Wagen hinter dem Gasthause am Fuße der Heuscheuer gestanden habe.

„Wenn nun mal die nette, alte Dame auch oben wäre, weißt Du, die aus Mecklenburg? Laß den dummen Flitzmolch nur reden, Else, die Dame ist doch nett, die Anderen mögen sprechen, was sie wollen. Mir wenigstens gefällt sie, das ist doch keine Zierpuppe, wie hier die übrigen Frauenzimmer. Aber das sage ich Dir, Else, auf dem Rückwege setze ich mich auf den Bock, da kann sich der Flitzmolch zwischen Euch quetschen, der ist ja dünn genug dazu, und der kann seine Arme und Beine zusammenklappen wie ein Taschenmesser."

Else lachte, wenn ihr auch die Drohung von der Veränderung im Wagen ziemlich unheimlich war.

Es währte geraume Zeit, bis die Beiden oben anlangten. Als es geschah, fanden sie nur Frau von Sommer auf dem Plateau vor dem Gasthofe.

„Die Anderen haben das Mittagessen bestellt und sind, bis es fertig ist, nach den Felsenpartien gegangen, Elschen," sagte sie, „ich bleibe hier und will vor Tische etwas schlummern. Sie möchten mit Otto nachkommen."

„Soll ich nicht bei Ihnen bleiben, Excellenz?" fragte Else.

„Nein, Kind, Sie können mir nichts nützen. Ich lege mich drinnen in der Stube auf das Sopha und denke über den Dienst nach. Gehen Sie nur schnell! Ich glaube

übrigens, es sind außer uns noch einige Leute aus Sladowa oben, die Träger erzählten mir so etwas."

Else hatte noch nie zuvor so großartige Felsen gesehen. Sie kannte nur die Hügel ihrer Heimat und das, was sie auf der Eisenbahn- und später auf der Postfahrt von dem Glatzergebirge erblickte. Aber nun stand sie auf ihren eigenen Füßen inmitten einer Felsenwelt, die ihr wie die Trümmer einer untergegangenen Riesenstadt erschien.

Ihr märchenliebender, phantasievoller Sinn erkannte bald hier, bald da Gestalten in dem Gestein, wenn Otto auch nicht immer ihre Beobachtungen als richtig anerkennen wollte. Sie gingen zwischen engen Felsspalten hin, zu deren beiden Seiten sich der Stein weit über haushoch emporthürmte, so daß man den blauen Himmel fern über sich schimmern sah; nur gefiedertes Farnkraut nickte an den kahlen Wänden und zierliches Venushaar spann sich, einem grünen Schleier gleich, darüber hin. Es erschien Elsen wie ein Stück Feenschleier, das der neidische Fels einer anmuthigen Feenjungfrau geraubt hatte.

Hier und da sickerte es feucht aus dem Gestein, das junge Mädchen meinte, es seien Thränen eines zu Granit erstarrten Riesengeschlechtes, das hier einst gehaust und zur Strafe für seine Frevelthaten an Mensch und Thier in der Ebene nun hier bis zum jüngsten Tage büßen müsse.

Otto fing an seiner älteren Schwester Vernunft zu predigen. Das seien Ammenmärchen, Guste habe wirklich recht, der Else steckten die Geschichten der seligen Großmama noch immer zu sehr im Kopfe.

Else lachte gutmüthig, ließ sich aber nicht in dem Ausspinnen ihrer Fabelwelt stören.

So gelangten die Zwei in den sogenannten Riesengrund, eine Schlucht — noch größer und gewaltiger als die übrigen. Als sie in den Grund traten, tönte ihnen das Gemurmel von Stimmen entgegen, doch sie sahen Niemand.

Der Himmel blaute über den mächtigen Felsen, die grünen Farnkräuter nickten von der Höhe ihres Scheitels grüßend herab, draußen brannte die Julisonne glühend heiß, hier war es so erfrischend kühl, und es herrschte ein mildes gedämpftes, zauberisches Licht. Die Stimmen klangen immer näher, je weiter die Zwei schritten, Else und Otto glaubten schon, die übrige Gesellschaft habe sich einen Scherz gemacht und sich versteckt. Da kamen sie an eine Biegung des Riesengrundes und sahen eine natürliche Nische im Felsen. Ebenfalls aus dem lebenden Gestein heraus hatte man einen Sitz gehauen und auf diesem hatten sich ein Herr und eine Dame niedergelassen. Else glaubte erst, es seien Flitzner und Paula, aber nun standen die Beiden auf und sie sah — nein, es war nicht möglich!

Die Dame, ja, die war Tante Lining, aber der Herr, der — es kam gewiß nur, weil sie so oft an ihn gedacht hatte und weil sie hier in der phantastischen Felsenwildniß schon so viel Fabelwesen und Geister gesehen — da träumte sie bei wachen Sinnen.

Aber das konnte doch kein Traum sein, daß sie ihre Hand von einer warmen Menschenhand, nicht von kalten Geisterfingern erfaßt fühlte, daß sich ein kräftiger Arm um sie legte und sie an ein laut pochendes Herz gedrückt wurde? Dem Mädchen schwindelte, es schloß die Augen;

erst als es zwei warme Lippen auf den gesenkten Lidern fühlte, schlug es dieselben auf.

Ja, das war er. Das war das ernste Gesicht, welches jetzt, wie mit Sonnenglanz beleuchtet, zu ihr niederblickte, das waren die braunen Augen, welche ihren eigenen gleichen. Else konnte sie jetzt trotz der Brillengläser ganz deutlich sehen, denn ihr Haupt lag an Hans Schlichtings Brust und ihre Augen waren nur eine kurze Spanne von den seinen entfernt. Wie zärtlich und lieb sie waren, es gab nichts Schöneres auf der ganzen, weiten Gotteswelt.

Nun bewegten sich auch seine Lippen, Else lauschte dem Klange andächtig; es erschien ihr das Interessanteste und Wichtigste auf Erden, was nun kommen werde.

„Mein süßes Mädchen, mein holdes, blondes Glück!“ sagten sie.

Aber es war, als ob der Laut der Stimme den Zauber zerstöre, denn Else hob erschreckt ihren Kopf empor:

„Otto, Tante Lining!“ rief sie verwirrt, „was müssen sie von mir denken?“

Sie blickte sich scheu um, es war Niemand da. Da seufzte sie erleichtert auf und schmiegte das blonde Haupt mit einer unendlich anmuthigen, schutzsuchenden Bewegung wieder an die Brust des Mannes. Er küßte leise ihr goldenes Haar.

„Mein klein lieb Elsing, habe ich Dich endlich gefangen. Nun halte ich Dich aber auch fest, Du Bösewicht, damit mein kleiner Vogel mir nicht wieder davon flattere.“

Else sah schüchtern zu ihm auf, endlich sagte sie zagend:

„Ich, ich möchte Sie gern etwas fragen!“

„Sie? Hier ist keine Sie. Nur ein Du, verstehst Du? Erst sage es richtig, dann werde ich Dir Antwort geben. Also —“

„Ich möchte gern wissen, wie Dr. Hans Schlichting erfahren hat, daß Else Arnswald ihn — ihn —“

„Lieb hat, — meinst Du?“

Sie nickte.

„Sieh, wie klug mein kleiner Schelm sich zu helfen weiß. Also — wozu hat man eine verständige, liebe, energische ‚alte‘ Cousine, der man sein Leid über den unerhört schnippischen Korb klagt? Die Cousine sagt: ‚Ich will der Sache auf den Grund gehen. So oft zerstört ein Mißverständniß das Lebensglück zweier Menschen. Euch soll das nicht geschehen, Kinder.‘ Der armen, guten Lining ist's nämlich so ergangen, mein blonder Schatz, und nun möchte sie alles, was sie lieb hat, davor bewahren. Also sie macht sich trotz der Ernte, trotzdem sie fast unentbehrlich zu Hause ist, denn sie ist die Seele von Lüttenhagen und regiert Hof und Gut, auf den Weg. Sie kommt nach Wittfurth. Arnswalds sind ausgeflogen. Sie reist ihnen nach, obwohl der moussirende Säuerling da unten und die geputzte, klatschhafte Gesellschaft wenig Anziehendes für ihren gesunden Körper und noch gesunderen Sinn haben. Sie findet mein blondes Vögelchen, im Moose hingekauert, ganz allein und ziemlich betrübt, nicht wahr?“

Hier machte Hans Schlichting eine Pause, um die Zustimmung zu dieser eitlen Annahme in Elsens Augen zu lesen.

Als diese ihm bejahend genug zu blicken schienen, fuhr er fort:

„Tante Lining gewinnt das Vöglein im Moose lieb, sie schreibt mir einen langen Brief, sie sagt's nicht, wie sie Dir jesuitisch versprochen, aber sie schreibt. Ich komme nach Sladowa, trotzdem das Semester noch nicht zu Ende ist; wir hören, daß Ihr auf die Heuscheuer gefahren seid, wir kutschiren nach, kommen Euch zuvor, vielleicht, weil wir leichtere Waare waren, und hier im Riesengrunde finde ich meine herzliebe Kleine!"

Er machte eine Pause, es war wieder eine erstaunlich lange Rede für den stillen ernsten Privatdocenten. Und wie er Else erwartungsvoll ansah, schlang sie freiwillig beide Arme um seinen Nacken und sagte:

„Weißt Du, daß ich Tante Lining fast ebenso lieb habe wie Dich!"

„Endlich einmal Du! Wenn auch in einem so hochverrätherischen Satze," scherzte er.

„Und ich habe ihr so viel abzubitten, und die Anderen noch mehr."

„Die wunderten sich wohl, was eine so gesunde Dame hier wolle? Ach Liebchen, das Gerede der Menschen ficht Tante Lining nicht an, wenn sie das Rechte thut."

X.

Das alte graue Haus in der Ostvorstadt von Wittfurth schmückte sich, die kleinen Hausgeister tummelten sich emsig und kichernd darin umher, sie räumten Spinngewebe und Staub von den Wänden, sie wirkten fleißig und un-

ermüdlich, bis das alte, graue Haus jung aussah, wie ein rosengeschmückter Hochzeitsbitter. Denn es galt eine Braut zu ehren, die ihnen in dieser materialistischen, ungläubigen Zeit — einer Zeit, welche den kleinen Hausgeistern ihre eigene fabelhafte Existenz vor der Nase weg abgeleugnet hat — stets treu geblieben war, die gern im Dämmerstündchen an sie gedacht, die sich stets höflich und rücksichtsvoll gegen sie benommen. Wie schade, daß diese kluge Else ihr Heim nun in einem fernen Lande, in Mecklenburg-Schwerin aufschlug, denn für die Hausgeisterchen ist's bis dahin ein gar weiter, mühevoller Weg, und sie gedeihen nur in der Heimat, sie müssen auf heimischem Grund und Boden bleiben, sonst sterben sie.

Und die Hausgeister beriethen, was hier zu thun sei. Schutzlos durften sie ihren Liebling nicht in das fremde, ferne Land senden. Da meldete sich ein beherzter, kleiner Kobold, der lustigste und emsigste von allen. „Ich lasse mich in die Brauttruhe packen," rief er, „ich wag's. Hab' doch einmal vernommen, daß wir nicht zu sterben brauchen, wenn wir in der Fremde bei einem glücklichen, thätigen, frommen Paare weilen dürfen."

Und so geschah's. Er ließ sich, ohne daß die Mägde es merkten, mit dem glänzenden Linnen und schimmernden Damast in die Brauttruhe packen. Die anderen Geisterchen guckten dabei ängstlich über den Rand hinein. Doch er hatte keine Furcht.

„Juchhe!" rief er noch einmal vom Boden hinauf. „Juchhe, ich bleibe bei unserer Else!"

Ja, es galt eine Hochzeit, eine Hochzeit, welche der eine Theil der Gesellschaft von Wittfurth romantisch nannte

(und dies Adjectiv besaß bei ihr stets einen tadelnden Beigeschmack), und welche die andere Häfte ganz natürlich und passend fand. Unter diesen war Paula, die Elsen damit drohte, „sie als Logirgast zu überfallen, sowie sie erst ihr gelehrtes Huhn geheirathet habe".

Welcher Partei gehörte nun unser Freund Flitzner an? Es war nicht zu ergründen. Er enthielt sich geheimnißvoll jedes Urtheiles, und das will viel sagen. Aber was seine Spürgabe anbetraf, so zog er sich mit einem kolossalen Witze aus der Klemme und bemerkte:

„Die kleine Else Arnswald habe im Riesengrunde ein riesiges Glück gemacht, und die Tante im blauen Leinenkleide sei ganz nett, wenn man sie näher kennen lerne, er habe es sich übrigens gleich gedacht, daß es Professoren- und nicht Socialistensocken seien, welche sie in Sladowa gestrickt habe." Nachdem so sein Scharfsinn gerettet worden, wollte er sich an den Arrangements für Polterabend und Hochzeit betheiligen. Allein zu seinem Staunen zog das närrische Mädchen, welches eine so gute Partie machte, ein kleines Familienfest einem großen Stadtfeste vor.

Diese Familienfeier bot jedoch dem talentvollen Wuntzel noch genügend Gelegenheit, seine unerschöpflichen Fähigkeiten zu entfalten. Er verzehnfachte, nein, er verzwanzigfachte sich. Er war es, welcher die junge erröthende Gattin des Privatdocenten Schlichting zum erstenmal gnädige Frau nannte und damit sozusagen erst die Ehe gesellschaftlich sanctionirte, ein Vorrecht, welches er auf jeder Hochzeit in Anspruch nahm.

Bei der Hochzeitstafel saß der lustige Kurt neben Tante Lining. Ein ungleiches Paar, und dennoch unterhielten sie

sich ausgezeichnet. Kurt gelobte, nie wieder mit Liebesangelegenheiten zu scherzen, denn nicht immer komme ein so guter Engel, wie seine schöne Nachbarin, zu Hilfe und löse die Verwirrung. Ja, er nannte Tante Lining seine schöne Nachbarin, so hoch verstieg sich seine dankbare Galanterie. Fräulein Köster meinte dagegen, es sei gut, daß ihre vierzig Jahre sie vor Thorheiten schützten, aber wer sie sah, die hohe, kräftige Gestalt mit dem klugen, feinen Gesicht, dem kam dieser Schutz nicht recht genügend vor.

Papa Arnswald hielt auf dem Hochzeitsdiner eine Rede. Und was für eine Rede! Es war erst bei der Torte, und es kam darin etwas von Schwiegersöhnen, Leuchten der Geschichtsforschung und punischen Kriegen vor, sodann etwas von einer klugen Else, welche in der Decke eines Kellers eine Hacke sieht und weint. Der Wissenschaft verdankten wir es jetzt, daß alle solche Hacken aus den Wänden gelöst würden, und Doctor Hans Schlichting insonderlich verdankten wir es, daß unsere Else nun nicht mehr Märchen spinne. Papa Arnswald verfitzte sich etwas bei seiner Rede, aber das war nicht zu verwundern, denn man hatte schon viel getoastet und schon auf manches Würdigen Wohl getrunken.

Else wollte bei der Anspielung auf die Kellergeschichte ein Mäulchen ziehen, aber ihr neuer Herr und Gebieter gab ihr dazu einen herzhaften Kuß und sagte, so etwas käme auf jeder Hochzeit vor, der Papa meine es gut und sie möge nicht zimpferlich sein.

Und so ist's geschehen, daß die kluge Else jetzt nicht mehr im Keller sitzt und über Erträumtes weint, sondern in Rostock zu Mecklenburg-Schwerin Plattdeutsch lernt und

ihre eigene Wirthschaft führt, verständig, sparsam und einfach, trotzdem sie ein Mitglied der von ihr so gefürchteten Menschenklasse einen reichen Mann, geheirathet hat. Und der kleine beherzte, märkische Hausgeist? .. Er machte in dem Mecklenburg, das er und seine Wittfurther Genossen als ein halb barbarisches, der Cultur dringend bedürftiges Land anzusehen gewohnt waren, zwei wichtige Entdeckungen. Vorerst lernte er in dem gelehrten Hause, wo die römische Geschichte gleichsam in der Luft lag, daß er einem uralten Geschlechte angehöre und von den weiland Penaten abstamme. Zum Zweiten entdeckte er, daß er mit seiner frohgemuthen Hoffnung das Rechte getroffen: er mußte nicht sterben. Nein, er gedieh und waltete seines Amtes, denn er verweilte bei einem thätigen, frommen, glücklichen Paare.

La Berlinese.

Beatrice
Il cor mi dice,
Che sei nata
Per farmi felice.

„Die Marietta schreibt immer wunderlicher, Signorina mia," sagte ein italienischer Bettler zu einer jungen Dame, welche ihm den Inhalt eines eng beschriebenen Blattes vortrug.

Die in ihrer Lectüre unterbrochene Gefährtin erröthete und sah verstohlen ihr Gegenüber an.

Seine braunen Kinderaugen blickten ein wenig verdrießlich, über sein broncefarbenes Gesicht legte sich ein ungewohnter Ausdruck des Zornes, und er stampfte ungeduldig mit dem einen Beine auf, welches ihm das Schicksal gegönnt, das andere, verkrüppelte, verdiente ihm dagegen, im Vereine mit einer verstimmten Drehorgel, den kärglichen Lebensunterhalt.

„Meinen Sie, Beppino? Mir kommt es nicht anders vor," entgegnete sie anscheinend harmlos und begann schnell, doch etwas gezwungen, fortzufahren:

„Wie ich mich nach Dir sehne, dolce cuor mio, ver-

mag ich nicht zu sagen. Tag und Nacht denke ich nur an Dich, kein Zauber der Natur erscheint mir so schön, wie Dein schönes Antlitz, kein Wunder der Schöpfung so herrlich, wie das Blatt, welches Deine Hand berührte. O, wenn ich Dich nur einmal wiedersehen könnte, anima mia, welches Glück —"

Schon gut," brummte Beppino, „nun schließt sie wieder:

‚wie immer Deine Dich anbetende

Marietta.'

Das kenne ich schon. 's ist ja ganz recht und hübsch, daß sie mich so liebt, die arme Kleine, und ich wollte ihr auch nicht rathen, sich einen andern Schatz zu nehmen, aber so vornehm, so gelehrt braucht sie's nicht zu machen. Mir ist's immer, als komme ich in eine feine Putzstube, wenn ich das höre, in einen Salon, wo ich keinen Platz für meine Drehorgel finde, und ein armer Künstler, wie ich, sich nicht zu Hause fühlt."

„Sie will es gewiß recht schön machen, weil sie denkt: mein Beppino ist in der großen Weltstadt, wo viele hübsche, gescheidte Mädchen sind, und da kommt ihm am Ende die Marietta vom Dorfe zu dumm vor."

„Ja, ja," lächelte der junge „Künstler" befriedigt, „'s hält schwer, treu zu sein. Corpo di Bacco, er schlug sich vergnügt mit der flachen Hand auf seinen verkrüppelten Schenkel, „trotz meines einen Beines mache ich manche Eroberung, glauben Sie's wohl, Signorina? Besonders so die feinen Damen plaudern gern mit dem Beppino von dem schönen Italien. ‚Ah siete Italiano?' sagen sie. ‚Si Signora!' ‚Anch' io sono stata in Italia,' ant-

worten sie, und so giebt ein Wörtlein das andere. Aber nun habe ich Sie schon zu lange aufgehalten, Signorina Margherita, vielen Dank und auf Wiedersehen!“

Beppino war bei der Erinnerung an seine Triumphe ganz munter geworden. „Ragazza mia, favellami d'amor,“ trällerte er, indem er den Leierkasten aufnahm und fortging. Sein braunes Gesicht hatte nun einen schelmischen Ausdruck und seine Augen blitzten; trotz des einen Beines war er ein echtes Kind seines Landes in der leicht wechselnden Stimmung und der kindlich frohen Liebenswürdigkeit, welcher das Gefühl eigener Unwiderstehlichkeit keinen Abbruch thut, so unbefangen naiv zeigt es sich.

Die Dame blieb allein zurück. Von der Bank des Thiergartens, die ihr Stelldicheinplatz mit dem armen Freunde gewesen, konnte sie ein gutes Stück des Weges übersehen, welchen der junge Bettler einschlug. Sie schaute ihm sinnend nach, bis er verschwunden war, dann sah sie sich spähend um.

Die Sonne stand hoch am Himmel, flimmernde Gluth senkte sich von ihr nieder auf Baum und Strauch; neckisch fielen die goldenen Strahlen durch die Zweige der Kastanien und Eichen, auf das sanfte Grün der Rasenflächen, auf das weiße Marmordenkmal, das sich von dem grünen Laubhintergrunde wie von einer Wand abhob. Außer diesen stummen Zeugen war aber keine Seele in der Nähe, da die Mittagshitze die Spaziergänger verscheuchte.

Das Mädchen zog hastig Mariettas Brief hervor, Beppino hatte ihn in dem Stolze über seine Eroberungen vergessen, und betrachtete zärtlich die Schriftzüge, welche

für die einer italienischen Bäuerin merkwürdig sicher und fest waren.

„Es kann nicht anders sein," flüsterte sie lächelnd, „heute hat er sich verrathen, denn er fügt hinzu: „Viel tausend Grüße Deiner klugen Freundin, die Dir die Briefe schreibt. Wie gerne sähe ich einmal in ihre grauen Augen! Sie sind grau, sagtest Du es nicht —?"

Diese Nachschrift hatte sie Beppino nicht vorlesen können; er selbst hatte schon öfters gesagt: „Unmöglich, daß Marietta dergleichen schreibt, dazu ist's zu vornehm. Gewiß hat sie den Signor Cappellano darum gebeten, denn der versteht's, der versteht alles. Aber Ehrwürden sollten sich so tolles Zeug ausdenken? Nein, nein. Wenn sie nur nicht einen anderen Schatz . . ." Bei dem bloßen Gedanken hatte sich Beppinos Faust geballt und seine Augen hatten eifersüchtig geblitzt. Wenn er sich auch ein Plauderstündchen mit einer schönen Berlinese gestattete, so verstand er doch in Betreff Mariettas keinen Spaß. Durfte ihm da Margherita — im gewöhnlichen Leben, nicht in ihrem Traumreiche, trug sie statt des tönenden Namens der italienischen Königin den einfacheren Gretchen Delius — durfte sie ihm ihren Verdacht mittheilen? Nein, das ging nicht.

Wie war sie nur gekommen, die merkwürdige Freundschaft zwischen dem ungleichen Paare? . . . Heute wurden es sechs Monate, da begann's.

Gretchen war mit ihrer Mutter — ihren Vater hatte sie schon als Kind verloren — von einer Reise nach der Märchenstadt Oberitaliens, Venedig, zurückgekehrt. Dort hatte sie mit der sonnigen Luft der Adria, mit dem

Zauber von Venedigs meerentstiegener Schönheit die Liebe zu Italien eingeathmet, eingesogen. Und als sie, noch voll der Wunder, frischbegeistert heimkehrte, sah sie eines Tages auf einem der Hauptplätze Berlins einen jungen Bettler den Leierkasten spielen.

Der Typus seines Gesichtes war zu sprechend, es mußte ein Italiener sein.

Trotz ihrer zweiundzwanzig Jahre kam sich Margarethe wie ein Schulmädchen vor, als sie stotternd den in Venedig geübten Gruß wiederholte und dem Bettler mit einem „Buon giorno“ eine Münze reichte.

„Tante grazie, Signorina,“ sagte dieser überrascht und blickte sie so freundlich, ach! so freundlich an, daß Margarethe ihn in dem Augenblicke schöner fand, als den jungen Doktor, bei welchem sie im vorigen Winter geologische Vorträge gehört, und für den sie in Ermangelung eines anderen Gegenstandes geschwärmt hatte. Ernst — trotz ihrer Achtung vor der Wissenschaft und vor des jungen Doctors Gelehrsamkeit nannte sie ihn in ihren Mußestunden, in ihren wachen Träumen bei seinem Vornamen — hatte nicht so schelmische Augen, außerdem trug er leider eine Brille, und Gretchen war bei dem abendlichen Gaslicht nie über Farbe, Form und Ausdruck in's Reine gekommen. Außerdem war Ernst ein Berliner, nach Ansicht der kleinen Schwärmerin ein entschiedener Fehler! Dieser Unbekannte dagegen war ein Italiener, ein Kind jenes Volkes, welches Margarethen seit ihrer letzten Reise die Poesie des Lebens verkörperte.

„Wie heißen Sie?“ fragte die kühne, welterfahrene Berlinese schüchtern.

„Beppino Bonini, Signorina mia!“

Beppino Bonini! Auch das war so reizend. Viel hübscher als Ernst Bernhard. Lange nicht so kalt, so hart, so abweisend und streng, wie die Brillengläser des stumm Verehrten.

Beppino Bonini! klang es ihr den ganzen Tag vor den Ohren. Unwillkürlich sang sie es nach der Melodie ihres Lieblings-Walzers, und siehe! es paßte wie dazu geschaffen.

Ihrer Mutter erzählte sie von dem Abenteuer nichts. Niemand, keine Menschenseele sollte davon erfahren; das hieße ja, ihm den Blüthenstaub, den Zauber abstreifen.

Aber Gretchen fand es am nächsten Tage unbedingt nöthig, eine Freundin zu besuchen, deren Haus in der Nähe des Platzes lag, auf welchem sich gestern das ewig Denkwürdige zugetragen. Wirklich, da stand er und spielte die Serenade des Boccaccio:

„Beatrice
Il cor mi dice
Che sei nata
Per farmi felice . . .“

Er nickte ihr schon von Weitem zu, so konnte sie ja gar nicht anders, als ein wenig mit ihm plaudern.

Und so ging es einige Zeit weiter, bis die Beiden ganz gute Freunde wurden und ihr Beppino eines Tages anvertraute, daß er daheim, in einem Städtchen des Sabiner Gebirges, in Tivoli, eine Braut habe, und daß er hoffe, bald soviel zusammen zu orgeln, um nach dem schönen Italien zurückzukehren und Marietta zu freien.

Anfangs war das Gretchen gar nicht recht. Natür-

lich konnte von Eifersucht bei ihr nicht die Rede sein — sie, die Tochter eines Majors, und Beppino, ein Bettler, d. h. ein Künstler, verbesserte sie sich, da ihr Freund mit dem Stolze seiner Nation nicht anders genannt sein wollte. Doch, es war so hübsch gewesen, diesen Beppino, dem gegenüber sie sich wie eine Mutter vorkam (er war zwanzig Jahre alt, sie zweiundzwanzig) so ganz allein für sich zu haben. Indessen, man muß seiner Stellung Opfer bringen, und dann — im Grunde konnte sie sich ja nur freuen, daß er glücklich war. So legte sie sich die Sache zurecht. Doch es geschah mit einem gewissen Heroismus, als sie die erste Frage jeder Frau in ähnlichen Fällen that:

„Wie sieht sie denn aus?"

„Ganz anders, als Sie, Signorina mia, Sie sind blond, d. h. dunkelblond, Marietta hat krauses, schwarzes Haar und statt Ihrer grauen Augen hat sie braune, in der Farbe der Kastanien. Aber wissen Sie, worin Sie ihr gleichen? Sie haben denselben Mund, einen Mund zum Küssen; verzeihen Sie, Signorina, wir Italiener, besonders wir Künstler, sind aufrichtige Leute. Und sehen Sie, wenn Sie mir einen großen Gefallen thun wollen, so schreiben Sie einmal an die Marietta, damit das arme Ding erfährt, wie's mir geht. Corpo di Bacco, wird die eine Freude haben!"

Da bot sich eine Gelegenheit sich wahrhaft edel zu zeigen, ganz nach der Art des Jeune homme pauvre von Octave Feuillet, für welchen sich Gretchen in der ersten Klasse der höheren Töchterschule hoch begeistert hatte.

„Sehr gern, Beppino," sagte sie, und das war der Anfang einer Correspondenz gewesen, die nun schon Monate

währte, denn Marietta hatte zu des jungen Italieners Freude gleich geantwortet.

„Diamine, wußte gar nicht, daß die Kleine schreiben kann," hatte er vergnügt gelacht, „muß sie bei der Engländerin, Miß Ella, gelernt haben, wo sie Wäscherin war, als ich fortging." Und er hatte das Blatt, dessen Inhalt ihm Gretchen vorlas, andächtig, ja mit einer gewissen Scheu in die Hand genommen, als sei es eine Zauberformel, die nöthigenfalls auch Unheil anrichten könne.

Auch Margarethe hatte sich über die festen sicheren Schriftzüge gewundert; doch sie kannte von Venedig die öffentlichen Schreiber, die von früh bis spät auf offener Straße sitzen und selbst von Verliebten in zarte Beziehungen eingeweiht werden. Aber gab es dergleichen in dem kleinen Tivoli? Bis in die Gegend von Rom war sie nicht gekommen, das entzog sich ihrer Beurtheilung. Vielleicht leistete ein gefälliger Bekannter Marietta diesen Dienst. Jedenfalls wollte Gretchen dem guten Beppo nicht die Freude über seine kluge Kleine rauben und sagte nichts von ihrem Bedenken.

Doch auch der junge Künstler war nicht blind. Erst entzückte ihn so viel Gelehrsamkeit, dann begann er, sich über die Briefe zu ärgern. Er verstand sie nicht mehr. Sie waren zwar zärtlich, zu zärtlich — arme Kleine! — aber furchtbar hochtrabend und es schien ihm, als wendeten sie sich mehr an die Freundin, als an den Geliebten.

Das gab Margarethe zwar nicht zu, aber im Grunde mußte sie ihm recht geben. Anfangs hielt sie es für möglich, daß die Engländerin, die Gönnerin Mariettas, die Briefe verfasse. Doch dieselben klangen zu wenig englisch —

Margarethe mußte das beurtheilen können, denn sie las pflichtgetreu alle neuen Romane der Tauchnitz-Ausgabe — und dann hatten sie auch nicht die Sprache einer Frau. In dem romantischen Köpfchen der jungen polyglotten Berlinese stand es fest: Ein Mann, ein interessanter Mann schrieb der römischen Bäuerin die Liebesbriefe und derselbe richtete sie schon lange nicht mehr an Beppino, sondern an die Freundin des verkrüppelten Bettlers.

Ja, sie war eitel genug, das anzunehmen, und excentrisch genug, einen eigenen Reiz in dieser Correspondenz zu finden Wie mochte er wohl aussehen! Ob sie ihn je sehen würde?

„Sie sind wohl eine Künstlerin, mein Fräulein," weckte sie hier eine Stimme aus ihrer Träumerei. „Auch ich verehre den großen Meister, welcher uns dies Denkmal schuf."

Unbewußt hatte sie, während ihr die Erlebnisse der letzten sechs Monate vor die Seele traten, das Marmormonument ihr gegenüber angestarrt. Nun kam sie unschuldig in den Verdacht, an dem neu errichteten Meisterwerke der Plastik Kritik zu üben. Ein junger Mensch, nach der neuesten Mode gekleidet, hellgrau mit einer cravate bleu marin — prima qualité nannte er gewiß die Seide, wenn er sie verkaufte — stand neben ihr. Das italienisirte Gretchen warf ihm einen Blick zu, welcher Ueberraschung, Entrüstung ausdrücken und zugleich eine vernichtende Wirkung ausüben sollte, nahm den neben ihr liegenden Sonnenschirm von der Bank und eilte nach Hause.

II.

Drei Jahre sind vergangen. In Margarethens Leben hat sich viel verändert. Als sie von dem Stelldichein im Thiergarten zurückkehrte, wurde sie hart und rauh durch die Wirklichkeit aus dem Reiche ihrer Träume gerissen.

Frau Delius hatte schon vor Margarethens Spaziergang über Halsschmerzen geklagt, aber doch in ihrer Schwäche und Güte für das einzige Töchterchen darauf bestanden, daß dieses die gewohnte Bewegung in der frischen Luft nicht entbehre. Wie nun die junge Schwärmerin endlich heimkehrte, hatte sich das Unwohlsein der Mutter bedeutend verschlimmert. Es erwies sich als ein Anfall von Diphtheritis. Schon nach wenigen Tagen starb Frau Delius und ließ Margarethen allein, trostlos zurück. Jetzt erst entdeckte sie, was sie an der allezeit guten, vielleicht zu guten Mutter besessen. Sie machte sich die schwersten Vorwürfe, noch während der Erkrankung fortgegangen zu sein; sie schalt sich unkindlich, unwahr, daß sie der guten, lieben Mama nicht die Geschichte von Beppino erzählt habe. Was an sich harmlos genug gewesen war, das erschien ihr nun wie ein Unrecht, da es sie hatte die Mutter vernachlässigen lassen. Und wie um Margarethen zu beweisen, was sie an dieser besten Freundin verloren, wie zärtlich sie bisher gehütet worden, traten ihr Menschen und Geschick gleich grausam gegenüber. Grausam wenigstens erschien ihrer feinfühlenden, durch Liebe verwöhnten Seele die Lieblosigkeit ihrer nächsten Umgebung.

In ihrem Schmerze berührte sie die Nachricht kaum, daß — wie sich nach dem Todesfalle herausstellte — ein mit dem Vermögen der Damen betrauter Bruder der

Majorin dies in Eisenbahnpapieren angelegt, welche bei der jetzt eingetretenen finanziellen Calamität so gut wie werthlos waren. Erst später, als die Verwaiste die Verwandten überlegen hörte, was nun mit ihr geschehen solle, als jeder eine andere Entschuldigung fand, weshalb er sie nicht aufnehmen könne, wurde ihr klar, was es heißt: nichts zu besitzen.

„Ich will Lehrerin werden!“ rief sie, sich aufraffend.

„Aber Kind, Du verstehst ja nichts von Pädagogik,“ wandte der Oheim ein, um nicht den Anschein zu erwecken, als hätte er in seinem Interesse zu bereitwillig zugestimmt.

„Ich, ich —“ ihre Augen begannen zu leuchten, „ich will in Rom deutschen Unterricht geben.“

„Wenn Du durchaus darauf bestehst, liebes Kind, ich habe in Italien viele Verbindungen, das träfe sich allerdings günstig.“

So sollte sie Beppinos Vaterland wiedersehen. Er selbst erwies sich im Unglück als ein echter Freund. Wie er hörte, welch ein Schicksal Margarethe betroffen, kam er auf seinem Stelzfuße zu der Weinenden gehumpelt und bot ihr sein für die künftige Wirthschaft sauer erspartes kleines Capital an. Das entlockte ihr wieder das erste Lächeln, und an ihren Wimpern glänzten Freudenthränen, als sie dem armen Freunde warm die Hand drückte und das Anerbieten dankend ablehnte. Ja, sie hätte ihn in dem Augenblicke küssen mögen, wie er so treuherzig dastand und sie mit den braunen Augen, welche sie einst viel schöner als die des jungen Geologen gefunden — warum fiel ihr das gerade jetzt wieder ein? — so theilnahmsvoll anblickte. Sie meinte die Liebenswürdigkeit und Herzensgüte seines Volkes in dem armen

Krüppel verkörpert zu sehen, und der Entschluß, nach Italien zu gehen, wurde ihr lieber als je.

„Ich reise nach Rom, Beppino, und werde eine Lehrerin," sagte sie. „Ich will mir dort mein Brot verdienen."

„O, dann sehen Sie gewiß meine Marietta!" rief er. „Corpo di Bacco, sagen Sie ihr, daß der Beppino bald zu seiner Kleinen kommen wird. Dann sind wir alle drei dort beisammen, Signorina mia. Wird das ein Leben werden! Aber wer schreibt nun meine Briefe? Doch darum grämen Sie sich nicht," fügte er tröstend hinzu, „ich werde schon Jemanden finden. Und dann halte ich auch nicht mehr viel von dem Schreiben, ich komme lieber selbst. Vierter Klasse braucht man ja nur vier Maringhi zu der Reise."

Das war das letzte Mal gewesen, wo Margarethe ihren Beppo sah. Nun weilte sie schon drei Jahre in Rom und hatte nach mancherlei vergeblicher Mühe auch eine Stelle an einer römischen Schule gefunden. Aber sie hatte weder Beppo noch Marietta getroffen. Kein Wunder, sie war ja nie nach Tivoli hinausgefahren. Es hielt sie ein unbestimmtes Gefühl der Scheu zurück. Sie schämte sich ihrer romantischen Correspondenz und fürchtete, den Briefsteller zu sehen. Vielleicht, sogar wahrscheinlich eine sehr vergebliche Furcht und dennoch . . .

Margarethe saß an dem Schreibtische ihres kleinen Stübchens, welches nach einem Hofe der Via Sistina hinaussah, doch auf keinen langweiligen, kellerähnlichen Hof, wie ihn auch die vornehmsten Häuser in Berlin haben. Ein großer Feigenstamm da unten begann sich zu belauben, denn es war Ende März; ein paar Orangenbäume trugen noch die Früchte des Winters; die Pfirsichsträucher blühten

rosenroth und die Veilchen sandten ihren Duft bis zu dem offenen Fenster empor.

Das Mädchen blickte auf all' die Frühlingsgrüße nieder und seufzte: „Wem nichts mehr im Leben geblieben ist, der gehe nach Rom," sagte Ouida, ihre liebste englische Schriftstellerin.

„Von fünfundzwanzig Jahren ist man eine alte Jungfer," sprach sie halblaut, „hat man mit dem Leben abgeschlossen. Ich bin nur noch eine Arbeitsmaschine, erfülle meine Pflicht, weiter nichts. Hier," sie legte die Hand auf's Herz, „regt sich nichts mehr, nichts . . ."

„Was für dummes Zeug redest Du denn da, Duckmäuser!" rief lustig eine helle Stimme. „Verzeih' mir, daß ich eingetreten bin, aber Du hörtest ja auf kein Klopfen."

Eine junge Dame mit keckem Federhut auf dem blonden, krausen Haar war rasch über die Schwelle geschritten. Sie warf den bunten römischen Shawl, welchen sie malerisch um die Schultern geschlungen trug, rücksichtslos auf den Boden, so daß sich ihr eleganter Wuchs in der kleidsamen braunen Sammtjacke frei zeigte, warf sich dann selbst in die Ecke des Sophas und plauderte weiter:

„Du darfst nicht hier sitzen und träumen, Rita, Du wirst ganz blaß dabei und Deine Augen immer größer. Sieh' mich an!" Sie richtete ihre volle, schöne Gestalt empor, deutete auf ihre rosigen Wangen und sagte: „Folgen der Bewegung in freier Luft, viel Ozon, viel bistecche, genug Wein von den castelli romani und wenig Malen. Was ich aber male, wird verkauft. Von der biondina russa will Jeder ein Andenken haben, und da sie sonst keine zarten ricordi giebt, kauft man Bilder. Bis auf die

kleinste Skizze bin ich in diesem Carneval ausverkauft. Nun heißt's, neue Studien machen. Ich habe schon den Plan fertig. Nachmittags muß Dich Deine dumme Schule freilassen. Mit dem Director sprach ich schon. Man kann ja mit den Männern alles machen, wenn man sie nur zu nehmen weiß. Also heute fängt der Gesundheitscursus an, Du fährst mit mir in die Villa Wolkonsky. Es ist Dein Lieblingspark und ich will dort einen Bogen des alten, epheubewachsenen Aquäductes malen und ein Stückchen Campagna und die Sabiner Berge durchgucken lassen. Wie findest Du die Idee? . . . Hast Du keine Cigarretten? Du läßt mich ja mit trockenem Munde dasitzen."

„Alexandra, wie oft habe ich Dich schon gebeten, dieses Laster zu lassen!"

„Bah, Laster! Wir Russinnen haben, wenn wir auch Deutschrussinnen sind, das Vorrecht, das zu thun, was Ihr armen deutschen Mägdlein Euch nur heimlich gestattet. Natürlich Du nicht, Schulmeisterin, Tugendheld," rief sie auf Margarethens abwehrende Bewegung. „Ja, ja, schlechtes Beispiel, unweiblich, man riecht nach Rauch, alle Poesie geht verloren; der Kuß eines Mädchenmundes, der durch Cigarretten entheiligt ist, schmeckt nicht mehr. So heißen ja bei Euch wohl all' die Redensarten," schwatzte sie weiter, indem sie mit der Spitze ihres Sonnenschirmes auf ihre eleganten Lackstiefelchen schlug. „Siehst Du, Rita, ich habe durchaus nicht die Absicht, ein Musterbild, ein weibliches Ideal für kommende Geschlechter zu sein," sprach sie mit drolligem Pathos. „Keine Mutter der Gracchen, keine Königin Luise, sondern einfach Alexandra von Sanden, die biondina, ein Wesen, das sich amüsirt, dessen Ehrgeiz es

ist, mehr Liebe als Respect einzuflößen, das gefallen will und gefällt."

„Du eitler, kleiner Uebermuth," schalt Margarethe zärtlich, „mach Dich nicht schlechter, als Du bist."

„Du dagegen," fuhr die Andere, ohne den Einwurf zu beachten, fort, „Du wirst vielleicht einmal von einem strebsamen jungen Bildhauer auf ein Piedestal gesetzt und darunter schreibt man: Sie starb für eine Idee!"

Die Russin lachte lustig auf, Margarethe stimmte, wenn auch etwas gezwungen, ein.

Eine achtlose, leichtlebige Natur trifft oft in unheimlich scharfer Weise den wunden Punkt, das Siegfriedmal in der Seele eines stillen, schwärmerischen Menschen. Erschien es Margarethen nicht in der That als das höchste Ziel des Daseins, sich einem edeln, großen Gedanken zum Opfer zu bringen?

„In die Villa Wolkonsky gehe ich gern mit Dir," sagte sie; „ich liebe sie von den Villen Roms am meisten. Keiner der fürstlichen Parks ist so poetisch."

„Und so einsam," vollendete Alexandra. . . . „Sonst ist sie mir viel zu weltentlegen, doch heute will und muß ich fleißig sein. Ich werde mich selbst übertreffen und ein unsterbliches Werk schaffen. Laß uns eilen. Mein Famulus, das heißt Carlino, mit den Malgeräthschaften ist schon da. Ich habe ihm eine köstliche Livrée auf seinen Kittel gepinselt. Fürstliche Wappenknöpfe — soll ein Omen sein — und brillant gestickte Aufschläge!"

„Das arme Kind!" bedauerte Margarethe gutmüthig.

„Ach was, er ist stolz auf sein Gefieder. Schmücke Dich nun, carina, schling' Dir ein Band in's Lockenhaar —

ach so, Du trägst ja Dein Haar glatt über die Ohren gescheitelt auf Puritanerweise!“

„Alexandra!“ drohte die Freundin leise.

Unbeirrt fuhr die Andere mit drolliger Feierlichkeit fort. „Gestehe Unglückliche, warst Du immer so? Ich habe Dich im Verdacht, daß es der Rückschlag von etwas — hm — Anderem ist. Ich meine das nicht böse, Kind,“ sagte sie, als Margarethe betroffen, ernst aussah, „nur ein wenig zu warm, zu hitzig. Seit ich die Ehre habe, Dich zu kennen, nun wohl schon zwei Jahre, führst Du das Dasein einer Pflanze, Du vegetirst. Entsetzlich unnatürlich bei einem jungen Mädchen. Kann auch nicht andauern. Ich prophezeihe Dir, Rituccia, es nimmt ein fürchterliches Ende, das heißt, Du wirst Dich fürchterlich verlieben, um Dich für Deinen Verpuppungs-Zustand zu entschädigen.“

Margarethens Mund schloß sich bei den letzten Worten in unbewußter Abwehr fest und streng, sie antwortete nicht. Warum mußte sie aber immer wieder an die thörichten Worte denken, welche — wie sie sich sagte — keinen tieferen Werth hatten, als das muntere Rauschen eines Bergbaches, der unbedacht, ohne Zweck und Ziel von Stein zu Stein hüpft, hier neckisch die Blumen an seinem Rande bespritzt, dort mit einem ehrwürdigen bemoosten Felsblock schäkert?

Die beiden Damen stiegen auf der Piazza Barberini in einen der kleinen römischen Einspänner und rollten schnell ihrem Bestimmungsorte zu. Sie fuhren durch das neu angelegte Stadtviertel des Esquilin, passirten die gerade moderne Via Nazionale und gelangten dann an der prunk-

vollen Kirche Santa Maria Maggiore vorbei über das freie Feld, welches sich zwischen der eleganten Vorstadt und dem Lateran ausbreitet. Unterwegs trafen sie eine Compagnie italienischer Infanterie. Die grauen Kittel der Soldaten waren bestaubt, denn die Sonne Roms hatte sich schon auf dem Uebungsmarsche fühlbar gemacht, und es hatte lange nicht geregnet. Einige der Offiziere waren damit beschäftigt, die leinenen Schutzkappen von ihren hellblauen, mit schwarzem Sammet geränderten Mützen abzuziehen, bevor sie in die Stadt kamen. Alexandra belustigte sich über die Verlegenheit ihrer Bekannten, die sie auf so sparsamen Schlichen ertappte. Sie erwiderte deren Grüße, während es schelmisch in ihren Augen zwinkerte.

„Hast Du Urbani gesehen?“ flüsterte sie Margarethen zu. „Wie roth er war, der Arme. Und wie selbstgefällig der dicke Capitän sich den Schnurrbart drehte! Da sage mir noch Einer, daß die Männer nicht eitler als die Frauen sind.“

Alexandra war in heiterster Stimmung, als sie vor dem Thore der Villa anlangten.

„Wie — noch ein Wagen!“ rief sie, „und es ist doch heute kein Besuchstag. Welcher Kecke wagt es, unser trauliches tête-à-tête zu stören? Ich muß gestehen, ich bin gespannt.“

Margarethe hatte zu dem allen eine ziemlich gleichgiltige Miene gemacht, aber als die Mädchen zwischen den Rosenhecken der Villa hinwanderten, rief sie lebhaft: „O sieh! Alexandra, wie herrlich,“ und ein leises Roth färbte ihr bleiches Gesicht, aus dem die dunkelgrauen Augen so groß, viel zu groß hervorblickten. „Schau, dort die Cypressen

und die Palmen. Ach, wie habe ich mich stets nach Palmen gesehnt."

„Der Fichtenbaum träumt von einer Palme, die fern im Morgenland, einsam, in heißer Sonnengluth . . . . oder wie sagt doch Euer Heine? Da hast Du es. Schon wieder identificirst Du Dich mit einer Pflanze. Ein neues Beispiel für meine Theorie. Sei doch ein Mensch und freue Dich des rosigen Lichts."

„Bäume sind oft besser als Menschen," bemerkte die Gescholtene tragisch.

„Mir sind sie zu langweilig. Deshalb will ich mir jetzt, ein zweiter Diogenes, Menschen suchen. Ah, da bist Du, Carluccio, mein Junge," rief sie einem kleinen Buben zu, der sich mit übergeschlagenen Füßen auf einem Feldstuhle niedergelassen hatte und ein Blatt Papier in ehrbarer Entfernung vor sich hielt, gerade wie ein Weitsichtiger oder ein Maler, der sein Werk prüft. Er zog dabei die Stirn in zwei tiefe, gedankenvolle Falten.

„Das ist die Lieblingspositur seines letzten Herrn," raunte die Malerin ihrer Freundin zu, „das Kind hat ein riesiges Schauspielertalent, wie mehr oder minder alle Italiener. Carluccio cattivo, was machst Du da?" rief sie nun.

Das Kind erschrak und sprang auf.

„Verzeihung, Signorina, die Skizze ist so hübsch!" antwortete der Schlaukopf, indem seine schwarzen Augen halb schelmisch, halb bittend zu dem jungen Mädchen emporblickten. „Ich habe der Signorina auch etwas zu sagen," fuhr er eilig fort, um ihr keine Zeit zu Einwendungen oder Scheltworten zu geben. „Vorhin kam ein schöner

Herr, schön wie Sie, aber schwarz, ganz schwarz, und der fragte: ‚Wessen Sachen sind dies?‘ ‚Sie gehören der Signorina Alexandra von Sanden,‘ sage ich. ‚Wie, mein Sohn, der Alexandra? Sie ist ja meine Freundin. ’s ist doch die bella biondina russa?‘ ‚Ja, Signore, und sie wird mit jedem Tage schöner, sage ich.‘“

„Das geht Dich gar nichts an,“ fiel ihm Alexandra in's Wort. „Weißt Du, daß es sich nicht schickt, Damen schön zu finden?“

„O, Signorina!“ lachte Carlino ungläubig, „beten wir doch auch zu unserer Madonna — Gott segne sie — weil sie schön ist und gut . . . ja natürlich auch gut.“

„Mach' nicht so viel Reden. Erzähle weiter von dem Herrn,“ gebot die Malerin ungeduldig.

„Ebbene, er sagte: ‚Verrathe nichts davon, denn ich will sie überraschen. . . . Mein Gott, was hab' ich gemacht?“ rief Carlino bestürzt, da er jetzt erst merkte, in welche Klemme er sich hineingeschwatzt hatte.

„Das hast Du ja recht gewissenhaft besorgt, figlio mio,“ lachte Alexandra. Sie war zu neugierig, um ihn zu schelten. „Wer weiß, ob Du Dir nicht die ganze Geschichte aus der Luft greifst. Komm', Rita, wir wollen sehen, welche Stelle am besten zu meiner Skizze paßt, und den kleinen Schwindler sich selbst überlassen.“

Sie faßte die Freundin unter den Arm und schritt mit ihr den Gang hinab, welcher zu den Bogen des antiken Aquäducts führt. Wie die Mädchen auf den freien, mit anmuthigen Blumenanlagen geschmückten Theil des Gartens traten, sahen sie auf einer der dort befindlichen Steinbänke die Gestalt eines Mannes sitzen. Er trug einen

Schlappfilzhut und zeichnete die harmonischen Linien der Sabiner Berge, welche sich in seltener Klarheit von dem blauen Märzhimmel abhoben, in ein Skizzenbuch. Bei dem Schall nahender Schritte sprang er auf, warf einen prüfenden Blick auf die Kommenden und eilte mit ausgestreckten Händen auf Alexandra zu.

„Hab' ich Dich wieder, Bild meiner Träume!“ citirte er.

„Sind Sie noch immer der Tolle, der Lose,“ gab sie ihm munter zurück, indem sie die dargereichten Hände mit der Herzlichkeit eines guten Kameraden drückte.

„Mir tritt mit Ihnen wieder aller fröhliche Uebermuth des Carnevals vor Augen, den wir vor Jahren in Florenz zusammen verlebten.“

„Vor Jahren! Pfui, wer wird so etwas einer Dame sagen. Aber es war schön. Welchen Eindruck machte mir damals Florenz! Denn ich kam, eine frische, ungeleckte Barbarin, direct aus Rußland nach der Arnostadt. Mein Vormund hatte mich dorthin entsandt, um die Weisheit des cinquecento mit Löffeln zu essen. Aber Sie haben sich gewaltig verändert. Sie waren damals ein schmächtiger übermüthiger Jünger des Pinsels und nun — und nun“ —

„Nun?“

Sie sah ihn forschend von Kopf bis Fuß an und fuhr mit der einförmigen Erklärerstimme eines Cicerone fort: „Gestalt ungewöhnlich groß für einen Italiener, Schultern breit, Nase römisch — ach, wie beneide ich Sie darum! — Schnurrbart schwarz, Lippen genügen, Augen liegend, wie es sich für einen Cäsar schickt, Stirn und Haar unter dem Hute nicht zu sehen. Nein, nehmen Sie

ihn nicht ab, das genügt vorläufig. Nicht wahr, Rita? Erlaube, daß ich Dir meinen Freund, Cesare Ermanni — Ja, wo ist denn das Kind? Margarethe, Gretchen!“ rief Alexandra lauter.

„Heißt die junge Dame so? Sie ging fort, wahrscheinlich vertieft sie sich in das Studium einer der hier umherliegenden Göttinnen mit zerbrochener Nase.“

„Ja, sie trägt den deutschen Namen Gretchen, welchen ich in die liebenswürdige Abkürzung Rita verwandelte.“

„Aber sie ist kein Goethe'sches Gretchen?“

„Hm, eine moderne Ausgabe des Typus und eine Berlinese. Wissen Sie, was das sagen will?“

„Ich glaube es. Vielleicht ein Product neuester Berliner Ueberbildung und Erziehung?“

„Pfui! Sie sprechen von meiner Freundin wie von einer Sache. Aber das sieht Rita wieder ähnlich. Kaum habe ich sie ein wenig aufgerüttelt, so versinkt sie von Neuem in ihre Träumerei. Sie thäten ein gutes Werk, Ermanni, wenn Sie mich dabei ein wenig unterstützten, die kleine, deutsche Grüblerin in eine menschenwürdige Verfassung zu bringen.“

„Ihre Freundin? Wie harmoniren Sie nur mit einer Ihnen so ganz entgegengesetzten Natur?“

„O, les extrêmes se touchent. Uebrigens haben wir viel gemeinsame Interessen. Und dann stellen Sie sich vor, daß ich eine Freundin hätte, die ebenso gern spräche wie ich. Impossibile, amico mio. Lasse ich Sie doch kaum zu Worte kommen und Sie haben mir sicher

sehr viel zu erzählen. Sie gingen damals in das Sabiner Gebirge, nach Tivoli, wenn ich nicht irre?“

„O, das ist nicht interessant,“ entgegnete er verwirrt, und über seine schwarzen Augen senkten sich einen Moment die Lider. „Ich war lange verreist, nun bin ich wieder daheim. Lassen Sie uns lieber Ihrer Freundin nachgehen. Also eine deutsche Phantastin. Das ist ein interessanter Gegenstand für psychologische Studien.“

„Wenn Ihnen an meiner Gnade liegt, so lassen Sie das Kind in Ruhe,“ sagte Alexandra mit der liebenswürdigen Inconsequenz einer Frau. „Sie ist zu gut zu einem Spiele. Wenn Rita sich verliebt, giebt's ein Unglück.“

„So?“ erwiderte der Maler einsilbig, indem seine Augen sich voll, wie um sich zu vergewissern, ob sie scherze oder im Ernst spreche, auf Alexandra richteten und dann der schlanken Gestalt folgten, die in dem schwarzen Kleide inmitten der tausend blühenden Rosen, der weißen Marmorbilder in der sonnigen Landschaft so cypressenhaft düster erschien. Es war, als ob seine Blicke sagten: Du machst mir die Aufgabe immer begehrenswerther.

„Uebrigens wird es dahin gar nicht kommen, denn ihr Ideal ist ein ganz anderes,“ fuhr die junge Russin fort.

„So?“ antwortete ihr Gefährte wieder.

„Wie unterhaltend Sie sind, amico,“ spottete Alexandra. „Uebrigens, finden Sie nicht, daß ich mich im Italienischen sehr vervollkommnet habe? Und um es zu beweisen, verbräme ich das Gewand meiner Conversation mit dem Golde italienischen Wortschmucks. Doch es ist wahrhaftig Zeit, daß wir zu Rita gehen.“

* * *

„Dein Freund ist ein eigenthümlicher Mann," sagte Margarethe am folgenden Tage zu Alexandra. Der Gesundheitscursus war fortgesetzt worden und die beiden Mädchen hatten heute die Villa Albani zum Ziel ihres Ausfluges gewählt. „Zuweilen so übermüthig lustig und dann wieder so tiefernst. Es ist, als ob er die Heiterkeit nur wie eine Carnevalsmaske annähme, um darunter nagenden Seelenschmerz oder quälendes Unbefriedigtsein zu verbergen."

„Gespensterseherin!" scherzte die Russin. „Du hast Dir wohl schon einen ganzen Roman in Deinem romantischen Köpfchen zurecht gedichtet? Uebrigens scheinst Du Dich recht angelegentlich mit dem schönen Cesare beschäftigt zu haben. Hüte Dich, mein Kind, er pflegt Herzen zu brechen wie Rosen."

„Alexandra!" rief Margarethe, indem ihr das Blut warm in Wangen und Schläfe, ja bis an die Wurzeln ihres goldbraunen Haares schoß, „bei mir sind dergleichen Warnungen nicht nöthig. Ich bin fünfundzwanzig Jahre alt und habe mit dem Leben abgeschlossen."

„Ja, so, verzeihe, daran dachte ich nicht," entgegnete Alexandra schelmisch. „Um nun wieder auf Cesare zu kommen, so glaube ich in der That, daß Du Recht hast. Sein wechselndes Wesen entstammt aber nicht tiefem Herzensleid, was sollte ein junger Maler, den das ganze Leben anlacht, davon wissen? — Nein, es ist der Ausfluß eines anderen Gefühls."

„Nun?" fragte Margarethe gespannt.

Die junge Russin lehnte sich ein wenig auf der Steinbank zurück, auf welcher beide Mädchen saßen, betrachtete

sinnend die Spitze ihres zierlichen Stiefels und fuhr dann fort: „Ermanni ist ein genialer Mensch, talentvoll, geistreich. Vor vier Jahren tauchte er wie ein glänzendes Meteor am Kunsthimmel von Florenz auf. Seitdem hat man in Malerkreisen nichts von ihm gehört."

„Wirklich? Hörtest Du nie von ihm?"

„Nie. Wir sind in Florenz gute Kameraden gewesen, doch nur das, versteh mich recht. Ich hatte früher eben so wenig Zeit wie jetzt Lust, mich ernstlich zu verlieben. Wer Vielen gefallen will, findet es schwer, sich einem Herrn unterzuordnen."

„Alexandra," bat Margarethe weich, „wirst Du mir nie die Liebe thun, aufzuhören, Dich selbst zu bespötteln?"

„Gutes Kind, wie ernst sie alles nimmt! Ebbene, ich will's versuchen, der Gegenstand ist nur zu anziehend. Also, Ermanni ging damals plötzlich aus unserer ‚gemischten' Pension fort, nach Rom oder hier in's Sabiner Gebirge."

„In das Sabiner Gebirge?" horchte die Andere auf. „Vor vier Jahren?"

„Nun ja, warum denn nicht? Damals schien es ihm nicht besonders gut zu gehen, und nun macht er ganz den Eindruck eines gran Signore. Er reist in der Welt umher, er thut nichts."

„Vielleicht machte er eine Erbschaft," vermuthete Margarethe.

„Möglich! Schade! Ich glaube, es ist gerade das Wohlleben, welches ihn zu keiner Anstrengung kommen läßt. Du lächelst, ich nehme mich als Prediger drollig aus, nicht wahr, carina? Aber ich weiß das aus Erfahrung, obwohl ich nur ein kleines Talent bin und er ein Genie ist. Sie

schwieg und deutete mit der Hand auf die Parkanlagen der Villa Albani, auf die wundervoll schöne Umgebung, welche im ersten Frühlingsglanze reizender als je erschien.

„Sieh' um Dich, Rita. Sieh' den köstlichen blauen Himmel, die goldene Sonne Italiens, drüben im lichten Azur die Linien des Sabiner Gebirges, sieh' die Blüthenpracht des Gartens — fordert Dich nicht alles zum Genusse auf? Und steht uns nicht außer diesem wonnigen Fleckchen Erde die ganze, schöne, weite Welt offen? Warum sich da vergraben in ein dumpfes Studio, wo es nach Oelfarbe riecht, wo selbst des lieben Himmels Licht trüb' durch gemalte Scheiben bricht?"

„Besonders bei Dir, in Deinem dumpfen Atelier," fiel Margarethe neckend ein.

„Nun, Jeder schmückt sich sein Nest, so gut er kann. Aber Du mußt zugeben, daß es eines besonderen Anreizes, eines stimolo grande bedarf, um in diesem Lande zu arbeiten. Und Ermanni hat diesen stimolo nicht. Was könnte ihm wohl denselben geben?"

Die Miene tiefen Nachdenkens bei diesen Worten kleidete die junge Russin höchst drollig, so daß Margarethe unwillkürlich lächelte und scherzte:

„Die Philosophenfalte auf Deiner Stirn nimmt sich würdig aus."

„Still! Störe mich nicht! — Ich hab's! — Die Liebe, ich meine die wahrhafte Liebe. Doch nein, es geht nicht. Die glückliche würde ihn erschlaffen, die unglückliche verzehren . . . Er bedarf eines großen, erhebenden, heilsamen Schmerzes."

„Alexandra! Du wirst mir ganz unheimlich. Das

Erscheinen Deines alten Freundes hat Dich zur Philosophin gemacht. Du schiltst mich wegen meiner Romantik und Du —"

„Du steckteſt mich an, Rita. Aber Du haſt Recht, es iſt lächerlich von mir. Sieh! — quand on parle du loup, le voilà!"

Auf den im Rococogeſchmacke angelegten Wegen des Parkes kam Ermanni näher; er lüftete ſchon von Weitem grüßend den Hut, als er der Damen anſichtig wurde.

„Endlich gefunden!" rief er. „In der Via Tolentino frage ich nach der Signora Alexandra, ich höre, daß ſie mit einer Dame in die Villa Albani gefahren iſt, ich werfe mich ſchnell in einen Fiaker und da bin ich."

Er ſchüttelte der jungen Ruſſin die Hand und reichte ſie nach flüchtigem Zögern auch Margarethen.

„Und was verſchafft meinem armen Studio die hohe Ehre Ihres Beſuches?" ſcherzte Alexandra.

„Das fragen Sie noch? Ich wollte die unſterblichen Werke ſehen, welche die Meiſterin loben."

„Spötter!" Die Malerin warf die friſchen Lippen auf, und ihre Augen verſuchten, ſtrafend zu blicken, welche ungewohnte Arbeit ihnen indeſſen nur wenig gelang. „Und was haben Sie für Ihren Ruhm gethan?" ſagte ſie mit zuſammengezogenen Brauen und that nun wider Willen aus Aerger die Frage, welche ſie hatte vermeiden wollen.

„O, ich — nichts," lachte er gezwungen. „Wollen wir nicht zuſammen in das Caſino der Villa gehen? Hier iſt's ſo heiß, ſo brennende Sonnengluth."

Er ſchritt mit den beiden Mädchen an den Beeten hin, wo liebliche Frühlingsblumen ihren ſüßen Duft aus-

hauchten. Aus den Rosenbüschen steckten Hunderte kleiner Monatsrosen ihre Köpfchen neugierig in die balsamische Luft des römischen Lenztages; hier spreizten sich stolze, riesengroße Camelien an baumähnlichen Sträuchern, dort schossen hohe, steife Lilien, die Philister unter den Blumen empor. Ermanni blickte flüchtig auf die Blüthenheerschaar, welche Margarethe entzückten Auges betrachtete, als habe sie dieselbe noch nie gesehen.

Wie schön erschien ihr heute die Villa. Sie wußte selbst nicht, warum. War es nicht in der That thöricht — wie Alexandra gemeint — sich in klösterlicher Abgeschiedenheit zu vergraben, alles Herrliche, was das Leben bietet, gleichgiltig zu betrachten? War sie denn wirklich so alt, so stumpf? Fühlte sie nicht, wie ihre jungen Glieder sich in der weichen Luft wie in einem köstlichen Bade dehnten, wie der Duft und die Frische des Lenzes in ungeahntem Wohlbehagen in ihre Lungen drang? Warum sollte sie nicht das Leben genießen, so lange sie athmete in rosigem Lichte?

Der Gedanke erschreckte sie, als sie ihn so plötzlich in Worte kleidete, und unwillkürlich blieb sie stehen.

Da Alexandra in ungewohntes Schweigen versunken war, sah sich Ermanni nach seiner zweiten Gefährtin um und zog im Stillen einen Vergleich zwischen den Beiden.

Alexandras schöne, nur ein wenig zu üppige Gestalt entzückte sein Künstlerauge; von ihrem Gesicht erblickte er nur das Profil, da sie es schmollend abgewandt hielt. Er sah ein kleines, rosiges Ohr, eine weiche Kinderwange, ein durchaus nicht klassisches Stumpfnäschen, blaue, klare Augen

mit goldenen Wimpern und zwei rosige Lippen. Ja, sie war reizend und doch nicht eigentlich interessant. Ihr Antlitz war wie ein klarer Seespiegel, der keine unheimlichen Tiefen birgt und nur zuweilen, wenn der Wind mit ihm spielt, ein wenig launenhaft die Oberfläche kräuselt. Aber Leidenschaft und tiefes Empfinden fanden hier keinen Raum.

Ermanni war bei dieser Betrachtung angelangt, als Margarethe plötzlich stehen blieb. Er blickte nun zu ihr hinüber.

Was ging heute mit der deutschen Grüblerin vor? Es leuchtete so warm aus den grauen Augen, daß dieselben dunkler, größer erschienen; auf die etwas zu hageren Züge war ein zartes Roth getreten, das ihnen Rundung und Leben gab, und der schön geschwungene, ein wenig zu große Mund theilte sich, als wolle sie mit vollen Zügen das Glücksgefühl des Augenblicks einathmen.

„Es müßte anziehend sein, zu beobachten, wie sich die Blume, welche bisher im Schatten stand, in der Sonne entwickelt," dachte er. „Armes Kind! Sie muß Schweres erlebt haben, daß sie ein so strenges Gesicht machen konnte wie gestern."

Und als wollte sie seine Annahme bestätigen, verschwand wie ein kurzer Sonnenblick von einer Landschaft der glückliche Ausdruck aus Margarethens Zügen. Sie blieb ein wenig hinter den beiden Anderen zurück, Ermanni ließ sie gewähren.

Als er einige Schritte von ihr fern war, flüsterte er Alexandra zu: „Sagen Sie, meine liebenswürdige Collegin, warum trägt Ihre Freundin immer Schwarz?"

„Haben Sie deshalb vorhin meine slavische Nase so

genau ſtudirt? Alſo dies iſt das Reſultat Ihres amüſanten Schweigens? Warum Rita Schwarz trägt? Sie verlor ihre Mutter vor einigen Jahren und dann auch ihr Vermögen. Doch um Letzteres trauert man natürlich nicht, und Rita am wenigſten. Sie verſteht zu arbeiten; es ſteckt ein tüchtiger Kern in ihr," ſeufzte Alexandra, vielleicht in Erinnerung an ihre eigene Trägheit. „Ja, ein tüchtiger Kern trotz ihrer ſentimentalen Ideen."

„Sentimental? Geſtern erſchien ſie mir alles Andere als das."

„O, das iſt ein Ausdruck, den ſie ihrer Lehrerinnenwürde ſchuldig zu ſein glaubt. Doch im Grunde hat ſie ein weiches, viel zu weiches Herz. Sie hält es jetzt für abgeſtumpft, erſtorben. Ich behaupte, es muß noch einmal ein Rückſchlag kommen, und ſuche ſie zu zerſtreuen und zu erheitern. Helfen Sie mir aber nicht dabei. Hören Sie!" Sie drohte mit dem Finger, er ſtand im Begriff ihr zu antworten, als ein Herr auf ihn zukam.

Es war ein junger Mann, ungefähr in der Mitte der Zwanziger, der echte Typus des römiſchen Flaneurs, ſtets à quatre épingles nach der neueſten Mode gekleidet, mit zierlichem Schnurrbart, leichtem Backenbartanſatz, wohlfriſirtem Haar; jener Italiener, der ſeine Tage auf dem Corſo, ſeine Nächte in Geſellſchaft und Cafés, wenn nicht bei weniger harmloſem Zeitvertreib verbringt. Er iſt der geborene Curmacher aller Frauen, beſonders der verheiratheten und der Ausländerinnen, da das Spiel mit den römiſchen Mädchen ein zu gefährliches iſt. Da iſt gleich ein Vater, Bruder oder Verwandter bei der Hand, welcher mit dem galanten Herrn nicht viel Umſtände macht.

Und wenn diese Freuden vorüber sind? O, daran denken wir nicht. Und dann, o dann giebt es ja noch die Genüsse der Tafel, des Sports, des Hazards.

Es berührte Ermanni unangenehm, als sich unter dem Bogengange des Casino der Fremde zu ihnen gesellte; allein er war zu sehr ein Mann von Welt, um sich diese Empfindung merken zu lassen. Der junge Elegant eilte lebhaft auf den Maler zu.

„Ah! mein lieber Ermanni, sieht man Sie nach Ewigkeiten einmal wieder? Wohin waren Sie nur verschwunden, seit wir uns vor Jahren —?“

Der Maler war mit eigenthümlicher Spannung den Worten des Anderen gefolgt, nun unterbrach er ihn heftig:

„Erlauben Sie, Signor Conte, daß ich Sie den Damen vorstelle. Herr Graf Doria, Fräulein von Sanden aus Riga, eine meiner begabtesten Colleginnen, und Fräulein Delius, eine Berlinerin.“

„Ah! die gefeierte Künstlerin, die bella biondina russa, wie die bewundernde Welt Roms sie nennt!“ rief Doria, sich enthusiastisch zu Alexandra wendend, mit der er bald in ein lebhaftes Gespräch gerieth.

Stumm folgte Ermanni den Beiden die Marmortreppe des mit vielen Spiegeln geschmückten Hauses hinauf, Margarethe ging ebenfalls schweigend neben ihm. Als sie auf dem Absatze der einen Treppenflucht anlangten, sah er in dem hohen Spiegel, daß des Mädchens Blick forschend auf seinem Gesicht haftete, in welches ein seltsam düsterer Zug getreten war. Die Augen der Beiden trafen sich in dem Spiegel und, wie das geschah, senkte Margarethe die ihren.

Wieder fiel ihm das Bild von der Landschaft ein, welche ein Sonnenblitz überfliegt.

„Viel reizender als ewig lachender Himmel," dachte er, doch bald verdrängte die Mißempfindung über die Begegnung mit Doria diese Vorstellung.

Mechanisch gingen die Beiden neben einander her durch die Rotunde mit den herrlichen Antiken, welche Winkelmann studirt hat, durch die Cabinete mit Bildern, bis sie durch die lange Flucht der Räume in jenes Eckzimmer gelangten, wo eines der gedankenreichsten Werke des Alterthums, die Büste Aesops, steht. Fast ohne es zu wollen, ließen sich Ermanni und Margarethe vor ihr auf den mit buntem Seidendamast bezogenen Fauteuils nieder. Alexandra und Doria gingen voraus; man hörte ihr scherzendes Geplauder, das bald hier-, bald dorthin sprang, bald dieses, bald jenes Kunstwerk kritisirte.

Margarethe stützte die schmale Hand, von welcher sie den Handschuh gezogen, auf die weiße, goldbemalte Lehne des Sessels und betrachtete sinnend das feine, geistvolle Antlitz des griechischen Fabeldichters, welches den verkrüppelten Körper überragt, wie die Idee die spröde Materie.

„Es hemmt den unsterblichen Geist die Hülle des sterblichen Körpers," sagte Margarethe leise wie für sich und sie zuckte erschrocken zusammen, als eine tiefe Stimme neben ihr antwortete.

„Und doch ist es der Geist, welcher sich den Körper formt. Hier freilich war es nur bei dem Kopfe möglich. Sehen Sie die kluge Stirn, das überlegene Lächeln des Philosophen auf den schmalen Lippen! Ach, wer wie er Unsterbliches zu schaffen vermöchte!"

„Sie können es, wenn Sie nur wollen.“

Er sah sie überrascht an, und wie er ihre Augen dunkel leuchtend, mit dem Ausdruck festen Vertrauens, auf sich gerichtet sah, zog es ihm warm in's Herz, es lösten sich all' die Mißempfindungen; er vergaß den bittern Groll, die herbe Verzweiflung, welche darin geweilt. Es war ihm als müsse er ihr danken. Rasch ergriff er die zarte Hand des Mädchens und drückte sie hastig. Einem magnetischen Strome gleich floß es ihm bei der Berührung durch den Körper. Wie die weichen Finger brannten! Doch einen Augenblick nur duldete Margarethe den Druck der Hand dann sprang sie hastig auf.

„Es ist so heiß hier,“ sagte sie geängstigt, „lassen Sie uns zu Alexandra auf den Altan treten.“

Stumm folgte er ihr, und zwischen den Beiden ward an dem Tage kein Wort mehr gewechselt.

Alexandra war zu sehr mit ihrem neuen Bekannten beschäftigt, um das peinliche Schweigen des anderen Paares zu bemerken, und auch an dem folgenden Tage, wo man den Besuch der Villa Albani wiederholte, kümmerte sie sich wenig um die Freundin und Ermanni.

„Es macht mir Spaß, solch' garantirt echtes Exemplar der jeunesse dorée Roms kennen zu lernen,“ sagte sie zu Margarethe, „und mit ihm über allerhand Geistreiches und Dummes in seiner schönen lingua romana zu plaudern.“

Ermanni und Margarethe vermieden es, wie auf Uebereinkunft, allein zu sein, und wenn es dennoch geschah, herrschte zwischen ihnen gezwungenes Schweigen oder sie

unterhielten sich über gleichgiltige Dinge. Nur einmal traten sie wieder einander näher.

Es war eines Abends auf dem Monte Pincio, der unvergleichlich schönen Promenade Roms, von deren Höhe man auf die ewige Stadt in ihrer ganzen Herrlichkeit niedersieht. Unter den Palmen und Agaven der Parkanlagen spielte die Militärmusik lustige Tanzweisen und Opernmelodien. Die Sonne begann hinter der Kuppel St. Peters unterzugehen, sie beleuchtete die Höhe des Monte Mario mit seinen einsamen Pinien und ließ die Dächer und Fenster des zu ihren Füßen gelegenen Häusermeeres wie flüssiges Gold aufblitzen.

Alexandra und Margarethe saßen auf einer der in der Nähe der Balustrade befindlichen Bänke, von wo man den Sonnenuntergang am besten beobachten kann. Doria hatte sich zu ihnen gesellt und plauderte lebhaft mit der Russin. Margarathe blickte auf die schöne Piazza del Popolo mit ihrem Obelisken nieder, auf welche die Terrassentreppe des Pincio führt, dann schweiften ihre Augen zur Linken, zum Hügel des Capitol, hinüber. Der Himmel begann sein wunderbares Farbenspiel römischen Sonnenunterganges. Leichte rothe Wölkchen schwebten, wo der Wiederschein des Lichtes war, — nach den Sabiner und Albaner Bergen und dem, gleich einer Steininsel aus der Campagna emporragenden Soracte hin — wie rosige Elfen am matten Himmelsblau, und hinter der Kuppel St. Peters glühte eine Flammenwelt von Purpur und Gelb, wie sie keines Malers Pinsel wiederzugeben vermag.

Margarethe war keine Malerin. Sie hatte italienischen

Kindern die herbe, jungfräuliche Schönheit der deutschen Sprache zu erschließen und die Zungen der kleinen Südländerinnen an harte deutsche Consonantenfolgen zu gewöhnen. „Ach!“ Sie seufzte und erwachte aus ihrem Sinnen, als Alexandra munter ausrief:

„Sie kommen ja wie in einer Feerie mit bengalischer Beleuchtung, Ermanni! Doch Sie kommen gerade recht, um einen Streit zwischen mir und dem Grafen zu entscheiden. Doria behauptet, man könne aus der Handschrift den Charakter erkennen; ich meine, das ist eine veraltete Hypothese. Was sagen Sie dazu?“

Der Angeredete begrüßte die Damen und entgegnete, er müsse sich trotz aller Regeln der Galanterie auf die Seite Dorias stellen.

„Beweise!“ rief Alexandra lebhaft.

Der Graf zog ein Notizbuch aus der Tasche und reichte der jungen Russin einen Bleistift mit goldenem Griffe.

Sie gab ihm denselben zurück und sagte schelmisch: „Beginnen Sie.“

„Unter einer Bedingung,“ entgegnete er diplomatisch, „Sie müssen Alle schreiben, was ich schreibe.“

„Bewilligt!“ rief Alexandra, ehe die Andern zu antworten vermochten.

Der Graf malte mit sorgsamen, zierlichen Schriftzügen ein italienisches Liebeswort auf das Papier: Dolce cuor mio.

„Sie Jesuit!“ drohte ihm Alexandra und fügte dann kokett hinzu: „Rita und ich werden nicht unbefangen schreiben können, was uns nicht vom Herzen kommt.“

„Grausame," flüsterte der Graf so leise, daß nur sie es zu verstehen vermochte.

Sie zuckte jedoch die Achseln und warf, indem sie den kleinen Finger der vollen Hand zierlich fortstreckte, die gewünschten Worte mit vielen Häkchen und Druckern auf das Blatt.

„Reizend und capriciös wie die Schreiberin selbst," flüsterte der Graf wieder.

„Zitto, contino," sagte Alexandra schnell, und reichte das Blatt dem vor ihr stehenden Ermanni.

„Bunte Reihe. Jetzt schreiben Sie."

„Dolce cuor mio," schrieb der Maler mit festen, ein wenig kleinen Buchstaben.

Die Russin prüfte es und meinte doppelsinnig: „Größer mußt Du werden, o Freund, dann findest Du Beifall und Nachruhm."

Als sie Margarethen das elegante Buch des Grafen reichte, blieben deren Augen wie gebannt auf den letzten Worten haften.

Dolce cuor mio! Was war das? Nicht das neckische Spiel fesselte sie, sondern ein anderes. Sie kannte diese Schrift. Wie durch Zauberschlag stieg vor ihrem Geiste eine Scene auf . . . eine Bank unter heimischen Eichen, ein weißes Marmorbild, von Grün umgeben, ein bronzefarbenes Gesicht mit braunen Kinderaugen, in die sich ein verdrießlicher Ausdruck stahl. Und eine Stimme tönte vor ihrem Ohre: „Die Marietta schreibt immer wunderlicher, Signorina mia."

Und dann las eine andere Stimme, eine Mädchenstimme, aus einem eng beschriebenen Blatte: „Wie ich mich

nach Dir sehne, dolce cuor mio, vermag ich nicht zu sagen. Tag und Nacht denke ich nur an Dich, kein Zauber der Natur erscheint mir so schön, wie Dein schönes Antlitz..."

Ja, sie wußte noch all' die Worte; waren es doch dieselben, welche Marietta an Beppino, den Bettler, geschrieben, die Gretchens interessanter Unbekannter an sie gerichtet hatte. Und dieser Unbekannte — war Cesare Ermanni, darüber konnte kein Zweifel sein. Die kleinen festen Schriftzüge waren nicht zu verkennen, und stimmte nicht auch Ermannis einstiger Aufenthalt im Sabiner Gebirge, in Tivoli, mit dem Datum der Briefe überein?

Den Anderen war Margarethens Bestürzung aufgefallen; jedoch Doria und Alexandra schrieben sie der Prüderie der Lehrerin zu, mit der die junge Berlinese stets ein wenig geneckt wurde.

„Nun?" forderte Alexandra ihre Freundin auf.

Diese zuckte zusammen, fuhr sich mit der Hand über die Stirn, wie um ein Traumbild zu verscheuchen, und gehorchte dann der Mahnung.

Unwillkürlich schrieb sie in steifen, ihr fremden Zügen die gewünschten Worte.

„Das ist ja gar nicht Deine Schrift!" rief ihr Alexandra zu.

„Ich schreibe seit einiger Zeit steifer," wandte Margarethe ein.

„Ma chè, mir machst Du nichts vor. Fort mit dem Visir und bekenne Farbe, kleiner, deutscher Professor."

Wenn Margarethe vielleicht unbewußt die Absicht gehabt hatte, eine Erklärung zu vermeiden, so wurde das jetzt vereitelt. Vielleicht entsann sich auch Ermanni, der

gewiß inzwischen so viel erlebt hatte, der Handschrift in den Briefen des italienischen Bettlers nicht mehr.

Daher schrieb sie nun in klaren, langgestreckten Zügen die verhängnißvollen drei Worte.

Das Blatt wanderte von Hand zu Hand. Die junge Russin und ihr Cavalier begannen einen scherzhaften Streit und vergaßen darüber die Ursache desselben. Ermanni hatte das Buch behalten und betrachtete die verschiedenen Zeichen nachdenklich. Plötzlich richtete er die Augen voll und forschend auf Margarethe. Warum bedeckte ein glühendes Roth ihre Wangen, warum zupfte sie verlegen an den Zipfeln des kleinen Spitzentuches, welches sie um die Schulter geschlungen trug?

„Sehen Sie, wie herrlich die letzten Strahlen der Sonne hinter St. Peter hervorlugen, lassen Sie uns den vollen Ueberblick von der Brustwehr genießen," bat er und reichte dem Mädchen den Arm.

Ihr Arm zitterte in dem seinen, als sie ihm willenlos gehorchte, und dies Zittern gab ihm wieder jene Empfindung, die er schon einmal in der Villa Albani wie wonnigen Zauber empfunden hatte, eine Empfindung, die er vermeiden, fliehen mußte, wenn Ehre und Pflicht nicht ein leerer Schall sein sollten. Doch jetzt noch nicht — nur auf wenige süße Augenblicke noch nicht.

„Sie sind Beppinos Freundin?" sagte er, ohne Umschweife dem Worte gebend, was ihm auf den Lippen brannte.

„Ja!" hauchte sie unhörbar.

Er schwieg, und ihr fiel ein, er könne glauben, sie schäme sich ihres armen Freundes, und so erzählte sie ihm

von Beppino und auch, daß der verkrüppelte Bettler der Einzige gewesen sei, der nach dem Tode ihrer Mutter sich wahrhaft gut zu ihr gezeigt habe.

„Gott segne ihn dafür!“ klang es warm wie aus tiefster Brust von Ermannis Lippen, und er sah zärtlich auf den braunen Kopf an seiner Seite nieder. Ein kürzerer Haarsträhn hatte sich rebellisch aus dem puritanisch glatten Scheitel gelöst und fiel auf die weiße, gedankenvolle Stirn Ermanni hätte ihn nehmen und küssen mögen — dem Mädchen Schmerz und Sehnsucht aus den dunkeln Augen küssen mögen, doch er durfte es ja nicht.

„Sie waren der Engel eines Armen, ich — ein unbesonnener, thörichter Knabe,“ brauste er auf. „Wie oft habe ich seitdem meinen kecken Jugendübermuth bereut! Ich malte damals Marietta; sie gestand mir einst unter Thränen, daß sie weder lesen noch schreiben könne und ihr Bräutigam, der Beppino, es doch von ihr erwarte. Sie schäme sich, ihm ihre Unwissenheit zu bekennen. Ich freute mich des Abenteuers und bot ihr meine Hilfe an. Beppino theilte uns mit, eine wirkliche Signora schreibe ihm die Briefe. Was konnte es Pikanteres geben? Und wie reizte mich damals das Geheimniß! Wie oft habe ich Sie mir vorgestellt — den lieblichen Mund, die klugen Augen — doch sie sind nicht grau, nein tief dunkel wie das Meer; es sind Nixenaugen, sie wechseln Farbe und Ausdruck je nach Ihrer Stimmung, nach der Empfindung, die Ihre Brust bewegt.“

Er sah ihr mit dem Cesarenblicke, welchen Alexandra so gefährlich genannt hatte, brennend in die Augen, als wollte er in ihrer Seele lesen und sie sein eigen machen. Marga-

rethe senkte schützend die Lider, damit sie sich nicht in ihr Herz stählen, wie sich einst Madonna Lauras Blick in das Petrarcas gestohlen.

Trovammi Amor del tutto disarmato
Ed aperta la via per gli occhi al core,
Che di lagrime son fatti uscio e varco.

Sie versuchte ihren Arm aus dem seinigen zu ziehen.

„Noch nicht," bat er mit weicher schmeichelnder Stimme, „nicht ehe Sie mir meine Thorheit verzeihen, ehe Sie mir sagen, ob Sie damals auch ein wenig meiner dachten, ehe Sie mir sagen: Ich verzeihe Ihnen, Cesare."

Sie lächelte ein wenig, so daß ihr Mund einen unsagbar reizenden Zug erhielt; die dunklen Wimpern beschatteten ihre Wangen, welche sich leise zu röthen begannen. Warm durchzog es sie, als er in der Erregung des Augenblickes den Arm, der in dem seinen ruhte, leise drückte. Sie riß sich schnell von ihm los und flüsterte: „Ich verzeihe Ihnen."

„Es fehlt — Cesare."

Sie schüttelte nur mit dem Kopfe und ihre Nixenaugen blitzten schelmisch. Dann eilte sie elastisch, wie er sie nie gesehen, zu der Freundin zurück. Er folgte ihr langsam.

III.

„Soli eravamo e senza
nessun sospetto." (Dante.)

Einige Monate sind seit jenem Abende auf dem Pincio verflossen. Die Vier, welche damals dort zusammentrafen, sahen sich später nicht mehr so häufig wieder. Die eintretende

Hitze beginnt die Gesellschaft Roms zu zerstreuen. Der Eine geht hierhin, der Andere dorthin; jener an das Meer, dieser auf das Land oder in das Gebirge. Ermanni gehörte zu den letzteren, er war wieder einmal im Sabiner Gebirge verschwunden, Doria dagegen stärkte sich in dem fashionablen stabilmento di bagno von Civitavecchia für die nächste Saison. Beide hatten die Damen gefragt, was ihr Reiseziel sein werde. Alexandra hatte aber sehr geheimnißvoll damit gethan, bis Ermanni schließlich beim Abschied gelobte, er werde es dennoch zu erfunden wissen.

„Was unsern Cesare nur immer in's Sabiner Gebirge zieht?“ bemerkte Alexandra zu ihrer Freundin in dem kleinen Hofzimmer der Via Sistina, wo die Russin wieder einmal die von der Wirthin, einer echten, alten, römischen Jungfer, verpönte Cigarrette rauchte. „Uebrigens entwickelt er, was Frauen anbelangt, einen seltsamen Geschmack. Neulich sah ich ihn beim Bahnhofe mit einer graublonden Dame, sie war verschleiert, aber jung oder schön war sie nicht. Er machte eine Miene wie ein Opferlamm, und als er mich sah, wurde er roth — er roth, hast Du das schon je gesehen?“

„Vielleicht eine Verwandte.“

„Vielleicht eine Verwandte! Wie herablassend sie das sagt. Verwandte können sehr gefährlich sein, Kind. Es ist mir auch verdächtig, daß er so oft und so plötzlich im Sabiner Gebirge verschwindet. Wohin geht er? Was macht er?“

„Ich glaube, er geht nach Tivoli.“

„So? Woher weißt Du das?“

„Ich schließe es daraus, daß er dort vor Jahren einmal eine Contadina malte, die —"

Ja so, da war sie im besten Zuge, ihre Correspondenz mit Marietta oder vielmehr mit Ermanni zu verrathen. Aber war es nicht besser, sie beichtete der Freundin das Abenteuer, als daß einmal der Zufall es an den Tag brachte?

„Nun, Kind?" fragte Alexandra neugierig, indem sie eine neue Cigarrette zwischen die vollen Lippen steckte.

Margarethe erzählte, was sie an dem Abend auf dem Pincio entdeckt und was ihm in Berlin vorangegangen.

Die junge Russin nahm die Sache sehr heiter auf.

„So etwas gefällt mir," rief sie ein über das andere Mal. „Siehst Du, ich hatte Recht, als ich sagte, Du warst nicht immer ein Duckmäuser. Eine reizende, kleine Geschichte. Sei nur ruhig!" rief sie auf Margarethens ängstliche Bewegung, „ich halte natürlich reinen Mund, obgleich es ordentlich schade darum ist. Sieh', sieh' die Rituccia, die Schelmin hat Geheimnisse mit dem gefährlichen Cesare. Doch wir müssen heute beschließen, wo wir den Juli und August zubringen wollen. Ich kam dazu her!"

Sie kreuzte, während sie so sprach, die kleinen Füße, welche in spitzen ausgeschnittenen Schuhen steckten, deren durchbrochene Arbeit glänzende, dunkelrothe Seidenstrümpfe hervorsehen ließ.

„Unsere Bekannte, die Frau des Bankiers Leo, geht mit ihrem Manne an den Golf von Salerno, nach Amalfi. Ich denke, wir schließen uns ihnen an und nehmen dort Seebäder. Du bist es Deiner Gesundheit schuldig."

„Meiner Gesundheit?" lachte Margarethe.

„Nun ja, Du haſt Dich recht nett herausgemacht. Auch biſt Du ein wenig ſtärker geworden. Gratulire, carina, ſteht Dir brillant.“

„Meinſt Du?“ fragte Margarethe vergnügt.

„Sicherlich, dick iſt ſchön, nach Anſicht der Orientalen wenigſtens. Sieh' mich nur an.“

„Freilich, ſo ſchlagendem Beweiſe iſt nicht zu widerſprechen.“

„Cattiva! Aber nun zu ernſten Dingen. Gewährſt Du mir eine große Gunſt?“

„Alles, was Du willſt!“ rief Margarethe in ihrer glücklichen Stimmung.

„Verſprich mir, Dich mehr menſchlich und weniger ſchulmeiſterlich zu friſiren.“

„O, das — kann ich nicht.“

„Verſprochen iſt verſprochen, keine Winkelzüge. So gehe ich nicht mit Dir in die ſchöne Welt. Sonſt denkt Jeder, ich habe einen verkleideten Profeſſor bei mir.“

Sie ſagte es ſo drollig und lachte ſo munter, daß Margarethe einſtimmen mußte und ihr Beſtes verſprach. Die Mädchen trennten ſich nun, nachdem der Tag der Abreiſe feſtgeſetzt war.

* * *

Durch die Via Siſtina ging ein hochgewachſener Mann. Er ſah weder rechts noch links, er ſchien in einen ihn ganz beſchäftigenden Gedanken verſunken. Vor einem der Häuſer, welche dem Pincio nahe ſind, ſtand er zaudernd ſtill, dann trat er ſchnell, als folge er einem Impulſe, über die Schwelle. Er eilte drei ziemlich ſteile Treppen hinauf und klingelte

an einer Thür, wo mit geschriebenen Buchstaben auf einem weißen Papierzettel „Rosa Maroni“ stand. Ein altes Fräulein öffnete. Sie schien sehr kurzsichtig und sehr neugierig zu sein, denn sie brachte ihr Gesicht dem des Fremden auffallend nahe, als dieser sein Anliegen vorbrachte und nach Signorina Delius fragte.

„Signorina Margherita ist verreist,“ entgegnete sie kurz.

„Fort, jetzt schon?“ antwortete er mit einer Bestürzung, die ihr nicht entging und aus der sie, nach Art einsam lebender alter Fräulein, ihre Schlüsse zog.

„Wohin, Signora?“ fragte er unruhig und doch zugleich so weich bittend, daß sie, obwohl es ihr eigentlich nicht recht vorkam, an ihren geliebten Bräutigam dachte, den ihr der Tod entrissen hatte.

„Wohin?“ wiederholte er, ihr Zögern bemerkend.

„Nach Amalfi mit der Signora Alexandra, mir war es gleich nicht recht,“ gab sie unaufgefordert ihre Meinung ab.

Wie ungezogen der Signore war! Er verschwand wie der Blitz, ohne ihr ein Wort zu sagen, und ließ sie verblüfft mit der kleinen Oellampe in der Hand dastehen, von deren drei Armen Ketten niederhingen und die ganz den in Pompeji wieder aufgefundenen Geräthen glich.

„Ich trotze es dem Schicksal ab,“ murmelte der Fremde, „wenn ich noch zauderte, jetzt ist es entschieden. Ich muß sie noch einmal sehen, ehe ich auf ewig Lebewohl sage.“

Er sah nach der Uhr, der Zeiger wies auf acht.

„Um neun geht der Zug nach Neapel,“ sprach er weiter, „ich habe noch gerade Zeit.“

Eine Stunde später saß er allein in einem Coupé

erſter Klaſſe des Courierzuges, welcher des Nachts nach Neapel fährt. Die drückende Hitze des Tages hatte ſich ein wenig abgekühlt, Ermanni begann freier zu athmen.

„Gott ſei Dank, daß der Würfel gefallen iſt,“ flüſterte er, der Zuſtand war unerträglich.“

Seit jenem Abend auf dem Pincio, wo Ermanni in Margarethens Augen geleſen, daß er ihr nicht gleichgiltig ſei, befand er ſich in einem Taumel der widerſtreitendſten Empfindungen. Er hätte jauchzen mögen und doch ſich und die Welt verfluchen. Denn was ihn beſeligte wie nichts zuvor, er durfte es ja nicht genießen, da die Pflicht ihn in unlöslichen Banden geknechtet hielt. Er nahm ſich vor, Margarethen zu meiden, da er fühlte, daß er ſich in ihrer Nähe nicht zu beherrſchen vermöge, und dennoch zog es ihn mit magnetiſcher Gewalt zu ihr. Wohl hatte er früher geliebt, aber es war nichts als ein flüchtiger Traum, ein Rauſch der Sinne geweſen, deſſen wir uns, wenn wir ernüchtert aus ihm erwachen, ſchämen. Nun hatte den reiferen Mann eine ſtarke Leidenſchaft erfaßt, die nimmermehr, das empfand er deutlich, zu beſiegen ſein werde. Er liebte nicht allein die Schönheit dieſes Mädchens, er liebte ihre Seele, in die er durch ihre klugen Augen hineinzuſchauen vermeinte; er liebte ſie, wie ein Schöpfer ſein Werk, denn er fühlte: „Du haſt ſie aus ihrer Erſtarrung gelöſt, Du!“

Doch er durfte ſie nicht beſitzen, er wollte ſie nur noch einmal ſehen, ihr Lebewohl ſagen und dann ſeine Ketten ewig weiterſchleppen.

Ermanni achtete nicht auf den Weg; auch als er im Morgendämmer in dem traumhaft ſchönen Neapel anlangte, ſagte er nur: „Wann geht der nächſte Zug nach Salerno?“

„Erst in zwei Stunden," antwortete man ihm. Mechanisch nahm er einige Speisen in einem Café des Hafens zu sich, sein Auge glitt gleichgiltig über das bunte Gewimmel der Schiffe aller Nationen, über das muntere Treiben der lustigen, lärmenden Kinder der Vesuvstadt hin. Er sah nur immer nach der Uhr. Endlich rückte der Zeiger der ersehnten Stunde nahe.

Wie eine Schnecke trug ihn einer jener langsamen Züge, welche die Verbindung zwischen Neapel und Salerno vermitteln, seinem nächsten Ziele, Vietri, zu. Dort nahm er einen Wagen.

In anderer Stimmung würde er wohl auf die unvergleichliche Schönheit des Weges geachtet haben, der stets hart an der malerischen Küste des bläulichen Golfes von Salerno hinführt. Orangen- und Limonenduft wehten ihn berauschend aus den Gärten zur Seite der Straße an, er achtete dessen nicht. Gleichgiltig nur schweifte sein Blick über die unzähligen kleinen Buchten, die bald üppig bewachsen sind, bald die kahle Brust des Felsens zeigen. Wie im Traume sah er, daß bizarre Felswildniß mit den blühendsten Gartenhängen wechselte, wie im Traume fuhr er durch die weißen Ortschaften an der Küste, welche still in der Mittagssonnengluth ruhten. Nur Hunde und zerlumpte Kinder liefen lärmend dem Wagen nach, sowie dieser über das Pflaster eines Städtchens rasselte.

Die Sonne neigte sich schon, als Ermanni in dem Wirthshaus zur Luna von Amalfi anlangte, einem der malerischsten Alberghi, welche man im malerischen Italien finden kann. Denn es thront hoch auf einem Felsvorsprunge am Meere; seine Fremdenzimmer waren einst

klösterliche Zellen braunkuttiger Mönche und in seiner Mitte, in dem früheren Klosterkreuzgange mit den zierlich gekuppelten Säulenreihen, blühen Magnolien und Agaven.

Als der Wirth den Gast über den alten Klosterhof führte, trat ihnen ein Herr in den Weg; es war der Bankier Leo, den Ermanni von Rom her flüchtig kannte. Er kam Ermanni freundlich entgegen; dieser erfuhr von ihm, daß Alexandra und Margarethe ihm heute Abend bei einem ländlichen Feste in seiner Villa ihre Anwesenheit schenken würden.

Ohne Mühe erkundete Ermanni das kleine, mit einem Blumengarten umgebene Haus, in dem die biondina russa mit der tedesca wohnte. Er stieg einige Steinstufen hinauf und durchschritt einen hohen, gewölbten Flur. Niemand war zu sehen, doch draußen hatte ihm eine schwarzäugige Dirne gesagt, er möge nur hineingehen.

Er öffnete die Thür des angedeuteten Zimmers. Ein mildes Dämmerlicht herrschte hier, da sich die einzige Lampe, rosig verhüllt, auf einem Seitentische befand. Das Fenster stand offen und ließ die Strahlen des Vollmondes wie eine Fluth von Silber in das Gemach fließen.

Nahe dem Fenster saß in einem Lehnstuhle eine weibliche Gestalt — Margarethe. Sie erhob sich ein wenig beim Eintritt des Fremden, doch sie erschrak nicht.

„Ich dachte beide Damen zu treffen, ich wollte sie zum Feste bei Leo abholen," bemerkte Ermanni ziemlich ungeschickt.

„Meine Freundin ist allein dort," tönte ihm ihre sanfte Stimme entgegen, „ich hatte Kopfweh und zog es

vor, zu Hause zu bleiben. Willkommen aber in unserem kleinen Heim. Es ist lange, seit wir uns sahen!“

Wie konnte sie nur so ruhig sprechen! Mechanisch setzte er sich auf einen Stuhl ihr gegenüber, er kam sich plump und unbeholfen vor, wie ein Schulknabe. Was war aus der armen Lehrerin geworden!

Sie trug nicht mehr das schwarze Gewand, sondern ein Kleid von weißem durchsichtigem Stoff umhüllte eine Gestalt, die sonst zu schlank gewesen war und die nun voll und weich in dem schimmernden Weiß hervortrat. Der verhärmte Professor hatte sich aus einem trüben Schemenwesen in ein verführerisches Weib von Fleisch und Blut verwandelt. Das braune Haar, welches sie früher in einen glatten puritanischen Scheitel gezwängt, fiel nun in freien Wellen auf die reine Stirn und schürzte sich auf dem Hinterkopfe in einen anmuthigen Knoten; die sonst so blassen Wangen glühten wie die Rosen, welche sie auf der Brust trug.

Ermanni betrachtete sie wie gebannt. Er Thor hatte gewähnt, sie sei sein Geschöpf, der Zauber seiner Liebe habe diese Wandlung bewirkt. Nein, dazu bedurfte es eines mächtigeren Zaubers.

Margarethe bemerkte sein Verstummen und, um die peinliche Stille zu unterbrechen, fragte sie: „Wann kamen Sie hier an?“

„Heute Nachmittag. Ich traf Leo in der Luna, er lud mich ein und sagte, Sie seien auch auf dem Feste. Da wollte ich ein altes Freundesrecht in Anspruch nehmen und Sie abholen.“

„Sie werden heute an einem schönen Feste theilnehmen.

Leos Villa liegt reizend, und er läßt von den hiesigen Landmädchen eine Tarantella tanzen."

„So?" bemerkte Ermanni gleichgiltig.

„Sie sind ein wenig still, gewiß müde von der Reise."

„O nein, das nicht. Nur Sie — Sie erscheinen mir heute so anders."

„Ach! Sie meinen gewiß, daß ich das Schwarz ablegte und meinen Quäkerscheitel, wie Alexandra ihn nennt, aufgab. Alexandra hat mich überlistet und mir das Versprechen abgenommen, es zu thun."

„Und Sie sehen so — so wohl aus."

„Ja," lächelte sie glücklich, „man sagt es. Ich trete in Alexandras Fußstapfen."

Dann war es, als schäme sie sich ihrer Freimüthigkeit, denn sie fügte schnell, wie um das Gespräch auf etwas Anderes zu bringen, hinzu: „Ich las heute in meiner Einsamkeit ein merkwürdiges italienisches Buch, eine Anleitung, aus den Linien der Hand das Schicksal des Menschen zu erkennen. Ihre Landsleute sind ja groß in dergleichen Dingen. Ich stritt mich schon mit Alexandra über die Sache. Wenn ich dem Verfasser glauben will, so steht in meiner Hand ein früher Tod geschrieben."

„O!" rief er leidenschaftlich, „Sie so jung, so —" er wagte es nicht, reizend zu sagen, „und schon sterben." Er schüttelte die dichten Haarmassen aus der Stirn, abtrotzen wollte er sie dem Schicksal — das verrieth die Bewegung deutlich.

„Und dennoch steht das große M, welches Morte be-

deutet, in den Linien meiner Hand," sprach sie lächelnd, als ob sie selbst nicht daran glaube.

„Zeigen Sie es mir!" rief er herrisch.

Sie reichte ihm zögernd ihre weiche, weiße Hand.

Behutsam, wie man ein Blumenblatt erfaßt, nahm er sie und behielt sie in der seinen.

Warum kamen ihm nun die Verse in den Sinn, welche Dante in dem hohen Lied der Liebe Francesca da Rimini sprechen läßt?

„Soli eravamo e senza nessun sospetto."

Er fühlte, wie Margarethe ihm sanft ihre Hand zu entziehen versuchte, doch er wehrte es ihr und, während er sich zu ihr hinüber beugte, berührte sich ihr Haar, und es schien, als flögen elektrische Funken herüber und hinüber.

Es war so still im Gemache, daß sie das Klopfen ihrer Herzen hörten. Draußen sang ein Fischer ein süßes, neapolitanisches Volkslied; der Mond schien magisch herein, die Limonenbäume vor dem offenen Fenster dufteten berauschend, ein Myrthenbaum blühte und seine Blüthen leuchteten wie Sterne; die brennend rothen Blumen der Granaten strahlten in der klaren, sinnberückend zauberischen Sommernacht.

Wie es geschah, keiner von Beiden hätte es zu sagen vermocht. Hatten sie nicht eben noch von Tod und Sterben gesprochen? Und nun ruhten ihre Lippen aufeinander in der Wonne des ersten Kusses, fest, unlöslich als wollten sich ihre Seelen vereinen.

Und dann sank er zu Margarethens Füßen, umfaßte ihren jungen, blühenden Leib und legte sein Haupt an ihr wild klopfendes Herz.

Welche ungeahnte Seligkeit war das? Wäre es nicht Wonne gewesen, jetzt zu sterben? Warum aber sterben? Nein leben, leben wollte sie für ihn, mit ihm.

Er hatte kein Wort gesprochen, nur als er sich zu ihr neigte, ehe seine Lippen die ihren berührten, flüsterte er mit glühender Leidenschaft: „Geliebte!“

Margarethe hatte es gewußt oder doch geahnt, daß er sie liebe. Darum erschrak sie nicht, als er kam, darum hatte sie geduldig, glücklich geharrt, bis er kommen werde, darum hatte es sie gefreut, wenn man ihr sagte, sie sei schön geworden.

Für ihn wollte sie ja schön sein. War er denn nicht schön und edel wie ein Held? Sie beugte sich zärtlich nieder auf sein schwarzes Haar, das in üppiger wirrer Fülle an ihrem Busen ruhte. Sie küßte es leise. Da sah er auf und blickte ihr mit heißer Sehnsucht bange in die Augen. „Geliebte!“ flüsterte er nur wieder. Weiter vermochte er nichts zu sagen. Das eine Wort war ihm alles.

„Mein Herr, mein König,“ sagte sie leise.

„Und bist Du mein, ganz mein?“

Er preßte sie an sich, daß ihr das Herz klopfte, als wollte es zerspringen. Es wurde ihr so seltsam beklommen zu Muthe.

„Laß mich,“ bat sie zitternd.

So heftig er zuvor gewesen war, so willenlos, einem Kinde gleich, folgte er ihr jetzt. Sie erhob sich von ihrem Stuhle und trat an das Fenster.

„Sieh', wie schön es draußen ist, geh' zum Feste; die Andern werden Dich erwarten, Alexandra würde mich schelten . . .“

„Ja, Geliebte, ich gehe. Kein Wort des Tadels soll mein Kleinod treffen. Und wann sehen wir uns wieder? Bald, recht bald! Weißt Du, daß ich nicht mehr ohne Dich leben kann?“

Sie erfaßte seine Hand, und ehe er es zu verhindern vermochte, drückte sie ihre Lippen darauf.

„Ich danke Dir,“ hauchte sie leise, indem sie die heiße Wange liebkosend an seine starke, schöne Hand legte.

„Aber laß mich Dich allein sehen. Ich kann es nicht ertragen, mit Dir in Gegenwart Anderer zusammen zu sein,“ flehte er und richtete die schwarzen Augen halb bittend, halb befehlend auf sie.

„Kennst Du den Weg nach den Cappuccini?“ entgegnete Margarethe. „Unterhalb des Klosters führt er um die Felsen bis zur vortretenden Spitze der Bucht, wo man Capri sieht. Dort, wo man einsam auf das blaue Meer schaut, will ich Dich morgen früh erwarten.“

„Ich weiß den Ort, kenne ich doch diesen Golf von meinen Malerstreifzügen her, die wir von La Cava machten. Habe Dank, mein Glück, ich harre Dein.“

Noch einmal zog er ihr liebes Haupt an seine Brust, küßte ihr Haar, ihre Augen, ihren süßen Mund, als könne er sie nicht lassen, dann riß er sich gewaltsam los und verschwand.

Margarethe starrte noch lange auf die Stelle, wo sie ihn zuletzt gesehen. All' ihre Pulse bebten in ungeahnter Wonne. Allmälig beruhigte sich ihre Erregung und machte einem stillen Glücksgefühle Platz. Ihre Lippen lächelten, ihre Augen glänzten feucht. Sie rief sich immer wieder jenen ersten seligen Augenblick zurück; sie wurde nicht müde,

daran zu denken, zu versuchen, sich klar zu machen, wie es gekommen war. Wie in einem glückseligen Rausche saß sie da, umfluthet vom Mondenschein. Dann fröstelte es sie in der Nachtluft, sie schloß das Fenster und suchte ihr Lager.

Und während sie da ruhte, die Hände fest auf den pochenden Busen gedrückt, lächelte ihr Mund, und ihre Augen, welche er unergründlich wie Nixenaugen genannt hatte, — sie wußte noch jedes seiner Worte, — blickten träumerisch in das Dunkel.

„Margarethe Ermanni! Wie hübsch das klingt!" flüsterten ihre brennenden Lippen, und damit schlief sie ein.

* * *

Ermanni stürmte durch die nächtlich stillen Straßen des kleinen Ortes. Er mußte noch die Gesellschaft besuchen, sonst hätte er die Geliebte compromittirt, da Alexandra natürlich von seinem Besuche erfahren würde. Aber vermochte er es in diesem Taumel der Empfindungen?

In dem Rausche der Leidenschaft hatte sein stürmisches Herz, welches gewohnt war, schnell zu handeln, schnell zu schlagen, alles Andere vergessen außer dem Einen: daß er Margarethe liebe, sie mit aller Gluth und Leidenschaft eines reiferen Mannes liebe. Die finsteren Dämonen der Vergangenheit hatten in diesem seligen Augenblicke nicht Macht über ihn; er wußte nur, daß auch sie ihn liebe, daß ihr Herz an dem seinen geklopft, daß er ihre süßen Lippen geküßt. Es pochte in seinen Schläfen, er fühlte, wie das Blut heiß begehrend in seinen Adern rollte.

Gleichsam im Traume sah er, daß er vor ein kleines Café am Marktplatze von Amalfi gelangt war. Drüben

glänzte im Mondlichte die buntfarbene, pikant seltsame Façade des Domes auf hoher Freitreppe; der Springbrunnen in der Mitte der Piazza rauschte geheimnißvoll; es war, als winkten die schneeigen Arme der Brunnennixe verführerisch aus dem weißen Schaume hervor.

Er stürmte in das Café, dessen Bilder und Spiegel zum Schutze gegen die unermüdlichen Thaten der zahllosen Fliegen mit grünem Tarlatan bespannt waren. Ein schläferiger, schmutziger Kellner trat auf ihn zu; Ermanni sagte nur das eine Wort: „Wein!“

Der Jüngling war zu sehr im Traume, um sich über den seltsamen Gast zu wundern, er brachte eine Karaffe mit dickem, rothem Posilippoweine und versank dann wieder in seinen Halbschlaf, indem er mit weit aufgerissenen Augen die Fliegen beobachtete, welche vergeblich durch die Gaze auf den Goldrahmen des einen großen Spiegels, des Prachtstückes des Café's zu gelangen suchten.

Ermanni ergriff mechanisch eine nach der andern von den Zeitungen, die zerlesen und fettig auf der Marmorplatte des Tisches lagen. Er nahm sie und starrte sie an. Was kümmerte es ihn, daß er sie verkehrt hielt? Die Buchstaben tanzten ja doch vor seinen Augen. Er stürzte ein Glas nach dem anderen von dem schweren Weine hinunter, der einen Rand am Glase zurückließ, so dickflüssig war er. Dann ergriff er wieder eine neue Zeitung.

Sein wallendes Blut begann etwas ruhiger zu wogen, sein Herz weniger stürmisch zu pochen. Er las mechanisch, was er da hielt. Es war eine Nummer des Messaggiero, die er ganz durch Zufall richtig, den Titel nach oben, in der Hand hielt. Er las sorgsam die Buchstaben, ohne

deren Sinn zu fassen, bis er an eine gesperrt gedruckte Ueberschrift gelangte, die ihn so seltsam anstarrte, als wenn sie Augen hätte und diese Augen strafend bis in sein Herz blickten.

„Ein Gatte seine Frau verlassen. Der Commendatore B., einer unserer tapfersten Offiziere —"

Weiter kam er nicht; wie konnte ein Mann seine Frau, die geliebte Frau verlassen! Welch' erbärmliches Subject mußte das sein! Aber wie? Hatte er denn nicht selbst . . .

Die Worte der Zeitung sahen ihn so drohend, strafend an, als wollten sie bis in die geheimsten Falten seiner Seele schauen. Es kam ihm vor, als grinsten sie höhnisch und würden immer größer und größer, bis sie eine Gestalt bildeten, die ihm geisterhaft, spöttisch zuwinkte. In dem welken Gesichte mit den verwaschenen, matten Augen blitzte es wie Schadenfreude; die dünnen Lippen öffneten sich zu höhnischem Lachen und ließen zwei Reihen langer, gelblicher Zähne sehen. „Welch' ein verächtliches Subject!" schien ihm eine scharfe Stimme zuzurufen.

Ermanni sah sich wild um, doch es war Niemand da; der Kellner träumte weiter, die Fliegen summten wie zuvor. Der späte, einsame Gast warf die Zeitung weit von sich, wie man ein giftiges Reptil fortschleudert, strich mit der Hand über die heiße Stirn, gleichsam als wollte er ein Spukbild verscheuchen, und stürmte in's Freie hinaus.

Auf dem Marktplatze waren Häuser, Bäume und Dom wie in silbernem Mondlichte gebadet, und es wehte den Erregten eine kühle erquickende Luft an. Er eilte die

Straßen entlang, deren malerische Gebäude bei nächtlicher Weile noch pittoresker als sonst erschienen; hin und wieder scheuchte er ein Liebespaar in einem Portone auf, oder er begegnete einem Manne, welcher wohl, wie er, aus einem Café heimkehrte. Ohne sich klar zu werden, wohin er sich wende, ging er eine der Straßen hinan, die vom Strande den Berg hinaufführen.

Bald standen die Häuser vereinzelter, etwas elegantere Gebäude, augenscheinlich zum Vermiethen an Fremde bestimmt, lagen hier in Orangengärten verstreut. Aus einer Villa, welche ein griechischer Portikus und ein geräumiger Balcon zierten, strahlte heller Lichtschein, drang die eigenthümlich rasselnde Musik des Tambourins.

Ermanni horchte auf. Hatte nicht die Geliebte gesagt, daß Leo von den Mädchen Amalfis die Tarantella tanzen lasse, und mußte nicht hier auf der Höhe, der Beschreibung nach, die gastliche Villa liegen? Hatte er nicht Rita versprochen, das Fest noch zu besuchen?"

Er schüttelte den Kopf, als wollte er alle bösen Gedanken verbannen, dann richtete er sich straff auf. Die Bewegung sagte deutlicher, als Worte es vermocht hätten: „Sei ein Mann, sei es um ihretwillen."

Festen Schrittes ging er über den Kiesweg des kleinen Vorgartens und trat, von einem Diener eingelassen, in eine in pompejanischem Geschmacke ausgemalte Vorhalle, wo luftige Amoretten bunte Blumengewinde hielten und die graziösen Tänzerinnen von den Wandbildern der verschütteten Stadt wie zu neuem Dasein hervorgezaubert schienen. In einem der hier befindlichen Spiegel sah Ermanni sein Bild. Unwillkürlich ließ die Spannung seiner Muskeln nach, und

seine Züge glätteten sich, so groß ist die Macht der Gewohnheit, der gesellschaftlichen Dressur.

Sein spätes Erscheinen erregte bei den in Italien üblichen späten Besuchsstunden kein besonderes Erstaunen, um so weniger, da es sich um ein zwangloses, ländliches Fest handelte.

Nur die Gattin des Bankiers begrüßte ihn mit der neckischen Bemerkung: „Sie lassen auf sich warten, um die Spannung zu erhöhen und die Genüsse zu steigern. Schade, daß Sie die Tarantella versäumten, ich habe sie nie mit soviel Anmuth und Feuer tanzen sehen. Doch freilich für Sie, als Italiener und weitgereisten Mann, mag das nicht so großen Reiz haben."

In dem Augenblick wandte sich eine Dame zu ihr, und die Frau des Hauses fand nur noch Zeit ihm zuzuflüstern: „Ihre Freundin Alexandra ist auch hier, indessen — wie mir scheint — sehr beschäftigt."

Ermannis Blick überflog den Saal. Er mußte Alexandra so bald wie möglich Ritas wegen begrüßen. Es hatten sich mehrere Kreise in dem großen Raume gebildet. In dem einen scherzten und kokettirten die Damen mit einigen jüngeren Cavalieren, während in einer Ecke des Gemaches der Wirth mit mehreren Herren in ein eifriges Gespräch verwickelt war. Es ging so lebhaft her, daß es sich entschieden um Politik handelte. In der That flogen die Worte: „Camera dei deputati, senato, ministri" zu Ermanni hinüber.

Die junge Russin sah er in keinem der Kreise. Doch vor der geöffneten Balconthür schimmerte ein blaßblaues Gewand von schwerem Atlas. Wer anders als Alexandra,

die sich an Putz und Schmuck wie ein Kind ergötzte, konnte das sein?

Der Maler eilte auf sie zu und reichte ihr beide Hände. „Wie reizend Sie heute wieder sind!“ rief er, indem sein Blick die glänzende Erscheinung überflog.

Er sagte es unwillkürlich, da er wußte, daß Bewunderung sie freue, und da in ihrer Nähe, bei der Munteren, Siegesfrohen, die Spukgeister der Leidenschaft in Luft zu zerrinnen begannen.

„Pian piano, Signor Cesare,“ mahnte ihn Alexandra lustig, „ich bin kein Gemälde des Farbenmeisters Tiziano, dem man unverhohlen ein Schmeichelei an den Kopf wirft. Aber wie ist es Ihnen gelungen, unser dunkles Geheimniß in Betreff der Sommerreise zu ergründen?“

„Oh,“ gab er scherzend zurück, „Where there is a will, there is a way.“

„Sie sprechen englisch? Wo haben Sie das so accentlos gelernt?“ fragte sie schnell, da sie, wie meist die Russinnen, mehrere Idiome beherrschte und da es sie interessirte, die barbarischen Zischlaute so geläufig von ihm zu hören, obwohl Italiener für die Sprache des Inselreiches sonst wenig Beanlagung haben. Täuschte sie sich oder flog jetzt ein mattes Roth über seine Züge?

Er hatte es gesagt, wie man eine sehr geläufige Sprache zuweilen benutzt, ohne sich selbst darüber klar zu werden. Nun antwortete er verwirrt:

„Einige Brocken. Ist nicht Rom Winter für Winter bis zum Ueberdruß mit Amerikanern und Engländern gefüllt?“

Die Bekannten Cesares, von denen er die Sprache

erlernt hat, scheinen nicht sehr angenehme Menschen zu sein, combinirte Alexandra, denn die Erinnerung ist ihm entschieden lästig. Ihre Gutmüthigkeit ließ sie den Gegenstand nicht weiter verfolgen, sie sagte, auf das vorherige Gespräch zurückkommend: „Nun, ein Anderer hat das Ziel unserer Reise auch erfundet: „Eccolo qui — Graf Doria."

Der junge, elegante Sproß des fürstlichen Geschlechtes trat bei diesen Worten aus den Oleanderbäumen hervor, von denen er eine duftende Blume gebrochen hatte, und verbeugte sich.

Ermanni erwiderte den Gruß ein wenig steif, und über sein Gesicht huschte ein finsterer Zug. Er wechselte noch einige flüchtige Worte mit Alexandra, ging in den Saal zurück und trat zu der Gruppe der politisirenden Herren.

Kaum war er verschwunden, so veränderte sich das ewig lächelnde Gesicht Dorias.

„Immer dieser Mensch, dieser Störenfried! Es war gerade so poetisch, mon amie adorée," sagte er. Wie alle eitlen Italiener liebte er es, französische Phrasen in die Unterhaltung zu mischen.

„Dieser Mensch ist mein Freund," versetzte Alexandra, so strenge sie es vermochte, da Dorias Zorn doch nur einen schmeichelhaften Grund hatte.

„Tant pis. Dieser Mensch ist mein Freund! Das sagten Sie schon einmal zu mir, an dem Tage, als ich das Glück hatte, Sie in der Villa Albani kennen zu lernen. Entsinnen Sie sich?"

„Oh, ja — Sie fragten: Kennen Sie den Maler

näher, kennen Sie seine Vergangenheit? Und dabei lächelten Sie so impertinent spöttisch —"

„Und Sie antworteten — und dabei runzelten Sie Ihre schöne Stirn, zürnen Sie nicht, mon adorée: Ich weiß, daß er ein genialer Mensch und mein Freund ist, und ich liebe Medisiren nicht. Und das sagten Sie so strenge und mir lag so viel an Ihrer Gunst, daß ich schwieg wie ein Grab. Aber nun — —"

Er ballte die Hand, so daß der große Brillant auf seinem kleinen Finger im Mondschein blitzte. „Aber nun reist der Kecke Ihnen nach und stört die Poesie unseres Idylls. Wissen Sie, warum er so accentlos englisch spricht? Das ist in seiner Lage kein Kunststück. . . ."

Sie beachtete die Frage nicht, denn die Aufregung des Grafen war ihr in dem Augenblicke viel interessanter, als Ermannis Sprachstudien.

„Mir reiste er nach? Chi lo sa?" sagte sie kokett, indem sich zwischen den rothen vollen Lippen zwei Reihen spitzer, weißer Zähne zeigten und sie die blauen Augen fest auf ihn richtete.

„Er macht Ihnen wahnsinnig den Hof und er hat gar kein Recht dazu, denn er — —"

„Genug, Herr Graf, Sie übertreten die verbotene Grenze!" rief sie herrisch.

Er trommelte ungeduldig mit den langen Nägeln seiner wohlgepflegten, frauenhaften Hand auf den Rand der Balustrade und antwortete nichts; sein kleiner Fuß in den zierlichen, spitzen Lackschuhen schien den Baß zu dem Liede anzugeben. So vergingen einige Minuten. Alexandra bereute ihre Härte.

„Contino," sprach sie schmeichelnd.

Er sah auf. Sein Blick ruhte auf den schönen Formen ihrer Gestalt, die in dem enganschließenden Atlaskleide plastisch hervortraten; er ruhte auf dem weißen Halse, der aus dem viereckigen Ausschnitt des Gewandes wie der Schnee des Aetna hervorleuchtete, jenes Berges, der unter dem Eise die Gluth des Vulkanes birgt. Dann betrachtete er den vollen Mund, der ihm wie eine frische Rosenknospe erschien, eine Knospe, die zu brechen er Begehr trug. Und daß das Röslein zuweilen auch zu stechen vermochte, machte es dem Blasirten nur um so begehrenswerther. Wie konnte er einem so schönen Mädchen zürnen! Lächerlich, sich das Leben schwer zu machen um alter dunkler Geschichten willen, die ihn und sie nichts angingen.

„Mon adorée," flüsterte er zärtlich.

„Contino, thaten Sie nicht das Gleiche, sind Sie mir nicht auch gefolgt?"

„O, ich, Alessandra, ich folge Ihnen wie der Magnet dem Eisen, ich bin Ihr Sklave, Sie die allmächtige Gebieterin. Reichen Sie mir diese kleine Hand und Sie machen mich zum Beneidenswerthesten der Sterblichen."

„Vorläufig reiche ich Ihnen nur den Arm, um zur Gesellschaft zurückzukehren, und diese Orangenblüthe" — sie löste eine Blume von ihrem Busen — „statt eines Herzens, das noch nicht seine Freiheit aufgeben mag."

„Sie verstehen zu versagen und zu gewähren. Aber so leicht entkommen Sie mir nicht. Mein müssen, mein sollen Sie werden!"

Sie zuckte die Achseln und wandte den Kopf ab. Vielleicht that sie es, um den triumphirenden Ausdruck

ihres Gesichtes zu verbergen. Fühlte sie doch, daß sie ihn durch das Versagen nur um so fester an sich kettete. Und war es denn im Grunde so verachtenswerth, eine Gräfin zu werden, einen Sklaven zu besitzen, der sie anbetete, dessen Stellung, dessen Reichthum sie zur Königin eines der römischen Salons machten und der sicher nicht ihr Herr wurde?

* * *

Als Margarethe am folgenden Morgen die Augen aufschlug — nach einem unruhigen Traume, wo sie stets bei ihm geweilt, stets die Scene des gestrigen Abends noch einmal durchlebt — sah sie sich fragend um, als könne sie es nun bei klarem Tageslichte, bei hellem Sonnenscheine nicht fassen, nicht begreifen. Sie strich mit der Hand über die Augen, als wollte sie einen Traum verscheuchen. Doch es blieb da, das Bild des Geliebten. . . . War er nicht wie ein Gott gekommen, die arme, verarbeitete, bleiche Lehrerin aus der Erstarrung, in der sie nur der Erfüllung ihrer Pflicht gelebt, zu wecken, sie zu erinnern, daß sie ein Weib, ein fühlendes Wesen, keine Arbeitsmaschine sei? Wenn sie noch das excentrische Gretchen von einst gewesen wäre, hätte sie nun an Pygmalion und Galathea gedacht. Aber jetzt grübelte sie nicht, ihr fielen weder mythologische noch historische Vergleiche ein; sie war einfach ein liebendes, in seiner Liebe glückseliges Mädchen.

Sie schürzte die braunen Haarwellen wieder wie gestern in einen graziösen Knoten, so daß sich nur die lockigen Spitzen auf den weißen Nacken stahlen, doch sie war mit ihrem Werke nicht zufrieden. Wie häßlich, wie ungeschickt!

Sie wollte es wieder lösen und warf dazu einen Blick in den Spiegel. Da sah sie ein so strahlendes Gesicht, daß ihr die Mängel des Haarknotens gering erschienen. Sie durfte den Geliebten auch nicht warten lassen.

Margarethe legte noch eine matte Goldkette um den Hals, die Ermanni früher einmal kleidsam genannt, dann eilte sie in den Garten, eine Granatblüthe zu brechen. Als sie dieselbe an ihrem Busen befestigte, sah sie zu Alexandras Fenster auf. Es war noch dicht verhüllt. Sie wollte die Freundin nicht in dem Schlummer stören, welcher die Schwärmerin für die verlorene Nachtruhe entschädigte, auch war es ihr lieb, Alexandras Fragen zu entgehen.

Es war Margarethen, als seien ihr Flügel gewachsen, wie sie über den Marktplatz durch die eigenthümlich düstern, in den Felsen gehauenen, mit Häusern überdeckten Treppengänge eilte, die nach den Cappuccini führen. Sonst hatte es sie stets dort gefröstelt und sie sich ein wenig in den schmutzigen Höhlen gefürchtet — heute war sie dagegen gefeit.

Und als sie in's Freie auf den Weg am Bergesrand trat, wo man weit auf das Meer bis gegen Salerno, ja bis zu jener Landspitze schaut, wo Pästums Tempel ragen, meinte sie, die Aussicht noch nie so traumhaft schön gesehen zu haben.

So blau war das Mittelmeer noch nie gewesen, so strahlend klar noch nie der Himmel! Die vielen kleinen malerischen Buchten des herrlichen Golfes von Salerno mit ihren weißen Häusern und Orangenhainen kamen ihr wie so viele Stätten vor, wo man glücklich sein kann, und die kahlen, scharfzackigen Felsen, welche in phantastischen Formen in das Meer ragen, waren ihr nicht mehr einsam trotzige

Wächter, nein, sie hatten sich in kühne, kraftstrotzende Giganten verwandelt, zu deren Füßen die Nixen auf weißem Wellenrosse die zarten Arme sehnsüchtig, verführerisch, emporstrecken und über deren gefurchte Felsenstirn es im Morgensonnenscheine wie ein freundliches, grüßendes Lächeln gleitet.

Alle Märchen ihrer Kinderzeit kamen Margarethen in den Sinn, und dann dachte sie an die tiefe Märchenpoesie dieses glückseligen Landes, welches nun das ihre werden sollte. Würde sie die lieblichen Geschichten seines Vaterlandes einst in seiner Sprache, der schönsten der Welt, ihren Kindern erzählen? Sie erröthete bei dem Gedanken, obwohl er nicht den Weg zu ihren Lippen gefunden und obwohl Niemand in der Nähe war.

Während sie so wachend von der Zukunft träumte, traf sie einen alten Mönch der Cappuccini. Sie grüßte ihn ehrfurchtsvoll, gehörte er doch der Religion des Geliebten an. Der Kapuziner in der braunen Kutte, mit dem weißen langen Barte, dankte ihr freundlich mit einem: „Gott segne Dich, meine Tochter!“ Es erschien ihr wie eine gute Vorbedeutung.

Dann bat eines jener schmutzigen, schwarzäugigen Kinder, die in Amalfi zu Schaaren die Fremden plagen, sie um ein Almosen. Sie reichte ihm alle Soldi, welche sie in der Tasche hatte. Ach, wenn sie doch Allen helfen könnte, die weniger glücklich waren als sie!

Das Kind sah sie erstaunt ob der Reichlichkeit der Gabe an, doch es umklammerte die Kupfermünzen fest mit den ungewaschenen Händchen und lief eilig davon, fürchtend, es könne der freundlichen Dame im weißen Kleide leid werden.

So war Margarethe fast bis an das Ziel gelangt, nur noch eine der Felsencoulissen trennte sie von dem Platze,

wo man Capri sieht. Wie ihr das Herz klopfte! Sie lugte um die Ecke. Da saß er auf einem moosbewachsenen Steine im Schatten eines Oelbaumes; er hatte ein Skizzenbuch auf den Knien und malte eifrig.

Sie schlich sich leise hinzu und legte, von rückwärts nahend, beide Hände über seine Augen.

Er zuckte zusammen. Warum erschrak er? Margarethe hatte nie bemerkt, daß er nervös sei. Und dann betastete er die beiden kleinen, weichen Hände und sagte: „Rita!“

Statt aller Antwort fühlte er einen Kuß auf seinem Munde, es lösten sich die Hände und er blickte in zwei Augen, die ihm heute noch unergründlicher, nixenhafter, bezaubernder als je erschienen.

„Gioja mia,“ sprach er, indem er sie zu sich niederzog und den Arm fest und warm um sie legte. Sie schmiegte in kindlichem Vertrauen hingebend das Haupt an seine Schulter und antwortete nichts. Träumerisch schloß sie die Augen, als wollte sie alle Eindrücke von außen abschließen und nur eins genießen: das Wonnegefühl seiner Nähe. Sie sah nicht zu ihm auf.

Und das war gut, denn sonst hätte sie den Ausdruck des Schmerzes gewahrt, der, je länger sie so bei ihm weilte, desto mehr sich auf seinem Gesichte ausprägte. Er versuchte auch nicht, sie zu küssen, obwohl es ihm wie Feuer auf den Lippen brannte und obwohl er Jahre seines Lebens darum gegeben hätte.

Endlich fragte sie: „Was malst Du da, Cesare?“

Er reichte ihr stumm das Blatt.

Sie betrachtete es und rief entzückt: „O wie reizend! Das bin ja ich und Beppino auf der Bank im Thiergarten!

Wie hübsch Du die Scene getroffen hast! Nur Beppino ist nicht ganz ähnlich. Ich muß Dir erzählen, wie er aussieht. Er hat einen Stelzfuß, weißt Du," beschrieb sie eifrig, „und ein gutes braunes Kindergesicht mit Augen wie die Deinen — doch nein, Deine Augen sind dunkler, strahlender, siegend, wie Alexandra sagt."

Sie sah, um besser vergleichen zu können, zu ihm auf und erschrak über den Ausdruck wilden Weh's auf seinem edlen Antlitz.

„Cesare, was ist Dir? Habe ich Dich gekränkt?"

„Du? Mein Kleinod, mein Alles," rang es sich von seinen erblassenden Lippen. Er wußte, daß er die, welcher er gern jeden Stein aus dem Wege geräumt hätte, die er liebte — mehr als sich selbst, mehr als sein Leben, nun tief, unbarmherzig verwunden mußte. Denn an ihm war es, ihr zu sagen, was sie erfahren mußte, was sie besser von ihm, als durch Zufall oder die Gehässigkeit der Menschen erfuhr.

Gestern war er mit so guten Vorsätzen, wie er meinte, so gestählt zu ihr gegangen, um auf ewig von ihr Abschied zu nehmen, und was war das Ende gewesen?

Wie der Blitz flogen diese Gedanken durch seinen Kopf, Margarethe blickte ihn währenddessen angstvoll gespannt an. Nun fuhr er langsam, mühsam fort, als träfe ihn jedes Wort wie ein Todesurtheil.

„Nicht Du hast mich gekränkt, ich that es, ich habe Dich getäuscht, verrathen. Du glaubst einen freien, glücklichen Mann an Deiner Seite zu haben — ich bin ein Sclave, der eine ewige Kette trägt. Ich habe eine Frau und sie lebt — mir zum Fluche."

Margarethe stöhnte wie Jemand, der eine Todeswunde empfangen hat; sie drückte beide Hände vor das Gesicht.

Er ließ sie gewähren.

„Erweise mir die Barmherzigkeit, meine Rechtfertigung zu hören," flehte er, „versage es mir nicht."

Als sie stumm bejahend ein wenig das Haupt neigte, fuhr er hastig, abgebrochen, wie im Fieber fort:

„Ich kam damals aus Florenz. Meine Lehrzeit lag hinter mir. Ich stürzte mich in das römische Leben. Die Frauen verhätschelten mich, man nannte mich ein Genie. Eine reiche Engländerin besonders. Sie wohnte in einer Villa von Tivoli und liebte es, den weiblichen Mäcen zu spielen. Sie wollte ihr Porträt von mir gemalt haben. Ich willigte ein; denn ich war arm und mußte mir Geld und Ruf erwerben. Dort lernte ich die Contadina Marietta kennen, welche von Miß Ella protegirt wurde, die Naivetät des Landmädchens amüsirte sie. Damals machte ich mir auch in übermüthiger Laune den Scherz, für Marietta die Liebesbriefe an Beppino zu schreiben. Sie und ich, wir beide waren Miß Ellas Spielzeuge, nur ich eines, dessen dauernden Besitz man begehrte. Ich ahnte das nicht. Ich lebte damals zum ersten Male frei und unabhängig, ein lustiges Leben unter Freunden, Künstlern, welche sich, je toller sie sich geberdeten, für desto genialer hielten. Meine Jugend war eine sehr strenge gewesen, und so hatte die Ungebundenheit meiner Collegen einen eigenen Reiz für mich. Eines Tages spielten sie — ich wollte zuerst nicht daran theilnehmen. Da neckten sie mich, ich gefiele mich wohl in der Rolle des Cato, ich wollte stets

etwas Besseres sein als sie, natürlich — so ein Damenheld rühre keine Karte an . . . Rita, ich war so kindisch thöricht, mich überreden zu lassen. Ich dachte nicht daran, daß ich arm sei und verlieren könne. — Und ich verlor — dreitausend Lire auf Ehrenwort. Für Andere mag es nicht viel sein, sie werden die Summe belächeln. Ich aber besaß nichts, und Spielschulden bezahlt man in vierundzwanzig Stunden.

„O, daß ich Dir, meiner reinen weißen Blume, das alles sagen muß," stöhnte er, sich unterbrechend, „doch sei es, es mag meine Buße sein."

Und er fuhr schneller fort: „Wie ein Verzweifelter irrte ich in den Straßen Roms umher. Wie sollte ich das Geld erlangen? Ich wandte mich an die, welche sich meine Freunde nannten, die mich zum Spiel verleitet hatten. Sie hatten nur ein Achselzucken und schöne Worte für mich. Wie leid es ihnen thäte, daß sie gerade jetzt nicht in der Lage wären, u. s. w. Der Kunsthändler, an den ich mich wandte, gab mir keinen Credit. Es seien jetzt zu schlechte Zeiten, er habe auf diese Weise schon zu viel verloren. Es war Niemand da, der mir half, Niemand. Da empfing ich am Abend einen fünffach gesiegelten Brief. Ich öffnete ihn, er enthielt die Summe, welche ich schuldete. Taumelnd stürze ich damit zu meinem Spielgegner. Und wie ich aufathmend nach Hause eile — denn, Rita, ich war an dem Tage wie ein Wahnsinniger — fällt mir erst ein, nach der Handschrift der Adresse zu sehen. Sie ist mir unbekannt.

„Stumpf, ermüdet gehe ich zur Ruhe. Mein Diener erinnert mich am folgenden Tage, daß ich bei Miß Ella Sitzung habe. Ich fahre nach Tivoli. Sie empfängt mich

huldvoll und lächelnd. Ich wundere mich, daß sie Blumen in ihrem graublonden Haar und an ihrer mageren Brust trägt. Doch da ich alles wie im Traum erlebe, äußere ich nichts. Wir gehen in das nach Norden gelegene Zimmer, welches zum Atelier eingerichtet ist. Ich muß wohl während der Arbeit zerstreut gewesen sein; denn sie fragt mich nach einiger Zeit, was mir fehle. Der Ton ihrer Stimme ist so theilnehmend und gütig, sie scheint so besorgt um mich. Wie verklärt erscheint mir ihr alterndes Antlitz. Alle hatten mich verlassen; die sich meine besten Freunde nannten, wandten mir den Rücken, als ich unglücklich war. Ich war zu tief verwundet, die Wunde war zu frisch. Wer die erste große Enttäuschung seines Lebens erleidet, steht Denen, die ihm dann mit Sympathie nahen, waffenlos, wehrlos gegenüber. Ich erzählte dieser Frau, deren Worte sich schmeichelnd in mein Herz stahlen, was mir begegnet war. Während meiner Erzählung färbten sich ihre Wangen dunkelroth, sie schlug die Augen nieder.

„Da ging es mir wie eine Offenbarung auf, sie war es, die mir das Geld gesandt.

„‚Sie sind meine Wohlthäterin!‘ rief ich stürmisch.

„Und nun schlangen sich zwei Arme um meinen Nacken, ich fühlte Thränen — ihre Thränen — auf meiner Wange und eine Stimme flüsterte mir in's Ohr: ‚Cesare, verzeihen Sie mir — ach! Ich that es, weil — weil ich Sie liebe!‘

„Ja, es war eine vortreffliche Komödie,“ brach Ermanni plötzlich ab, „sie verstand es, den Moment zu benutzen. Da mein Herz todeswund, keines Widerstandes fähig war, band sie mich durch ein Wort, welches Dankbarkeit für ihre heuchlerische Theilnahme mir auf die Lippen

drängte. Ich dachte nicht daran, wie erbärmlich der Welt ein Mann erscheinen muß, welcher eine reiche Frau unter solchen Verhältnissen heirathet. Ich fühlte nur: sie ist das einzige Wesen, das mit Dir empfindet, sie liebt Dich. Der Unterschied der Jahre und ob wir glücklich werden könnten, kam mir nicht in den Sinn. Sie liebt Dich, das war alles, was mein armes Hirn zu fassen vermochte.

„Als ich von Tivoli heimfuhr, war es als der Verlobte Miß Ellas. In Rom harrte meiner der erste Blick in die Wahrheit, die erste Ahnung des stattgehabten Komödienspiels. Ich entdeckte, daß mein Diener ihr Spion gewesen war. Doch ich entschuldigte sie immer noch mit dem: Sie liebt Dich. Unsere Hochzeit fand bald statt. Ella wollte nach England reisen und wünschte, daß die Verbindung vorher geschähe. Wir waren nie glücklich und lebten meist getrennt, sie in England, ich auf Reisen. Sie ist zehn Jahre älter als ich und sie verstand mich nie. Ich liebte sie nicht, ich achtete sie nicht einmal; denn so selbstsüchtig sie damals gewesen war, so blieb sie. Ich sage das nur gezwungen von einem Weibe — von meinem Weibe, aber ich bin Dir die Wahrheit schuldig. Von ihrem Gelde nahm ich persönlich nichts an. Ich machte kleine Skizzen, man kaufte sie. Zu einem großen Werke, einem Werke nach meinem Herzen, habe ich nicht die Kraft, nicht den Lebensmuth.

„Als ich Dich, Geliebte, zuerst sah, als ich Dich kennen lernte, da fühlte ich — für sie möchte ich Großes schaffen. Doch ich mußte Dich ja meiden, ich bin ein gefesselter Mann. Ich wollte es, bei Gott, ich wollte es.

Uebermächtig zog es mich nur noch einmal zu Dir. Ich wollte Dir Lebewohl sagen und dann nie mehr Dein süßes Antlitz sehen. Es kam anders. Ich habe mich für stärker gehalten als ich bin."

Er schwieg erschöpft.

„Armer Cesare," sagte Margarethe, sanft seine Hand ergreifend und dieselbe leise streichelnd.

Er nahm ihren Kopf zwischen seine beiden Hände und sah sie fragend an.

„Du zürnst mir nicht, mein Engel?" flüsterte er innig und die Spannung seiner Züge löste sich.

„Sieh'," fügte er weich, zärtlich hinzu, „ich wollte es nicht, doch — Gott helfe mir — ich konnte nicht anders."

„O, warum hast Du mir das — das — Schreckliche nicht früher gesagt," brach es leidenschaftlich bei ihr hervor. „Gestern hätte ich mein Herz vielleicht noch besiegt — vielleicht!" seufzte sie. „Jetzt ist Deine Liebe mein Leben geworden, ich kann, ich kann nicht von Dir lassen," rief sie und warf sich an seine Brust, umklammerte seinen Nacken mit zitternden Händen.

Er streichelte liebkosend die wirren Locken ihres braunen Haares und sagte gepreßt, leidenschaftlich: „Auch ich vermag nicht von Dir zu lassen, gioja mia. Was auch Vernunft und Gewissen mir sagen, ich vermag es nicht. Derselbe Gott, der uns die sittlichen Satzungen gab, gab uns auch ein wildes, unbändiges Herz, Blut, das in heißer Leidenschaft wallt! Er kann sein eigenes Werk nicht verdammen; er kann nicht zürnen, wenn es mich verlangt, Dich, mein Alles, zu besitzen."

Die letzten Worte hatte er ihr heiß in's Ohr geflüstert,

sie hob langsam den Kopf von seiner Brust und sah ihn groß an, als verstünde sie ihn nicht. Er schlang den Arm fester um sie und fuhr mit einer Erregung fort, die seiner Stimme einen heiseren Klang gab:

„Ich habe gekämpft wie ein Verzweifelter. Aber mit elementarer Gewalt ist die Leidenschaft über mich gekommen. Denn es ist nicht allein Liebe, zaghafte, selbstlose Liebe, es ist Leidenschaft, Rita."

Sie streichelte wieder seine Hand, welche in der ihren ruhte, und er fuhr schnell fort: „Vor dem Gesetze der Menschen kannst Du nicht mein sein, das italienische Recht löst keine Ehe, selbst wenn sie mit einer Ausländerin, einer Protestantin, geschlossen ist. Doch Gott kann das nicht verdammen, was er mir selbst in's Herz legte. Ich zerreiße die Kette, die mich drückt. Fliehe mit mir, wohin Du willst. Meine Kunst wird überall Boden finden. Sage mir das Land, den Welttheil, mir ist's gleich, wenn ich nur bei Dir bin. In Neapel," sprach er in fieberhafter Hast, „schiffen wir uns ein. Und wo es auch sei, wo wir vereint auch weilen mögen, unsere Liebe wird uns überall ein Paradies schaffen, um das uns Engel beneiden werden."

Mit magnetischer Gewalt richteten sich seine Augen auf sie. Es war Margarethen, als könne sie keinen Willen haben außer dem seinen, als sei es nur Seligkeit, mit ihm vereint zu sein, als dürfe sie ihn nicht der Verzweiflung anheimgegeben. Und so — die Augen unverwandt auf ihn gerichtet, sprach sie bebend: „Du bist mein Herr, ich folge Dir."

* * *

In dem gemeinsamen Salon der beiden Mädchen saß Alexandra behaglich auf einem weichen Fauteuil. Ein buntes, türkisches Morgenkleid umhüllte lose ihre Gestalt, die zierlichen Füße stützten sich, bequem übereinandergeschlagen, auf ein Fußkissen. Ihre rosige Farbe hatte durch die durchwachte Nacht nicht gelitten, ihre blauen Augen sahen sogar klarer als je aus, denn sie hatten einen neuen Sieg errungen. Einen Sieg über einen Mann, der es vielleicht nie gewünscht hatte, unter das Scepter einer Frau, besonders aber nicht seiner Frau zu kommen, der indessen, von Alexandras Unwiderstehlichkeit überwunden, bereit war, ihr seine Grafenkrone und seine ganze große, kleine Person zu Füßen zu legen. Ihr, die ein einfaches Fräulein von Sanden war — und eine Malerin, die für Geld arbeitete und die durchaus kein Hehl daraus machte, ja sich etwas darauf zu Gute that. Der Graf mußte wirklich verliebt sein, um all diese Dinge mit in den Kauf zu nehmen. Alexandra wußte, wie stolz er auf seine aristokratische Geburt, auf den vollen Klang seines alten römischen Namens war. Sie hatte zwar hin und wieder darüber gelächelt, aber ihr imponirte der Titel auch, und sie spann die gestern begonnenen Gedanken behaglich weiter.

Wie hübsch würde es sein, in einer Equipage mit Wappen und Diener über den Pincio und in die Villa Borghese zu fahren! Sie verstand es sich aristokratisch zurückzulehnen wie die Vollblut-Römerinnen. Daß sie ihnen äußerlich nicht ähnlich war, machte sie in den Augen der Männer nur pikant. Die sind der ewigen braunen Augen und schwarzen Haare müde. Auch haben die Gestalten der römischen Frauen viel zu viel von Küirassieren an sich

— sie sind zwar stolz und imposant, aber lieben die Herren, und darauf kommt es doch nur an, nicht kleine Frauen mehr? — graziöse, zierliche Dinger, mit denen sie spielen zu können glauben und die statt dessen mit ihnen spielen?

Alexandra zog die volle Unterlippe empor und lächelte. Sie wußte, daß sie vor Allen solch Spiel verstand. Doch wie lächerlich, so lange zu sitzen und zu träumen! Es war ihr noch nie begegnet. Sie war doch nicht am Ende selbst — bah, unmöglich.

Sie ergriff die vor ihr stehende Tasse und schlürfte ihre Morgenchokolade, dann streckte sie die Hand aus, um ein Buch, das sich etwas entfernt auf dem Tische befand, zu nehmen. Dabei glitt der weite Aermel des weichen türkischen Stoffes zurück und enthüllte einen reizend geformten rosigen Arm. Alexandra betrachtete ihn prüfend, dann lächelte sie wieder; sie war mit sich zufrieden, sowohl als Weib wie als Künstlerin konnte sie zufrieden sein.

„Es haben sehr wenige Menschen hübsche Arme," sagte sie begutachtend. „Wir werden natürlich die Hofbälle mitmachen. Er tanzt zwar nicht gern, aber er wird stolz sein, seine Gemahlin zu präsentiren. Ich hatte schon lange den Wunsch, mit Sua Maëstà einmal zu plaudern. Ich habe mich früher immer so für das Volk begeistert, aber ich sehe jetzt ein, Monarchien bekommen dem Staate besser; ich möchte vom künstlerischen Standpunkte aus sagen, sie stehen ihm besser. Es macht sich besser. Was kann so ein Präsident einer Republik repräsentiren? — Wo nur Carlino bleibt? Ich habe den Schlingel nicht von Rom mitgenommen, damit er sich hier den ganzen

Tag umhertreibt. Warte, Carluccio mio, heute, wenn wir nach Ravello reiten, sollst Du trotz der Esel die Sachen tragen, pigrone che sei! Rita ist auch nicht da. Sie läuft gewiß wieder einmal in öden Gegenden umher und läßt sich braun brennen."

Die Thür that sich auf. Margarethe trat ein. Sie schien erschöpft und war trotz der Sonnenhitze ganz bleich.

„Kind, wie siehst Du aus!" rief ihr Alexandra entgegen. „Du siehst ja aus, als hättest Du statt meiner die Nacht durchschwärmt. Komm, iß etwas! Du pflegst Deine morgendlichen Touren hungrig anzutreten. An so etwas Irdisches denken hohe Geister natürlich nicht. Komm, setze Dich," sagte sie gutmüthig und goß der Freundin eine Tasse Chokolade ein, „setze Dich hier auf das Sopha und ruhe Dich aus, carina." Margarethe that mechanisch wie ihr geheißen war. Alexandra klopfte ihr wohlwollend auf die Schulter und nickte befriedigt, als die Freundin gehorchte, dabei plauderte sie weiter: „Es war gestern sehr hübsch. Erst tanzten sie die Tarantella und dann, Kleine — denke Dir die Ueberraschung — es war schon spät, erscheint plötzlich Ermanni — unser Cesare."

Die Tasse klirrte in Margarethens Hand.

Alexandra sah schnell zu ihr hinüber.

„Weshalb wirst Du so roth und erschrickst so?" fragte sie erstaunt. „Ach so, Du denkst, der Graf wird eifersüchtig, und meinst, mit zwei so heißblütigen Römern sei nicht zu spaßen? Doria wollte auch erst den Geloso spielen, aber ich hab's ihm verboten. Und weil er so artig war, haben wir ihm erlaubt, heute mit nach Ravello zu

kommen. Ermanni luden wir nicht ein, er war so schnell verschwunden."

„Ich — ich sah ihn auch," bemerkte Margarethe mühsam.

„Wen? Ermanni? Nun sieh den cattivone, er hat kein Wort davon gesagt. Du kommst doch aber mit nach Ravello? Warum bist Du nur wieder so gräßlich früh spazieren gegangen? Wenn Du so auf Dich einstürmst, wird meine Kur bei Dir nicht anschlagen."

„Wie gut Du bist, Alexandra! Nicht wahr, Du hast mich ein wenig lieb?"

„Natürlich, Kind. Ich habe Dich kleinen Duckmäuser so lieb wie — ja, wie nur gleich? — wie ich nur einen Menschen haben kann."

Margarethe schlang plötzlich die Arme um den Hals der Freundin und begann krampfhaft zu schluchzen.

„Nun, nun," tröstete diese, indem sie ihr die thränenfeuchten Wangen strich, „es wird schon werden. Morgen bist Du wohler, die rothen Backen kommen auch wieder."

„Oh, es ist nicht das," schluchzte Margarethe, „nicht das! Ich bin nur so schlecht, so — so —"

„Nun, so arg ist's damit auch nicht," beruhigte sie die junge Russin.

„O, Du weißt es nicht, Du kennst mich nicht. Siehst Du, wie Mama starb, da — da hatte ich sie vernachlässigt, ich hatte ihr nicht einmal von Beppino etwas gesagt, und das war unrecht. Sie war so gut, sie sah mir alles an den Augen ab. Sie war der einzige Mensch, der mich lieb hatte, und als sie starb und Alle so häßlich und grausam waren, da verschloß sich mein Herz und wurde

todtmüde. Und wie es nun wieder erwacht, da darf — da darf ich —"

„Laß nur, mein Herzchen," beruhigte sie Alexandra, „Du mußt nicht so viel an Dich selber denken. Und übrigens bedanke ich mich für das Compliment, rechnest Du mich für gar nichts? Bist Du nicht mit meiner Liebeserklärung von vorhin zufrieden?"

Alexandra erfaßte die Freundin herzhaft beim Kopf und drückte ihr einen Kuß auf die Lippen. „Hast Du schon die Zeitung gelesen?" fuhr sie fort. „Denke Dir, welch schreckliche Geschichte in Rom passirt ist. Der Commendatore B., sagt der Messaggiero, hat seine Frau verlassen und ist mit einer leichtsinnigen Person, man vermuthet mit einer Schauspielerin, des Quirino, durchgegangen. Denke Dir den Eclat! Wie man nur so nichtsnutzig sein kann? Aber was ist Dir wieder?"

Margarethe hatte die Augen geschlossen und war todtenbleich geworden. Alexandra bengte sich erschrocken über sie.

„Es ist nichts," sagte die Leidende nach einer Weile mit gezwungenem Lächeln, „die Hitze und dann der Kopfschmerz —"

„Lege Dich lieber hin, carina. Nach Ravello komme nicht mit, das ist heute zu anstrengend für Dich. Ich würde keinen Staat mit Dir machen, besonders zu Esel nicht. Geh, lege Dich auf Dein Bett, da ist es kühl. Ich werde mich jetzt ankleiden. Dann sage ich Dir Adieu."

Margarethe folgte dem Rathe der Freundin. Sie

wankte in ihr Zimmer und legte sich auf die Matratze des Bettes.

Es summte und brauste ihr im Kopfe, sie wußte selbst nicht, was ihr geschehen war. Nun, wo sie liebte, so ausschließlich, daß diese Liebe ihr Leben war — da, da sollte es Unrecht — Sünde sein?

Konnte Gott so grausam sein? Warum hatte er zugegeben, daß die Liebe erst in ihrem Herzen Wurzel fasse? Warum?

Keinen Augenblick kam ihr der Gedanke, den Mann zu tadeln, welcher ihr alles war. Hatte er nicht übermenschlich gekämpft? Und daß er in einem Augenblicke, wo alle Freunde ihn verlassen hatten, sich aus Mitleid, aus Dankbarkeit an das einzige Wesen band, welches ihm beistand, war das nicht edel? Wie konnte er ahnen, daß es selbstsüchtige Berechnung bei ihr gewesen, daß sie diese Folge vorausgesehen, daß beide, je länger sie zusammlebten, um so mehr den Unterschied der Jahre und der Denkungsweise empfinden würden? Wie konnte er sich in der Nähe dieser Frau glücklich fühlen, die falsch und heuchlerisch war, die ihn nie verstand, da sie die Flügel seines Genius erlahmen ließ?

Unbegreiflich und wunderbar sind die Wege des Geschickes. Unbegreiflich?

Wie die Welt den Schritt ansah, den Margarethe thun wollte, das hatte sie eben von Alexandra gehört.

„Wie kann man nur so nichtsnutzig sein?“ Das sagte die Freundin mit Recht. Wenn Margarethe auch in Ermannis Nähe in romantischer Schwärmerei an die Berechtigung eines Seelenbundes gedacht hatte, so fiel es

doch, sowie sie der magischen Macht seines Blickes nicht mehr unterthan war, wie Schuppen von ihren Augen.

Schwärmerisch war sie wohl, auch geneigt, von einem Extrem in das andere zu verfallen, aber einer unedlen Handlung fähig war sie nicht. Den kindlichen Schwärmereien ihrer ersten Jugend war ein herber Rückschlag gefolgt, nun, wo sie zum ersten Male aus vollstem Herzen liebte, konnte das kein Unrecht sein.

So hatte sie im ersten Augenblicke gedacht, aber dann wurde die Macht der Erziehung, der gute Kern stärker in ihr als die romantischen Ideen.

Es war ihr Verhängniß gewesen, daß sie, verwundet von der Lieblosigkeit ihrer Anverwandten, ein fremdes Land über ihr eigenes gestellt hatte, es war eine Schuld, und diese rächte sich.

Wo sie ihr höchstes Glück zu finden hoffte, da nahm ihr das grausame Geschick alles, was es ihr einen Moment einer Fata Morgana gleich, lockend gezeigt hatte. Schon war sie der Freundin gegenüber unwahr gewesen. Konnte Ermanni selbst sie achten, wenn sie that, was er jetzt wohl wünschte, was aber nie sein Glück zu werden vermochte, da es ihm die Achtung seines Landes entzog, eines Landes, in dem er berufen war ein großer Künstler, ein Unsterblicher zu werden? Nein und tausendmal nein!

„Um groß zu sein, bedarf er eines großen, veredelnden Schmerzes!“

Diese Worte, welche Alexandra einst in der Villa Albani halb im Scherze ausgesprochen hatte, sie tönten plötzlich vor Margarethens Ohren. Doch sie gewannen einen andern Klang.

Er bedurfte eines Schmerzes. Sollte ihre Liebe von der Alltäglichkeit berührt, durch den Tadel der Menschen entweiht werden? Von allen Geschichten des Alterthums hatte Margarethe die von Kleobis und Biton stets am liebsten gehabt. Nachdem die argivischen Jünglinge den Wagen der Mutter, der Priesterin, zum Tempel der Hera gezogen, hatte die Göttin sie vollkommen glücklich gemacht, indem sie sie, nach Erfüllung der heiligen Pflicht, für immer einschlummern ließ. Das beneidenswertheste Loos erschien Margarethen, inmitten des Glückes zu sterben und so gleichsam das Glück auf seiner Höhe festzuhalten. Einem Weibe, das wahrhaft liebt, erzeugt die erste Seligkeit der Liebe unwillkürlich den Gedanken: „Jetzt möchte ich sterben!“

Sie möchte es; denn sie fühlt, sie hat nichts Größeres zu erleben.

Nein, das Geschick war nicht grausam. Es gönnte ihr, sich für den Geliebten zu opfern.

So dachte sie, und so löste sich der Zwiespalt ihrer Seele. Wenn es Ermanni auch heute verwundete, später würde er in seiner Kunst Ersatz für ein armes Menschendasein finden und Margarethe würde ihn mit sich himmelwärts ziehen. O, es war so süß, es zu thun, da es für ihn geschah!

„Nun lächelst Du ja wieder, geht es Dir besser?“ sagte jetzt Alexandras muntere Stimme neben ihr.

„Ja, liebe Alexandra,“ entgegnete Margarethe, „viel, viel besser.“

„Das ist Recht. Laß Dir die Zeit allein nicht lang werden, addio.“

„Leb' wohl, küsse mich, willst Du?"

„Du bist ja heute ganz arg darauf. Da hast Du einen Kuß. Lebe wohl, Kleine. Carlino ist schon draußen und der Esel auch." „Al momento," antwortete sie, als eine Knabenstimme „Signorina, Signorina!" rief.

Alexandra nickte der Freundin zu, und diese schaute ihr sinnend nach.

Draußen wartete neben Carlino und dem für Alexandra bestimmten Esel eine kleine Cavalcade: Leo, seine Frau und Graf Doria. Letzterer im zartesten hellgrauen Anzuge mit einer Rose im Knopfloch.

Alle begrüßten die junge Russin mit lebhaftem Zuruf und fragten nach Margarethe.

„Sie ist nicht wohl, sie hat Ruhe nöthig. Da ist es ihr ganz gut, wenn sie mich eine Weile los wird."

Doria war abgesprungen und half der Malerin in den Sattel. Da saß sie nun graziös und sicher in ihrem knappen hellen Sommerkleide und dem modischen großen Strohhut und rief lustig: „Avanti!"

Die Treiber und die Thiere setzten sich in Bewegung, Carlino lief neben seiner Herrin und trug ein weißes Tuch, dessen Frische seine braunen Hände bedenklich gefährdeten.

„Hans, bleibe bei mir!" rief Frau Leo ihrem Manne zu, „Du weißt ja, wie ich mich beim Reiten ängstige."

„Gewiß, Klärchen," beruhigte der Bankier, „ich bin ja da. Nimm Dir ein Beispiel an Fräulein Alexandra, wie muthig sie ist."

„Ach, Hans, sie ist noch nie vom Esel gefallen. Denke nur an den Drachenfels auf unserer Hochzeitsreise."

„Da fielen Sie vom Esel?“ rief Alexandra.

„Ja, doch das ist eine lange Geschichte. Jetzt kann ich sie nicht erzählen, ich muß auf die Zügel achten.“

Die Gesellschaft gelangte an der Luna vorbei nach Atrani, wo der Weg nach dem alten Maurennneste anzusteigen beginnt. Anfangs ging es gut vorwärts. Auch Frau Leo beruhigte sich etwas, und diese Windstille benutzte der Gemahl, um an die Seite der voranreitenden Alexandra zu traben.

„Ich freue mich auf Ravello,“ sagte sie zu ihm.

„Ja, es ist sehr interessant. Es sind noch viele Reminiscenzen an die Mauren da. Nicht allein die Kanzel in der Kathedrale, die auf Löwen ruht, sondern auch in Mr. Smiths Park befinden sich Reste eines Kreuzganges mit durchbrochener arabischer Arbeit.“

„Ist der Engländer reich?“

„Sehr reich. Er baute die Chaussee bis zur halben Höhe des Weges, damit Ravello bessere Verbindung habe. Aber die Commune weigerte sich, die andere Hälfte anzulegen, trotzdem es ausgemacht war. So blieb die Arbeit halb fertig liegen.“

„Schade, nachher ist wohl der Weg schlecht?“

„Fürchterlich, aber lassen Sie sich nichts merken. Meine Frau wird früh genug dahinter kommen,“ flüsterte er.

„Es ist doch ein entzückendes Stück Erde,“ bemerkte Alexandra, als sie höher kamen und die Buchten der Küste zu überschauen begannen.

„Ja, er ist nicht allein schön, es steckt auch viel Romantik in diesem Strande. Hierher kamen von Sicilien herüber die Mauren. Sie waren neben den Kelten die

ersten Märchendichter. Neuerdings will man das zwar bestreiten, aber das geschieht mit Unrecht. Den besten Beweis liefern ja hier die Leute selbst. Sie können meist weder lesen noch schreiben, doch die alten Sagen haben sich im Munde des Volkes erhalten. Große und kleine Kinder glauben hier nicht allein an die übliche italienische Hexe, die Strega, sondern auch an die Fata, die morgenländische Fee."

Leo hatte seine Stimme ein wenig erhoben, weil er gern docirte und zwar mit Vorliebe Damen belehrte, als seine Frau hinüberrief:

„Hans, erklärst Du schon wieder? Du machst meinen Esel scheu, wenn Du so laut sprichst. Der arme Graf kann überdies gar nicht mit Alexandra reden."

Hans zog sich an die Seite seiner Gemahlin zurück, und Doria nahm den ihm gebührenden Platz neben der hübschen Russin ein.

„Mille grâces, Madame," sagte er, sich zu Frau Leo verbeugend.

„O bitte," antwortete sie befriedigt. Niemand hatte wie sie das Talent Dinge zu arrangiren.

„Also Feen giebt es auch bei Ihnen, ich hatte geglaubt, Sie verehrten nur die bösen Naturgeister," neckte Alexandra ihren Gefährten.

„Wohl möglich. Lassen Sie doch die Kindereien des Volkes, mon amie. Haben Sie Ermanni heute schon gesehen?"

„Nein, aber Margarethe sagte, sie hätte ihn getroffen."

„Ja," fiel hier Carlino ein, „die Signorina und den

großen schwarzen Maler habe ich heute früh gesehen, als ich nach den Cappuccini ging. Sie wird jetzt schön, die fremde Dame, beinahe so schön wie Sie, Padrona."

„Naseweis," schalt ihn Alexandra. „Was weißt Du davon?"

„Warum nicht?" lächelte der Knabe eingebildet, „wenn man immer mit Künstlern verkehrt, lernt man das beurtheilen."

„Verbieten Sie doch dem vorlauten Burschen die dreisten Reden," sagte Doria entrüstet.

„Er ist noch ein Kind und er amüsirt mich," flüsterte sie dem Grafen zu.

„Wissen Sie auch, wovon die Signorina Rita so schön ist?" sprach Carlo weiter.

„Nun?" fragte Alexandra neugierig.

„Die und der große Maler, die haben sich lieb."

„Welch' ein Unsinn!"

„Glauben Sie's mir nur. Ich hab's gleich damals in der Villa Wolkonsky gemerkt. Ich schlich mich Ihnen nach, Padrona. Da sah ich, wie er die Fremde anguckte und sie dabei die Augen zumachte. So" — Carlo schloß wie geblendet die Augen, nachdem er einen strahlenden Blick hervorgeblitzt hatte. Derselbe war dem Ermannis wunderbar ähnlich und ebenso traf der dreiste Junge den schüchternen Ausdruck, welchen er bei Margarethe erlauscht hatte.

Wenn die Nachricht Alexandra nicht so tief berührt hätte, würde das Talent des Knaben sie erfreut haben, so sagte sie nur abweisend: „Ma chè," horchte aber doch gespannt auf die weiteren Reden Carlos, welcher natürlich merkte, daß sie seine Herrin interessirten.

„Erst gab ich nicht darauf Acht," fuhr er fort, „und ich hatte es auch vergessen, aber wie ich heute die Zwei so gehen sehe und sie sich anschauen, als wenn es weiter nichts auf der Welt gäbe" — wieder ahmte Carlino diesen Ausdruck nach — „wie sie nicht mal sehen, daß ich die Mütze abnehme und Guten Tag sage, da wußte ich, die sind sich gut, närrisch gut."

„Was so ein grüner Junge wohl davon versteht. Basta adesso, fort Carluccio, fort," herrschte ihn Alexandra an. „Geh zur gnädigen Frau dahinten und sage ihr, sie möge sich in Acht nehmen, es kämen viele Felsenstufen."

Widerwillig gehorchte Carlo dem Befehle. Das angehende Brautpaar war ihm viel interessanter als die zwei ehrbaren Leute, bei denen das Liebeswerben mit seinem es sanctionirenden standesamtlichen Schlusse schon überwunden war. Doch Carlo verstand im Gesichte seiner jungen Herrin zu lesen; er wußte, wie weit er sich etwas erlauben dürfe. Jetzt, sah er, ließ sie nicht mit sich spaßen.

„Sie sehen, mon amie," sagte Doria mit einem Schatten des Vorwurfs in der Stimme, „wohin es führt, wenn man zu nachsichtig gegen solche Leute ist. Er ist ein unverschämter Bengel."

Die Schlucht hatte sich nun verengt, die Thiere begannen die unzähligen Stufen, welche zur alten Sarazenenstadt führen, hinaufzuklettern. Es war ein mühsames Stück Arbeit und eine Unterhaltung nicht möglich. Der Graf mußte hinter Alexandra reiten, erst als sie die Höhe des Berges erreicht hatten, konnte er sein Thier wieder neben das der jungen Russin lenken. Sowie er bei ihr war, fragte sie:

„Glauben Sie, daß es wahr ist?“

Er verstand sie sofort, da auch ihn die Worte Carlinos beschäftigt hatten. Er überlegte, ob er ein Verbot, das Alexandra ihm gestellt, übertreten könne. So lange es bei einer harmlosen Kurmacherei blieb, verpflichtete ihn nicht die Ehre, das zu sagen, was er schon mehr als einmal angedeutet, erst gestern Abend noch, als Ermanni englisch sprach. Es handelte sich zwar nicht um Alexandra, wie er mit Genugthuung empfand, aber das arme deutsche Ding that ihm doch leid, wenn sie ihm auch nie mit ihren Schrullen sympathisch gewesen war.

„Wer weiß es?“ sagte er mit der Lieblingswendung der Italiener bei kritischen Fragen. „Wenn es aber wäre — Fräulein Margarethe ist Ihre Freundin, nicht wahr?“

„Sie wissen es ja, contino.“

„Nun, mon amie, dann, verzeihen Sie, daß ich es ausspreche, warnen Sie Ihre Freundin. Ich glaube, Ermanni ist nicht mehr frei, und Deutsche nehmen dergleichen Sachen so tragisch.“

„Nicht mehr frei?“ wiederholte Alexandra erstarrt.

„Ja; ich weiß es nicht genau, aber ich meine mich nicht zu irren.“

„Warum haben Sie das nicht früher gesagt?“

„Sie verboten es mir, mon adorée.“

„Ah so! Sie haben Recht. Sie hätten es mir aber doch sagen sollen. Nein, nein, Sie müssen sich täuschen, er hätte sonst davon gesprochen.“

„Es giebt Dinge, von denen wir Männer ungern reden. Wer spricht in Gesellschaft reizender junger Damen

gern von seiner alten Frau, mit der er sich unglücklich fühlt?"

„Ermanni hätte eine alte Frau? Unmöglich!"

„Ja, ich glaube. Ich bin allerdings nicht genau orientirt und möchte nicht medisiren."

Mit diesem kleinen Stich auf Alexandra, dem ersten, welchen er wagte, verstummte der Graf; auch die junge Russin sprach einige Zeit nicht.

Leos, die nun auch die Hunderte von Stufen überwunden hatten, kamen jetzt in ihre Nähe. Man stieg von den Eseln, um die Kathedrale von Ravello zu besichtigen. Während der Bankier um die berühmte Kanzel herumging und seiner Frau deren Entstehung erklärte, flüsterte Doria der Malerin zu:

„Sie sind so still geworden, mon amie. Er verdient das nicht."

„O, es ist nicht um ihn, ich — ich — lachen Sie mich nicht aus — sorge mich um Rita. Wenn das Kind ihn lieb hätte! Sie war heute so verstört."

„Ist nicht Fräulein Margarethe etwas excentrisch?"

„Nun, ja, wenn Sie es so nennen wollen. Sie ist ein wenig excentrisch. Aber sie hat das beste Herz von der Welt. Ich sagte immer: ‚Wenn sich Rita verliebt, giebt's ein Unglück. Sie wird in dem Rückschlage nach ihrer Herzenserstarrung keinen Ausweg wissen.' Daß ich auch heute so wenig merkte, was ihr fehlte! Daran sind Sie nur —"

O, da hätte sie beinahe gesagt, daß er Schuld habe, und das wäre doch zu schmeichelhaft gewesen.

„Ich möchte nach Hause," fuhr sie rasch fort „ich muß sehen, was sie thut."

„Bedenken Sie, ma chérie, was Sie beginnen. Sie compromittiren damit Ihre Freundin. Was für einen Grund wollen Sie Leos angeben? Das Diner ist bestellt, alles arrangirt —"

„Aber wenn es ein Unglück gäbe!"

„O," lächelte er ungläubig, „seien Sie ohne Sorgen. In Worten und Gedanken sind die Deutschen wohl tragisch, aber vor Thaten brauchen Sie sich nicht zu fürchten. Fischblut, das wallt nicht so rasch."

Frau Leo war der Erklärungen müde und wandte sich nun zu dem Paare, so daß sie der Malerin die Entgegnung abschnitt.

„Mich wundert nur, daß Sie sich nie mit Alexandra aussprechen, Herr Graf," scherzte sie. Doria lächelte geschmeichelt, verstand aber den Wink und begann mit der Frau des Bankiers eine Unterhaltung, das heißt, er hörte geduldig ihrer Erzählung der auf dem Esel bestandenen Leiden zu, wie Hans sich nie genug um sie bekümmert habe und immer nur mit dem alten Gerümpel beschäftigt sei.

Leo nahm seinerseits Alexandra in Beschlag, um an ihr seine Erklärungslust auszulassen. Er wunderte sich, wie still sie zuhörte, und freute sich zugleich, daß sie endlich einmal anfing, etwas Interesse für ernste Dinge zu zeigen. Da er keiner Antworten bedurfte und keine wünschte, bemerkte er die Zerstreutheit der jungen Russin nicht.

Die Gesellschaft nahm im Gasthofe von Ravello das sie erwartende Diner ein; sobald es aber geschehen war

und Alexandra, ohne aufzufallen, von der Heimkehr reden konnte, that sie es so dringend, daß Leos glaubten, sie habe einen Streit mit dem Grafen gehabt. Es dunkelte schon, als die Cavalcade sich wieder auf den Weg machte, doch da der Mond tageshell schien, war der Ritt bergab nicht gefährlich, wenn auch Frau Leo mehr als einmal ihr: „Hans, bleibe mir!“ ängstlich erschallen ließ.

* * *

Es war die zehnte Stunde desselben Tages, die nächtliche Stunde, welche die Liebenden zu ihrer Flucht verabredet hatten. Vom Campanile von Amalfi tönte der Schall der Uhr. Zitternd hallte der Schlag durch den kleinen, mondbeschienenen Ort, als ein Mann, trotz der Sommerwärme in einen weiten Mantel gehüllt, in das Haus trat, welches die beiden Mädchen bewohnten. Es wunderte ihn nicht, daß keine der Dienstmägde ihn begrüßte. Rita hatte sie wahrscheinlich unter irgend einem Vorwande entfernt. Leuchtete doch aus dem Parterre-Zimmer, wo er gestern eine selige Stunden verlebt hatte, das rosige Licht gleich einem Leitsterne. Es sagte ihm, daß die Geliebte dort seiner harre. Er eilte leise die Treppe hinauf und öffnete vorsichtig die Thür des Salons.

Seltsam, das Zimmer war leer.

Ermannis Auge schweifte einige Zeit unruhig darin umher, das Mondlicht strömte wie gestern voll zum offenen Fenster hinein, die Lampe mit dem rosa Schirm brannte auf dem Sophatische.

Gewiß war Rita noch mit dem Packen der Sachen

beschäftigt und weilte in dem Schlafzimmer. Damen sind ja nie pünktlich, dachte er lächelnd.

Zagend schlug er die Portière zurück, er stand auf der Schwelle des Heiligthums. Ein süßer Veilchenduft, Ritas Lieblingsparfüm, strömte ihm entgegen. Er trat näher und ging auf den Zehen zu dem mit einer weißen Zanzaniere verhüllten Bette.

Hielt sie noch ihre Siesta? Er sah einen leichten Eindruck auf dem Kopfkissen, doch sie war nicht da; er konnte es sich nicht versagen, seine Hand liebkosend einen Augenblick hinzulegen, wo ihr Haupt vor Kurzem geruht hatte. Es war ihm, als sei der Duft hier stärker, berauschender . . . er schloß die Augen, sein Mund öffnete sich ein wenig, er flüsterte: „Gioja“.

Doch er durfte nicht träumen, heute galt es zu handeln. Mit einem Ruck richtete er sich auf.

„Auch hier nicht? Wo weilt die Böse?“

Ermanni trat in Alexandras Schlafzimmer, welches auf das der Freundin folgte. Hier herrschte eine malerische Unordnung. Ein spitzenbesetztes, weißes Morgenkleid mit blauen Schleifen war rücksichtslos über einen Stuhl geworfen; zwei allerliebste, goldgestickte Pantöffelchen standen, einer mit der Spitze, einer mit dem Hacken nach vorn, neben einem Toilettentische, vor dessen großem Spiegel sich Flacons und Büchsen aller Art befanden. Außer den sich mischenden Wohlgerüchen derselben schlug Ermanni ein feiner Duft türkischen Tabaks entgegen; eine angerauchte Cigarrette lag vergessen auf den großen Blumen des Teppichs, als hätte die capriciöse junge Russin sie eben erst aus dem Munde genommen und achtlos zur Erde geschleudert.

Ein Buch ruhte aufgeschlagen auf einer rothsammtnen Chaiselongue, neben ihm ein Pudermantel.

Merkwürdig, wie peinlich genau Ermanni trotz seiner Aufregung auf all' diese Einzelheiten achtete. Er erkannte im hellen Mondschein, daß das Buch ein französisches war; er las mechanisch die Etiketten der Toilettenbüchsen.

Aber Rita? Vielleicht hatte sie sich im Salon versteckt, um ihn zu necken. Vielleicht kam sie wieder wie heute Morgen und drückte ihm schelmisch die lieben Hände vor die Augen.

Er kehrte in den Salon zurück und setzte sich, ein wenig ermüdet von dem Suchen, auf den Lehnstuhl am Fenster, wo Margarethe gestern verweilt hatte. Sie hatten ja noch Zeit, der Kutscher erwartete sie erst in einer halben Stunde.

Wie schwül heute die Luft war und wie hell der Mond schien! Es war Vollmond. Dort im Westen, nach Salerno hin, wetterleuchtete es. Wenn sich Rita nur nicht auf der weiten Fahrt an der schroffen Meeresküste hin ängstigte! Kein rauhes Lüftchen sollte sie anwehen, nie mehr sollten ihre kleinen Finger etwas Anderes thun, als ihm die Wolken von der Stirn streichen, nie mehr sollte ihr süßer Mund den dickköpfigen Kindern in Rom die grausamen Laute der heimischen Sprache beibringen. „Gretchen!" versuchte er zu sagen. Es gelang ihm nur schlecht. Wie oft sie wohl an dem Schreibtische Arbeiten corrigirt hatte. Was sie wohl da las?

Er bog sich neugierig vor.

Da lag ein weißes Blatt wie ein Brief. Seltsam, daß Ermanni es nicht zuvor gesehen. Die Adresse war an ihn gerichtet, in Ritas Handschrift.

Großer Gott, was bedeutete das?

Er riß das Blatt auf.

„Geliebter, ich wage nicht, Dich wieder zu sehen, ich könnte sonst schwach werden. Und ich fühle doch, wenn ich nicht mehr in dem Zauberbann Deiner Nähe weile, daß es Sünde ist, was wir thun wollen, daß ihm kein Glück entsprießen kann . . . nicht für Dich, nicht für mich. Doch ich vermag nicht zu sein ohne Dich. Der Tod erscheint mir süßer, als ein Leben fern von Dir. Sieh, wie der Mond lächelt. Er baut mir eine goldene Brücke über das Wasser, himmelwärts. Dort oben werden wir einst vereint sein. Ich sterbe, Du aber lebe. Deine Kunst soll Dir den Lorbeer der Unsterblichkeit um die Schläfe winden. Denn ich bin stolz auf Dich, mein Cesare, und ich will, daß mein Geliebter der Erste unter seinen Zeitgenossen sei. Und dieselben Strahlen, welche mich heute von Dir tragen, werden mich — wenn der Mond sich füllt — zu Dir führen, und Deine Rita wird dann Deine Muse sein. Lebe wohl!“

Die Buchstaben flimmerten vor Ermannis Augen, er faßte nicht, was dort stand. Doch eins ward ihm klar, sie war nicht hier, sie war hinaus an das Meer gegangen, sie wollte . . .

Er vollendete den Gedanken nicht.

Taumelnd sprang er auf und lief an den Strand.

An der Marina, wo die Fischer ihre Netze auf den unzähligen harten Kieseln des Ufers ausbreiteten, konnte sie nicht sein. Doch er entsann sich, daß ein wenig außerhalb des Ortes eine einsame Fischerhütte liege, von der Rita ihm erzählt und deren romantische Lage sie ihm als Vorwurf eines Bildes gerühmt hatte.

„Dort ist das Meer so schön und still und das kleine Haus liegt so friedlich inmitten eines Blumengärtchens," hatte sie gesagt. Dort, wenn irgendwo, mußte sie sein; denn im Getümmel des Hafens konnte sie ihren Vorsatz nicht ausführen. Ihren Vorsatz! Es überrieselte ihn kalt, als ihm seine Gedanken das Wort in den Mund legten.

Wie konnten die Menschen jetzt gleichgiltig lachen und schwatzen, wo von jeder Minute das Leben abhing? Ermanni haßte sie darum. In fieberhafter Hast eilte er weiter. Endlich schimmerte in der Ferne ein einsames Licht aus einer kleinen Hütte. Ermanni kam näher. Da war der Johannisbrotbaum mit dem grünen, glänzenden Laube, von dem sie gesprochen, da die stachelige, mit gelben Blüthenrosen bedeckte Cactusfeigenhecke, welche den kleinen Garten einfaßte.

Er stürmte durch die Hecke, deren phantastisch geformte Zweige im Mondlichte wie gespenstische Arme erschienen, auf die Thür der Hütte zu. Er riß sie auf.

Bei dem Schein einer von der Decke herabhängenden Olivenöllampe saß ein Knabe am Tische. Ein Fischernetz, an dem er geflickt, lag auf seinem Knie; doch sein Blick war auf ein Buch gerichtet, in dem er eifrig las, so daß sich sein hageres Gesicht geröthet hatte. Seine Brust war schmal und zusammengepreßt, die eine Schulter höher, und der Rücken trat rund hervor.

„Kind, hast Du eine Dame im weißen Kleide gesehen?" rüttelte ihn der Fremde aus seiner Versunkenheit auf.

Der Knabe erschrak, zwei träumerische Augen starrten auf die hohe Gestalt Ermannis.

„Eine Signora nicht, wohl aber eine Fee," sagte er.

„Gerade wie diese hier in dem Buche.“ Er schlug mit der dünnen Handfläche und den langen Fingern auf das Buch.

„Erzähle, schnell, um Gotteswillen!“ rief Ermanni heftig. „Wann, wann, wo?“

„O, Herr, sie kam, es mochte wohl halb neun Uhr sein. Sie trug eine Granatenblüthe an der Brust, sie war ganz bleich, nur ihre Augen, die strahlten wie die Sterne. Und sie fragte mit süßer Stimme: ‚Du hast ein Boot da draußen?‘

„Ich schlug schnell ein Kreuz unter dem Tische, damit sie mich nicht verzaubere, und dann erwiderte ich hurtig; denn man muß Feen stets gehorsam Red' und Antwort stehen, sie thun uns sonst ein Leides an, und stets die Wahrheit muß man sagen, auch wenn es uns schadet. Ich krümmte zur Sicherheit noch den Finger, wegen des mal'occhio, obwohl sie so schöne Augen hatte, daß es gewiß nicht nöthig war. Und als ich das beides gethan, faßte ich Muth und sagte: ‚Ja, die Urania, sie gehört meinem Vater, er ist fischen gegangen, und ich bin allein zu Hause.‘“

„‚Hast Du keine Mutter mehr und wie heißest Du?‘

„‚Meine Mutter ist lange todt, und da ich nicht viel Anderes thun kann, Ihr sehet — ich bin ein Krüppel, schöne Signora — koche ich dem Vater die Polenta, auch brate ich ihm ein Fritto von den Fischen, welche er bringt, und flicke die Netze. Und ich heiße Giuseppe oder Beppino nach dem guten Padre dort oben bei den Cappuccini, dem mit dem langen, weißen Barte. Er lehrte mich lesen, damit ich mir die Zeit vertreiben kann; denn ich bin viel allein.‘

„‚Beppo, wie unser Beppino,‘ sagte sie freundlich, und es war, als träten ihr die Thränen in die Augen. Doch

Feen weinen ja nicht, und so mochte es wohl nur der Widerschein der Lampe sein. ‚Leih' mir die Urania,' fuhr sie fort, „‚ich will auf's Meer hinausfahren.'

„‚Oh, jetzt, meine schöne Signora?' Ich weiß, man muß bei Feen so thun, als merke man nicht, daß sie nicht Fleisch und Blut haben, sonst werden sie böse. Dann trat ich mit ihr auf die Schwelle. ‚Dort bei Salerno ist ein Wetterleuchten.'

„‚O, sorge Dich nicht um Dein Boot!' Sie nahm eine goldene Kette von dem weißen Halse. ‚Wenn der Urania ein Unglück zustieße, da hast Du einen Ersatz.'

„Ich traute meinen Augen nicht. Wirkliches Gold? Wird es sich morgen nicht in Messing oder Kupfer verwandeln?

„Aber sie war so schön und ich sagte: Nehmt das Boot, Signora, und macht damit, was Ihr wollt.

„Da neigte sie sich zu mir nieder, küßte mich auf die Stirn, es fiel mir wie heiße Tropfen auf die Wangen und sie flüsterte: ‚Gott segne Dich, mein Beppo, und — ihn!'

„Und dann verschwand sie. Sie löste das Boot von der Uferkette und ruderte weit hinaus in's Meer. Ich schaute ihr nach. Der Mond schien so voll und klar, ich sah die weiße Gestalt noch lange. Es war, als bauten ihr die Gefährtinnen, die Feen, einen silberfunkelnden Weg zum Monde hinauf. Das Boot fuhr immer in dem glitzernden Pfade hin, da trat eine Wolke vor den Mond, und wie ich wieder hinschaute auf den Strahlenweg, da war die Urania verschwunden, da war die Fee heimgekehrt."

Ermanni hatte dem Knaben gelauscht wie Jemand, der sich in einem Banne befindet. Er wollte Hand und Fuß

regen, sie waren wie gelähmt; er wollte die lange Erzählung des Kindes unterbrechen, doch seine Lippen bewegten sich nur, er brachte keinen Laut hervor.

Der Knabe, welcher so gut in der Märchenwelt Bescheid wußte, war so in seine Geschichte vertieft gewesen, daß er nicht bemerkt hatte, wie Ermanni starren Auges an seinem Munde hing; er holte nun die Kette und legte sie auf die Knie des Fremden.

„Seht, Herr, glaubt Ihr, daß sich das Gold morgen in Kupfer verwandelt?“

Bei der Berührung fuhr Ermanni auf. Es war die Kette, welche Margarethe heute Morgen getragen hatte.

Ohne Antwort zu geben, stürmte er hinaus an den Strand. Der Mond schien voll und klar; in dem nächtlich dunkeln Wasser zog er den Pfad, auf dem sie hinübergeschritten . . . Zu spät!

Vor zwei Stunden schon war sie heimgekehrt, wie Beppino gesagt. Sie wollte ja sterben. O, wenn er ihr hätte folgen dürfen! Doch sie hatte ihm geboten, zu leben, es war ihr letzter Wunsch.

Der Knabe war dem Herrn gefolgt. Ermanni bemerkte jetzt, daß sich das vorzeitig reife Gesicht mit den träumerischen Augen auch auf das Meer richtete. Das war das Wesen, für welches sie selbst in der Stunde des Todes barmherziges Mitgefühl empfunden hatte.

Ermanni küßte heftig den Knaben auf die Stirn, auf die Stirn, wo ihre Lippen geruht. Und es war, als ob das Kind seine Gedanken erriethe, denn es sagte;

„Grämt Euch nicht, Herr; wenn der Vollmond scheint und Ihr recht an sie denkt, kehren die Feeen wieder!“

IV.

Wenn der Vollmond ſcheint,
kehren die Feeen wieder.
(Märchen.)

Neben der einſamen Fiſcherhütte am Golf von Salerno ſteht ein weißes Haus. Blühende rothe Roſen ranken ſich zu ſeiner Veranda hinauf, und die nach Norden gelegene Seite deſſelben bedeckt ein erhöhtes Dach von Glas und Eiſen, wie bei einem Maleratelier. In dem Garten am Strande breiten Dattelpalmen ihre Fächerblätter in die klare, blaue Luft, laſſen Myrthen und Orangen ihre Blüthenſterne auf wohlgepflegte Raſenflächen ſinken.

Auf den Kieswegen des Gartens ſpielen zwei braunäugige, braunwangige Kinder und bauen von Muſcheln ein luftiges Haus. Da rollt ein Wagen heran. Die Kleinen hören neugierig in ihrer Beſchäftigung auf und rufen: „Una carrozza, madre!“

Eine junge Frau tritt auf die Schwelle des Hauſes, ſie trägt das Haar wie die Ciucciardinnen aus der Umgegend Roms unter einem weißen und einem rothen länglich gefalteten Tuche; ein blauer Wollenrock und eine mit bunten, gewirkten Borten geſäumte Schürze umgeben ihre runden Hüften, ein ſchwarzes auf dem Rücken geſchnürtes Mieder umſpannt ihren vollen Oberkörper und ein zierlich geſchlungenes Tuch läßt den kräftigen Nacken frei.

Inzwiſchen iſt der Wagen näher gekommen und hält vor der bronzenen Gitterthür des Gartens. Ein kleiner Herr ſpringt zuerſt ab und hilft einer Dame den Tritt hinab. Sie hat blonde Locken und trägt eine elegante

Pariser Frühjahrstoilette, welche die bedenklich dem Embonpoint zugeneigten Formen fest und straff umschließt.

Der Herr reicht ihr galant den Arm und führt sie zur Thür.

„Ah, Frau Gräfin, welche Ehre!“ ruft die junge Bäuerin knixend, indem sie verlegen den Zipfel ihrer Schürze erfaßt.

„Sieh da, Marietta, wie geht es Dir und Beppino?“

„Eccellenza sind sehr gütig. Beppino ist nach der Stadt gegangen, um Einkäufe zu machen, da der Padrone in einigen Tagen kommen wird.“

„So früh schon?“

„Ja, er will hier ein großes Bild malen — Sie wissen schon, nicht wahr?“

„Gewiß, ganz Rom spricht von dem Auftrage des Kaisers von Rußland. Man fängt an, sich um den armen Ermanni zu reißen. Wie gut, daß ich nicht mehr seine Concurrentin bin, nicht wahr, Contino?“ wandte sie sich lachend an ihren Gemahl.

„Certainement,“ erwiderte Graf Doria galant, obwohl ihn diese Anspielungen auf ihren früheren Beruf nie angenehm berührten.

Alexandra sah es und lachte.

„Ich gehe nun hinauf,“ sagte sie, „Du bleibst indessen hier und machst der kleinen Rita den Hof, nicht wahr, mein Freund?“

Die kleine Rita hatte den Finger in den Mund gesteckt und sah den fremden Herrn und die blonde Dame wie verzaubert an. Wie der Ring an der Hand des Fremden blitzte. Die Nägel waren noch länger und spitzer

und die Finger viel weißer als die des Gehilfen in der Apotheke am Marktplatze, und der war doch schon so vornehm.

Der Knabe blieb während dessen in scheuer Entfernung stehen und starrte den Gast an, wie Kinder ein buntes Bild betrachten.

Der Graf warf sich ein wenig gelangweilt auf einen Gartenstuhl unter den Palmen und zog die Kleine, welche ihn noch immer ehrfurchtsvoll und verschämt anblickte, gehorsam zwischen seine Kniee:

„Je vous attends, mon amie," sagte er, „mais je vous en prie — ne me faites pas mourir d'ennui."

Alexandra war schon mit Marietta in das Haus getreten und antwortete nicht. Auf der Treppe zum ersten Stock fragte sie: „Erlaubt Dein Herr, daß ich in sein Studio dringe?"

„O, Sie dürfen es, Eccellenza. Der Padrone hat ausdrücklich gesagt: Wenn die Frau Gräfin das Bild sehen will, so ist sie willkommen."

Marietta öffnete eine hohe Thür, sie befanden sich in einem großen Raume mit Oberlicht. Den Beschauerinnen gegenüber bedeckte ein Vorhang die Wand. Marietta trat näher und zog an einer Schnur. Der grüne Stoff theilte sich und enthüllte ein Bild, welches so meisterhaft gemalt war, daß es schien, als lebten die Gestalten auf der Leinwand.

Auf einer Bank unter grünen Eichen, von flimmerndem, goldenem Sonnenlichte überstrahlt, saß ein junges Mädchen in hellem Sommerkleide mit leuchtenden, klugen Augen

und lichtbraunem, welligem Haar. Sie sah von einem engbeschriebenen Blatte in ihrer Hand auf und blickte einen jungen, sonnengebräunten Mann an, dessen Züge das echte, fröhliche Kind des Südens verriethen. Er hatte den Stelzfuß auf eine Drehorgel gestützt und schaute eifrig zu seiner Gefährtin hinüber.

„Nicht wahr, Beppino, wie er leibt und lebt?“ sagte die Frau des einstigen „Künstlers“.

Alexandra nickte mechanisch, sie sah nur das Mädchen mit den Nixenaugen. An den goldenen Wimpern der Gräfin Doria zitterte eine Thräne, um ihren Mund zuckte es.

„La Berlinese,“ sagte sie mit ungewohntem, sinnendem Ernste. „Arme Rita! So jung! Wer hätte das gedacht, als wir vor Jahren hier so heiter den Sommer verlebten?“

Auch Marietta sah gerührt aus, sie fuhr mit der verkehrten Hand über die Augen, doch dann siegte weibliche Neugierde, und sie sagte: „Der Padrone muß die Fremde da sehr lieb gehabt haben.“

Da sie keine Antwort erhielt, fuhr sie fort: „Verzeihen Eccellenza, aber wie geht es der Gemahlin Signor Ermannis?“

„Soviel ich weiß — gut, sie lebt meist in England. — Ich bewundere Cesares Sanftmuth gegen diese Heuchlerin,“ fügte sie in Gedanken hinzu und laut sagte sie: „Spricht der Herr nie von ihr?“

„Nie; er spricht überhaupt nicht viel. Er kommt des Sommers und auch im Winter, so oft er kann, hierher, um zu malen, aber er lebt ganz einsam und verkehrt mit keinem der Fremden, die zur Badezeit hier sind. Nur zum

Giuseppe, 'dem Krüppel in der Fischerhütte nebenbei, geht er oft. Das ist nämlich der Beppino, Eccellenza, welcher meinen Kindern Märchen erzählt, besonders eins von einer schönen weißen Fee, die auf einer silbernen Brücke zum Monde hinaufschwebte. Was so ein armer Buckliger sich ausheckt, Eccellenza!" entschuldigte Marietta im Tone mitleidiger Verachtung.

„Und Dein Herr?" fragte Alexandra.

„O, der liebt das Meer und die Sterne auch gerade wie der Beppino von nebenbei. Und wenn der Vollmond scheint, sitzt der Padrone vorn auf der Loggia und starrt auf's Meer hinaus. Wir wagen dann nicht, ihn zu fragen und zu stören, und Beppo herrschte mich einmal heftig an, als ich sagte: ‚Wie das wohl mit dem Padrone und der Signorina Rita gewesen ist, nach der Du durchaus unser ältestes Töchterchen nennen wolltest?'

„‚Schweig, Marietta,' sagte er da, ‚das verstehst Du nicht. Sie war unser Schutzengel und der seine. Weißt Du noch, wie er mich, über vier Jahre sind's nun, von Berlin kommen ließ, dieses Haus baute, Dir Deine Aussteuer gab und uns hier zu Custoden einsetzte? Ja, sie war unser Schutzengel.'"

Die Gräfin antwortete der Neugierigen nicht; sie wußte aber, welche Bedeutung jenes Märchen des buckligen Fischers besaß; denn Ermanni hatte der Freundin der Geliebten nicht verschwiegen, daß Rita nicht im Meere verunglückte, wie man annahm, sondern selbst um seinetwillen den Tod gesucht hatte. Das war seine Buße gewesen. Alexandra gedachte mit theilnehmender Herzlichkeit des Freundes, mit inniger Rührung der verlorenen

Freundin . . . Wenn sie auch sonst das Leben leicht nahm, hier verstand ihr Herz mitzuempfinden, mitzutrauern.

Das Schweigen der vornehmen Dame langweilte Marietta, und sie fragte schüchtern:

„Wollen Eccellenza noch das Bild sehen, welches der Padrone für den Kaiser von Rußland malt?“

Alexandra verneinte, nach diesem Bilde mochte sie kein anderes betrachten.

Sie ging langsam in Gedanken versunken die Marmortreppe des Hauses hinab.

Draußen fand sie ihren Gemahl unter den Palmen sitzend; er hatte ein französisches Buch aus der Tasche gezogen, einen Kneifer auf die aristokratische Nase gesetzt und las. Die Kinder waren verschwunden.

Als Alexandra nahte, ließ er mit einer geschickten Grimasse das Glas von den Augen fallen.

„Enfin, mon amie,“ sagte er, indem er die Hand vor den Mund hielt, um ein Gähnen zu verbergen.

Die Gräfin reichte der jungen Frau die Geschenke, welche sie für die Kleinen mitgebracht hatte, trug ihr auf, Beppo zu grüßen, und ließ sich von dem galanten Gemahl in den Wagen heben.

Und während sie an dem zauberisch schönen Strande des Golfes von Salerno hinfuhren, gedachte sie ihrer eigenen Worte, die sie gleichsam prophetisch in der Villa Albani gesprochen:

„Um groß zu werden, bedurfte er eines großen, veredelnden Schmerzes.“

Hatte Margarethe daran gedacht, als sie ihr Leben

für den Geliebten hingab? Wäre es nicht schön gewesen, so lieben zu können?

Unwillkürlich sah Alexandra den Mann an, welcher an ihrer Seite saß. Sein Haar begann sich an den Schläfen zu lichten, an den Augen zeigten sich leise Linien, die ersten Vorboten des Alters, und seine Mundwinkel hingen herab; denn er schlief. Inmitten dieser Landschaft! Sie waren sich so nahe und doch so fern. Und Margherita und Ermanni? War sie nicht seine Muse, die ihn zur Unsterblichkeit geführt? Waren nicht ihre Seelen vereint?

Alexandra lachte laut auf, wie um die sentimentalen Ideen, das Vermächtniß des deutschen Gretchens zu verscheuchen, und schüttelte die blonden Locken, welche noch so golden waren wie zuvor.

„Dommage!“ hörte sie die Stimme ihres Gatten neben sich sagen. Sie klang so ärgerlich, wie es sich mit seiner Rücksicht auf Damen vereinte. „Ich träumte so süß!“

„Wovon, mon petit conte?“

„Vom nächsten Carneval,“ sprach er mit müdem Lächeln.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

33110

48 -

57
2

58

308
---
240 -
15
---
255 ml -
— 6

249.

56

365
8

2920 -
182

3102 -
78

3024 -
2920 -
---
104 m =

333

156
---
78 -

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Beaulieu, G.

Langes Haar, krauser Sinn Novellen

Breslau 1887
P.o.germ. 1797 z
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11675370-4